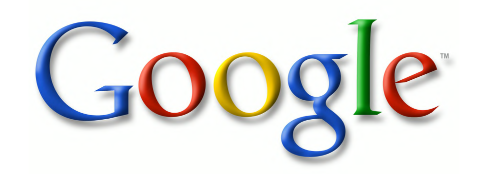
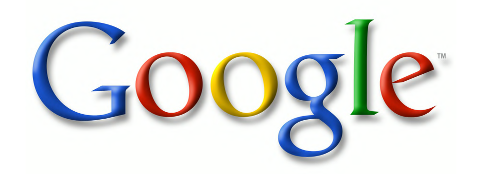



Google

J. Jacoby's

Bilder und Zustände.

Erstes Bändchen.

Bilder und Zustände

aus Berlin,

von

J. Jacoby.

Erstes Bändchen.

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.
(In Commission bei Otto Wigand in Leipzig.)
1833.

Inhalt des ersten Bändchens.

Seite

*

I.

Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen rc. rc.

Durch unsere Verordnung vom 30. vorigen Monats haben Wir für unsere Monarchie eine regelmäßige Verwaltung, mit Berücksichtigung der früheren Provinzialverhältnisse, angeordnet.

Die Geschichte des preußischen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften

der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt.

Damit sie jedoch desto fester begründet, der preußischen Nation ein Pfand Unseres Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unseres Reichs mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde, als Verfassung des preußischen Reiches, dauerhaft bewahrt werden, haben Wir Nachstehendes beschlossen:

§. 1.

Es soll eine Repräsentation gebildet werden.

§. 2.

Zu diesem Zwecke sind

a) die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhan-

den sind herzustellen, und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß einzurichten;

b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden, sind sie anzuordnen.

§. 3.

Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landes-Repräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.

§. 4.

Die Wirksamkeit der Landes-Repräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen.

§. 5.

Es ist ohne Zeitverlust eine Commission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen

Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll.

§. 6.

Diese Commission soll sich beschäftigen:

a) mit der Organisation der Provinzialstände;

b) mit der Organisation der Landes-Repräsentanten,

c) mit der Ausarbeitung der Verfassungs-Urkunden nach den aufgestellten Grundsätzen.

§. 7.

Sie soll am ersten September dieses Jahres zusammentreten.

§. 8.

Unser Staatskanzler ist mit der Vollziehung dieser Verordnung beauftragt und hat Uns die Arbeiten der Commission demnächst vorzulegen.

Er ernennt die Mitglieder derselben und führt darin den Vorsitz, ist aber befugt, in Verhinderungsfällen einen Stellvertreter für sich zu bestellen.

Urkundlich unter Unserer höchst eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königl. Insiegel. So geschehen, den 22. Mai 1815.

(L. S.)

Friedrich Wilhelm.
C. Fürst v. Hardenberg.

(Gesetzsammlung für die Königl. preußischen Staaten 1815, Nr. 290, Seite 103.) — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

II.

Der dritte August.

Es ist heute der Geburtstag unseres geliebten Königs.

Allenthalben wird Patriotismus losgelassen, in schlechte Verse gebracht, in triviale Bilder lithographirt und von der lieben Gassenjugend auf dem Exercierplatze in unzähligen Knallraketen verdampft. Die Alten haben ihren Patriotismus in Weißbierflaschen aufgezogen und nehmen ihn heute in vollem Maße zu sich — aus purer Vaterlandsliebe. Der Springbrunnen auf dem grandiosen Platze vor dem Museum soll heute zum ersten Male seine Wasserkünste produciren und zur allgemeinen Erbauung wässerigen Patriotismus an das Tageslicht fördern.

Wie das durch die Straßen wogt und braus't! Neue Röcke und aufgeputzte Gesichter stoßen sich

an einander und strömten zum Brandenburger Thore hinaus, um frische Luft und frischen Patriotismus einzuathmen.

Fast eine abgenutzte Silbergroschen-Physiognomien! Wenn man alle die Gedanken, welche auf diesen berliner Stirnen thronen, zusammenfassen könnte — man wird kaum so wenig finden, als dazu gehört, um in Süddeutschland Censor zu sein. Und das will viel sagen!

Nur hier und da sieht man ein weiches, elegisches Gesicht, das vielleicht an die Bundestagsbeschlüsse, an die begrabene deutsche Freiheit und an unsere Staatszeitung denkt. Ueber wenige ergraute Gesichter, die Pension genießen, zieht die Bedeutung des heutigen Tages wie ein Strahl dahin, und netzt ihr Auge mit Freudenthränen. Sie schütteln einander die Hände und rufen mit halberstickter Stimme: es lebe Friedrich Wilhelm der Dritte!

Denn die Leute, welche jetzt durch die Straßen wallfahrten, sind ein blödes, dünkelhaftes, ge-

meines Volk. Die Illumination, der Skandal und vor Allem das freie Tabackrauchen im Thiergarten treibt sie hinaus und ihr verschrumpftes Eckensteher-herz hat keinen Raum für einen Gedanken, der nicht mit Weißbier in Verbindung steht.

Auch ich befinde mich unter den Gassen-Patrioten und ein freudiger Schmerz durchzuckt meine Seele. Ich hatte ihn zu Papier gebracht und ihn Sr. Majestät überreichen lassen. Er war mit Thränen getränkt gewesen, als ich meine Gedanken niederschrieb; und da der König gewiß die Kunst versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, so werden meine Thränen ihm gar wehmüthig entgegengeflimmert und ihm das verkündet haben, was ich verschwieg, der Censur halber verschweigen mußte.

Sie werden ihm erzählen von den getäuschten Hoffnungen der Besseren seiner Nation, von der verfehlten welthistorischen Bestimmung Preußens, von den Seufzern, die gehört worden sind auf den Gräbern der im Jahre 1813 für die ver-

heißene Freiheit Gefallenen und von der nichtswürdigen Geistesknechtschaft durch die Censur.

Und wenn sein Verstand so groß ist wie sein Herz, so wird er weinen. —

Freudiger Schmerz durchzuckt heute meine Seele und die Seele aller derer, die ernst sind und es meinen. Freude, dankbare, innige Freude im tiefsten Herzensgrunde weil es uns wieder vergönnt ist, das Geburtsfest unseres wackeren, frommen und gnädigen Königs zu begehen, weil die Zeit an ihm vorübergestreift ist und weil sein Auge noch ungeschwächt und mild-klar leuchtet.

Wenn er jetzt vorüberführe, ich würde die Kleinen auf meinem Arme in die Höhe heben und ihnen zurufen:

„Seht da — das ist der Vater des Vaterlandes, prägt Euch seine Züge in das Gedächtniß. So sieht ein guter König aus, dessen Herz für die Unglücklichen schlägt, der die Hütten der Nothdürftigen besucht und dessen Feuerauge über Alles wacht.

Ihr gehet vielleicht schlimmen Zeiten entgegen. Wenn Euch alsdann das Herz bricht, so begebt Euch auf sein Grab, weinet Euch aus und flehet seinen Geist um Schutz an."

Das ist der Lichtblick des heutigen Tages. Aber er hat auch einen stechenden Schlangenblick, der das Auge erstarren und das Blut in den Adern stocken macht. Es ist ein Blick, der geisterhaft durch meine Träume zieht; es ist ein Gedanke, der mich das aufkeimende Geschlecht beweinen läßt, für das wir zu kämpfen berufen sind.

Der König ist sterblich!

So lange sein großes, religiöses Herz schlägt, so lange appelliren wir an den Gottesgeist in seinem Innern. Wenn auch Vieles nicht so ist, wie es sein sollte, wenn auch Preußen für jetzt seine große Bestimmung vergessen hat — wir geben uns zufrieden, denken, sagen es unsern Kindern vor und wiegen damit die Schmerzen zur Ruhe, welche die nichtswürdige Gegenwart hervorrufen läßt:

„Ein solcher König wird mit keiner Unwahrheit in die Grube fahren; er wird sein Wort halten und es erfüllen, sobald die Zeiten sich erfüllt haben.“ —

Aber könnten sich nicht die Zeiten dahin erfüllen, daß er eingesargt würde, er und sein Versprechen?! — — — — — — — —

Heiliger Gott — wenn wir alsdann consequent auf dem Wege fortfahren, den wir betreten haben, wenn sein Auge nicht mehr als Hoffnungsstern durch die Todesnacht leuchtet, wenn das gierige, ländersüchtige Rußland auf der einen und — — — — — — — Oestreich auf der andern Seite uns in ihre Liebesarme nehmen — was wird alsdann aus dem schönen Preußen werden, dessen Urgedanken Licht und Freiheit waren; was werden unsere Kinder zu uns sagen, die wir den Gesellschafter lasen und ins Königsstädter Theater gingen; indeß die übrigen civilisirten Völker ihre Nachkommen durch Constitutionen gegen die Willkür der Tyrannen sicher stellten?!

Sie werden uns fluchen und uns verhöhnen!

Darum Leben und Heil Friedrich Wilhelm dem Dritten; aber Wehe über den Weg, den gewisse Leute vorgezeichnet haben.

Das ist der Wahlspruch, der an die Spitze dieses Buches zu stellen ist.

Auch die Geschichte wird ihn einst als Motto für die Regierungszeit des Königs annehmen und der Enkel es andächtig nachsprechen.

Das Herz wird mir warm und das Auge naß. Soll, darf es so bleiben?! Haben wir darum einen Friedrich den Großen gehabt, darum Oestreich gedemüthigt, darum die Schlachten von Leipzig und Waterloo geschlagen, damit das theuerste Gut, die Freiheit der Schrift abhängigen Beamten anheimfalle, damit unsere Ständeversammlungen

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

O Friedrich Wilhelm, wenn doch durch dein großes Herz auch ein großer Gedanke zöge, wenn

deine Ahnen zu dir herniederstiegen, und dich an das mahnten, was zu erfüllen dein Beruf ist; wenn du wüßtest, wie streng die Nachwelt, wie gereift die Mitwelt ist und wieviel Unheil und Jammer du durch eines deiner mächtigen Herrscherworte von der Zukunft zu nehmen im Stande bist!

Wir haben dir deinen Thron wieder gegeben und die blutigen Leichen unserer Theuren sind die Schilder gewesen, auf denen du in die Stadt deiner Ahnen wieder eingezogen bist. Was war es, was damals durch die Jünglingsherzen braus'te, den Todesmuth in ihre Seele hauchte, und sie ihr junges Blut auf den Schlachtfeldern verspritzen ließ?!

Es war der Zauberruf der von dir zugesagten Freiheit, es war der Gedanke an die deutsche Nationalität.

Und was ist geschehen?!

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

In jedem dieser Gedankenstriche liegt eine Anklage, die all' die schönen Schul- und Finanz-Einrichtungen des preußischen Staates nicht hinwegzuwaschen im Stande sind. Wenn jetzt ein zweiter Körner seine Lieder sänge, Herr Stamm würde sie streichen und ihn Demagoge schimpfen! —

Die Tempel und Paläste, die du gebaut, werden zertrümmert werden und die Thränen der Armen, die du getrocknet, werden wieder hervorbrechen.

Gibst du aber deinem Volke die Freiheit, so wird dein Andenken ewig sein, ewig wie die Freiheit selber!

Es ist Nacht geworden. Ein leichtes Gewitter hat die Luft abgekühlt und erquickt die lustwandelnde Menge. Ob wohl durch ihr Herz der Drang nach etwas Besserem zieht, ob sie wol die Aufgabe und den Ernst der Gegenwart ahnen?!

Wenn sie auch die Zukunft nicht mehr erleben, so erleben sie doch gewiß die Sterne da

droben und sehen es noch einmal mit an, wie die preußische Deputirtenkammer in Berlin zusammenkommt und wie die Censoren zum Teufel gejagt werden.

Um mich her wird geschossen und gejubelt. Kein Gensd'arme läßt sich sehen: darum ist Alles preußisch-ruhig.

Die blonden, rothwangigen Jungen gehen mit Feuergewehren wie mit Seifenblasen um, dampfen Pulver los und freuen sich über den Knall und den Geburtstag.

Ihr lieben Kleinen — ihr Vertreter der bessern Zeit — haltet euch brav und übt euch nur frühzeitig in dem Kriegerhandwerk. Ihr werdet seiner gar sehr bedürfen und werdet noch oft im Pulverdampfe stehen.

Aber — — — — — — um der Freiheit willen! —

III.

Der Herzog von Reichstadt.

So eben kommt die Nachricht von seinem Tode an.

Das ist ein antiker Gedanke, der durch Clio's Seele blitzte, das ist die tragische Nothwendigkeit, welche erschütternd das Napoleonische Drama beendet.

Ich habe dich begriffen, du hehre Göttin, und bete dich im Staube an. Groß bist du und mächtig, wenn das Heldenschwert und der Lorbeerkranz deine glühende Stirne schmückt, wenn dein flammendes Angesicht entscheidend über Schlachten leuchtet, wenn du im Kanonendonner den Völkern dein Nemesislied verkündest; tief bist du und nur Wenigen verständlich, wenn es ironisch um deine Lippen zuckt, wenn, damit dir vor ungeheuerem Schmerze die eigene Brust nicht schmilzt, ein gött-

licher Spaß, ein heiteres, rosiges Frühlingslächeln durch dein Auge zieht; aber heilig bist du und himmlisch, wenn du mit dem Cypressenkranze einherschwebest, wenn elegische Geistertöne über deine riesige Harfe hingleiten, wenn du die Vergangenheit in der Gegenwart versühnest und im wehmüthigen Ernste dich offenbarest.

So schaute ich dich jüngst, als du den Todeskuß auf das Antlitz des Kaisersohnes drücktest. Du hattest seinen Vater, er hatte dich erhoben; ihr waret Beide eines geworden. Du hattest ihn in den Götterrausch eingewiegt, Kronen und ewige Kränze über ihn geschüttet und ihn im Triumphzuge durch die Welt geführt; du begleitetest ihn auf den Felsen, reichtest ihm dort deinen eisernen Griffel und grubest ihm mit eigener Hand das Grab. Sollte das große, mächtige Gedicht jetzt in eine schale, östreichische Familiengeschichte enden?! — Nein — das vermeidet jeder menschliche Poet, wie viel mehr du, die du die Poesie selber bist. —

Die alten Begebenheiten tauchen wieder auf; und sie werden mir klarer und bedeutsamer, da ich dich, wie den Gottesgeist über das werdende Chaos, — da ich dich, schöpferische und bildende Clio, über sie dahinschweben sehe.

Als sie den Kaiser begraben hatten, glaubten sie die Revolution mit eingesargt zu haben. Auf St. Helena schlummert der, welcher sie allein zu bekämpfen im Stande gewesen wäre; und die Revolution flog, troß der Millionen Bajonette, lustig davon, nistete sich in alle Herzen ein und sang dort, während der Restauration, ihr vorbereitendes Lied. Die hohen Herren hatten sich ihre Schlafmüßen zurecht gesetzt, ihre Throne recht weich und behaglich auspolstern lassen, den alten, bunten Kram wieder hervorgesucht und gedachten, sich auf ein paar Jahrhunderte von dem großen Werke auszuruhen und zu tournieren und zu jagen und zu beten. Wie haben sie sich geirrt!

Wenn man die Gruft von St. Helena aufschüttet, findet man den Ruhm, den Schmerz um

eine verlorne Welt und große Gedanken begraben; — aber nicht eine Faser von der Revolution. Die ist noch nicht einmal emancipirt, und sollte schon bestattet sein? Wir hoffen auch sie, wenn das Werk vollendet ist, mit Gottes Hülfe einst zur Ruhe zu bringen, wir gedenken ihr ein recht schimmerndes, ausgeputztes Grab zu geben. Rathe einmal Jeder, worin das bestehen wird? — — —

Neulich komme ich in die vollständigste hiesige Leihbibliothek und fordere: Napoleons Memoiren. Der Mann erwiederte, die wären verboten. —

Wie lächerlich! Ein solches Werk verbieten, heißt, die Geschichte verbieten. Denn daß es echt sei, glaubt man doch gewiß. Wehe — wenn es falsch sein sollte! Dann gäbe es irgendwo einen zweiten Napoleon Buonaparte. — Es wäre freilich bequem, wenn man so ganze Partieen aus der Geschichte streichen und andere auf Velinpapier mit großen goldenen Lettern drucken lassen könnte. —

So eben bringt mir mein Diener ein harmloses Gedicht zurück, worin ich für ein hiesiges Journal einige Gefühle über den Tod des Herzogs von Reichstadt eingekleidet und das mir der Censor ganz gestrichen hatte. Was für dicke, stark aufgetragene Kreuz- und Querzüge mit blauer Dinte über das unschuldige Papier! Als wenn der ganze Staat wankte, als wenn er bis in seine Grundsäulen erschüttert worden wäre. Du armer Staat! wie bedauere ich dich, wenn du dich vor einem schlechten Gedichte auf den todten Sohn deines todten Feindes zu fürchten Ursache hast! —

Was soll ich nun aber mit meinen Gefühlen machen? Ich will sie so gut, als möglich, in Prosa umwandeln und sie dir, mein geneigter Leser, als Angebinde darreichen.

In einer silbernen Wiege *) umgaukelten ihn die ersten Tage.

---

*) Historisch.

Was für Pläne, was für Entwürfe schwebten um den kleinen Raum. Habsburgs Ahnen sandten ihre Wünsche für den erlauchten Sprößling hernieder, der Kaiser lauschte den Athemzügen des geliebten Sohnes und Könige und Königinnen kos'ten mit dem beglückten Kinde. Roms Krone schmückte sein Haupt.

Böse, schicksalsschwere Träume sind indessen vorübergegangen, haben den Knaben aus dem schönen Erblande verscheucht, ihm den Scepter und die Rosen auf den Wangen genommen.

Ueber das Meer kamen Seufzer her und legten sich an das kleine Herz.

Und das kleine Herz brach; denn es war groß. —

Uns erzählen die Ammen Mährchen. Ihm erzählte die Geschichte eine Mähr, die ernst und schauerlich in sein Jünglingsleben hineingriff. Dazu schlug die Riesenharfe der Zeit elegische Rhythmen. Das Lied sang von dem großen Titanen, von den neidischen Göttern und dem hämischen,

schuftigen Menschengesindel; es sang von dem Kaiser, von St. Helena, von dem Vater ohne Sohn, von dem Sohne ohne Vater. —

Und so wurde der Jüngling zu Tode gesungen und ruht jetzt wieder auf der Wiege. Die Klagegeister durchweinter Tage und Nächte schlummern auf seiner Stirne. Die alte Krone schmückt wieder sein Haupt. Denn Roms Krone — das ist der Leichenkranz; der gebührt der todten, vermoderten Stadt.

Auch der Kaiser naht sich seinem sterbenden Sohne, der ihm lebend nicht vergönnt war, und beugt sich über ihn und küßt die letzte Gluth von dem erlöschenden Auge weg.

Also mußten sich die Zeiten erfüllen.

Was soll das Titanenblut unter dem Menschengeschlechte? Er ist als Jüngling gestorben, rein und unbefleckt. — Unerfüllte Träume sind im Grabe ein weiches, luftiges Kissen, aber im Leben neckische, höhnische Gestalten.

Auf der Stätte von St. Helena blühen keine Blumen, singt keine Nachtigall. Das Meer braust dort in Wogendonner sein ewiges Sturmlied, eherne Männertritte schreiten des Nachts über das Grab und aus der Asche des Todten keimen die Rachegeister künftiger Schlachten.

Aber auf dem Hügel des Jünglings wird es grünen und blühen!

Denn die Schmerzen, die er mit in die Gruft genommen, wuchern noch unter der Erde fort, kommen als blasse Blumen hervor, oder flüchten sich in die Kehle einer Nachtigall, die gewiegt auf luftigen Zweigen über dem Grabe des Napoleoniden seine Schmerzen der Mit- und Nachwelt flötet und klagt.

IV.

Die Juden.

Ich kam neulich in einer vornehmen Gesellschaft mit dem ewigen Juden zusammen.

Er hatte den Bart abgelegt und roch nicht mehr nach Knoblauch. Er trug einen schwarzen, modernen Frack, eine Brille und den Casanova unter dem Arme. Er sah blaß und krank aus und statt der Zerknirschung und des Ekels an dem Erdenleben zuckte der Hohn um seine Lippen.

Ich fragte, wie es ihm gehe und ob er in der jetzigen Zeit, wo so Vieles begraben werde, nicht die Hoffnung hege, endlich seinen Körper der Erde wieder geben zu dürfen.

Er antwortete: Das wünsche ich jetzt gar nicht mehr. Als die Welt gesund und lebensfrisch war, da spielte ich mit meinem modernden, halb-

verwes'ten Körper eine schlechte Rolle und mein Leichengeruch mochte mit dem Blumendufte keine Harmonie bilden. Damals hatten die Jugendlichen und Gesunden ein Recht, das umherwankende Gespenst zu verhöhnen und ihm zuzurufen: wie lastet der Fluch Gottes auf Dir, der Du seit Jahrtausenden wechselnde Gestalten siehst, die, wenn sie ihr zeitliches Ende erreicht haben, sterben, um verjüngt wieder aufzuerstehen. Du allein kennst den Tod und die Auferstehung nicht, Du mußt den uralten Körper und die verhaßte Larve durch die Ewigkeit fortschleppen. Sieh uns an; wir leben, um uns ins Dasein zu verklären und uns zu metamorphosiren, wenn diese Bestimmung erfüllt ist. Denn der Tod ist der Triumph und die Versöhnung der irdischen Dinge, wie ein ewiges, sieches Leben ihr Fluch. Also sprachen sie; und ich fühlte das Gewicht ihrer Worte, wenn ich gewahrte, wie frisch und kräftig Alles emporwuchs und den Keim des gesunden, bedingten Lebens in sich trug. Auf welche Weise ist man mit

mir umgegangen! Tausendfach hat man mich mit allen erdenklichen Martern gemordet, man hat mir das alte Haar ausgerauft, man hat mich lebendig begraben. So wollte man den Sohn Gottes sühnen, dessen zeitlichen Tod ich verschuldet. — Was hab' ich ertragen! Durch alle Länder der weiten Erde bin ich gepeitscht worden, und wenn ich ein stilles Asyl gefunden, da rüttelten sie mich auf, jagten mich von dannen und riefen mir nach: Ewiger, alter Jude!

Und ich flüchtete in die Wälder und in die Berge. Aber die Hügel riefen mir zu: Hebe Dich weg! Wir kennen nicht die Ewigkeit; auch uns zertrümmert die Zeit. Du allein bist der ewige Jude!

Und schaute ich zur Sonne empor, und blickte ich zur Erde hernieder, so grins'ten sie mich an und höhnten mich aus. „Auch wir sterben. Du allein bist der ewige, alte Jude!"

Da flehte ich zu Jehovah, dem alten, ewigen Gotte:

Der Du gleich mir alt und ewig bist, räche mich, räche meine Qualen an diesem Menschengeschlechte. Laß es krank und siech werden, vergönne ihm kein Grab, in das es seinen Körper versenkt und aus dem es verjüngt und verklärt emporsteigt.

Und die Zeiten haben sich erfüllt!

Die Welt ist faul geworden und in Verwesung übergegangen. Sie weiß es und fühlt es am Modergeruche. Die alten Lebenswerkzeuge sind abgestorben und wollen sich dennoch geltend machen. Die neuen sind zum Theil noch nicht gefunden, zum Theil zurückgedrängt. Darum irren allenthalben Gespenster umher; nirgends findest Du frische, kräftige Gestalten, nirgends wehet der zauberische Hauch des jugendlichen Lebens; mit einem Worte, die jetzige Welt ist ein ewiger Jude, der sich nicht zur Ruhe begeben darf, obgleich sein Zeitliches gekommen.

Darum fühle ich mich jetzt in diesem Chaos

so behaglich, und kühle meinen Rachedurst und wünsche ihn noch lange zu sättigen. Wie mir damals, zur Zeit der römischen Kaiser, wohl ums Herz wurde, als ich die Welt, gleich mir, zerrissen und vermodert, als ich die alten Götter erbleichen und die Menschheit vergebens nach etwas Neuem, Besserem ringen sah, und als ganze Geschlechter, gleich Gespenstern, durch das Leben zogen; so erfüllt mich der jetzige Zeitpunkt mit Wollust, da mir allenthalben veraltete Satzungen und Leichname entgegentreten, da man nicht im Stande ist, die morschgewordene Hülle abzustreifen und sich, gleich mir, in unseligem Lebensüberdrusse umhertreibt.

Jetzt ist die Reihe an mir, zu necken, zu spotten, zu höhnen. Jetzt eil' ich durch die Städte und singe ein Schandlied, das, wie Scorpionenstich, ihnen in die christlichen Ohren klingt.

„Du einst so jugendliche Welt — wie bist du, gleich mir, alt geworden und darfst dich, gleich mir, nicht zur Ruhe legen. Wie wankt

dein morscher Leib, wie schlottern deine Glieder, wie pestartig ist dein Geruch."

„Du christlich germanisches Zeitalter — wie bist du abgestorben und doch mit deinen Domen, Burgen und Pallästen nicht zusammengestürzt."

„All' Ihr Erdensöhne — wie fühlt Ihr es im Herzensgrunde, daß Ihr nicht mehr der Gegenwart angehört. Wie sehnsüchtig schaut Ihr der Zukunft entgegen, und dürft sie doch nicht erfassen und den müden Leib bestatten."

„Und die Kunst, die Ihr die ewig lebendige nanntet, wie ist auch sie im Tumulte zersetzt und zerrissen worden, wie fristet sie durch Carricaturen des Heiligen und durch Fratzen ihr kümmerliches Dasein!"

„Und Du Nazarener, Du Christengott, der Du in ewiger Jugendfrische den Strahlenthron zu bewahren glaubtest, wie bist auch Du alt geworden, wie wär' es Zeit, daß auch Du Dir ein recht tiefes Grab grübest. Der St. Simonismus hat Dich benagt und Dich aus dem

Himmel gestürzt. Auch Du bist jetzt ein ewiger Jude! — —"

Also sing' ich in meinem Ingrimme und lasse den giftigen Blutstrahl aus meinem Herzen hervorzischen und besudele Alles. Die Schatten beschwöre ich herauf und höhne sie aus, und zeige ihnen ihre Nachkommen, wie sie sich abquälen zu streben. Und wo ich etwas finde, was noch kräftig dasteht und mir, dem Todmüden, unähnlich ist, da spritz' ich meinen Geifer auf die Heroengestalt und suche sie in die Gespensterwelt herabzuziehen. *Göthe* muß ich herunter haben; er *lebt* mir im Tode noch zu sehr. —

Da erfaßte mich ein Grauen und ich sprach zu ihm:

Als Du einen langen Bart, schmutzige Kleider und noch schmutzigere Gewohnheiten und Ceremonien an Dir trugst, zog ein ungeheurer Schmerz für Dich durch meine Seele und ich fühlte das Tragische Deiner *jüdischen* Pilgerfahrt durch die *christliche* Welt. Als Einer aus

Deinem Geschlechte wußte ich die tiefe Bedeutung Deines wunderlichen Aufzuges zu würdigen.

Jetzt hast Du äußerlich den Juden abgelegt, lässest Dich rasiren, speisest an der table d'hôte, gehst ins Theater, besuchst die Kirchen, liesest Voltaire, dichtest erotische Verse, trägst einen Frack, kurz bist ein moderner Mann geworden.

Nur innerlich hast Du den verderbten Juden Dir bewahrt, den Ingrimm, den Rachedurst, den Zorn, die List, die Falschheit, die Wuth und den unversöhnlichen Haß gegen Christen und Christenthum.

Diesen sendest Du als vernichtende Feuerrakete in die allgemeine Verwirrung hinein und weidest Dich an dem Weltenbrande.

Die Besseren Deines Geschlechtes sagen sich von Dir los und verfluchen Dein Treiben.

Die alte Zeit wird begraben und die neue errungen werden. An Beidem wollen wir treulich

mitarbeiten und man wird uns das gemeinsam Erkämpfte mitgenießen lassen. — —

Er schüttelte höhnisch das Haupt und empfahl sich mir, indem er zu Jagor ging.

2.

In einem hiesigen Blatte stand neulich: Die Juden wären unter unserer gerechten Regierung noch gar nicht genug gedrückt.

Das fiel mir schwer auf das Herz und zog sich in meine Träume hinein.

Ich war ein reicher Mann, konnte geläufig Französisch sprechen, sehr gut den Damen die Cour machen, einen sehr devoten Bückling schneiden, hatte einen blühenden Schnurrbart und zwei allerliebste Töchter. Ich wollte also die diplomatische Carriere einschlagen. Ging zu Sr. Excellenz hin und stellte mich ihm vor. Er war mit meinen Eigenschaften zufrieden und sagte sehr höflich: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren."

Nun — dachte ich in meinem Traume weiter — daß Juden nicht Diplomaten werden können,

finde ich sehr recht. Sie sind gar zu schlau und haben aufgeweckte Köpfe. Die würden lauter Talleyrands und Metternichs abgeben und die Diplomatik noch mehr verdrehen. Ueberdies müßten diejenigen Monarchen, die keine Juden unter ihren Unterthanen zählen, zu kurz gegen die kommen, welche aus ihrer Mitte Minister und Legationsräthe erwählen. Kannst du nicht als Diplomat auftreten, so willst du Jurist werden. So'n Präsident ist auch nicht von Stroh. Meine Zeugnisse waren in Ordnung, ich hatte viele Gönner, man hatte meine Kenntnisse vom praktischen Rechte bis in den Himmel erhoben. Ging zu Sr. Excellenz hin und stellte mich ihm vor. Er war sehr höflich und sagte: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren."

So will ich denn als Professor der Philosophie mein Heil versuchen, die doch wenig, oder gar nichts, mit dem Judenthume zu schaffen hat. Ich machte ein glänzendes Examen, schrieb eine Dissertation, die wirklich ausgezeichnet war, pro-

movirte und glaubte ein gemachter Mann zu sein. Ging zu Sr. Excellenz hin und stellte mich ihm vor. Er war sehr höflich und sagte: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren.“

Ich schrieb an Se. Majestät, legte Zeugnisse von den bedeutendsten Männern bei, die alle beurkundeten, ich wäre ein großer Orientalist und könnte sehr die Wissenschaft bereichern, wenn mich der Staat, wie so viele andere Gelehrte, auf seine Kosten nach Paris reisen lassen wollte. Der König war sehr herablassend gegen mich und erwiderte: „Als Jude unterstütze ich Sie nicht.“

Ich versuchte es als Historiker, Mathematiker, Physiker, Astronom, Pharmaceut; ich bemühte mich im Bau-, im Militär-, im Rechnungsfache angestellt zu werden. Se. Excellenz waren sehr höflich und sagten: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren.“

Da ich nun durchaus ein Amt haben wollte, so meldete ich mich zum Nachtwächter. Ich stellte dem Communalvorsteher vor, daß ich so gut, wie

irgend Einer schlafen könne, und daß ich meinem Posten Ehre machen werde. Er war sehr höflich und sagte: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren."

Ich war Willens, unter die Polizei zu gehen, weil ich eine Turteltauben-Höflichkeit besaß. Man war auch sehr höflich gegen mich und sagte: „Als Jude ist es unmöglich, Sie einzurangiren."

Ich wollte Censor werden. Mein Patriotismus war bekannt; ich hatte einmal zu einem hohen Geburtstage ein Festgedicht geschrieben; ich hoffte auf keine abschlägliche Antwort. Man war sehr höflich gegen mich und antwortete: „Als Jude können wir Sie nicht einrangiren."

Ich erwachte und ärgerte mich über meinen dummen Traum. Bei uns, in Preußen, ist es zwar ganz eben so, aber die Juden haben doch auch Vorrechte und Privilegien.

Sie brauchen keinen Zettel auf der Brust zu tragen, worauf „Jude" geschrieben steht, und können, wenn sie ihr Geld bezahlen, sich in den

ersten Rang der königl. Oper setzen und dem ganzen Hofe ins Angesicht sehen. Wenn ihnen Jemand Injurien an den Hals wirft, haben sie das Recht, ihn zu verklagen. Sie dürfen auch zu Stehely gehen und Kaffee trinken und die Zeitungen lesen und über die ganze Welt raisonniren. Geld können sie zusammenscharren, so viel sie wollen, und es wieder wegwerfen, wie es ihnen beliebt. Dagegen hat Niemand etwas. Wenn Krieg wird, dürfen sie sich so gut, wie jeder Andere, todtschießen lassen. Die Ehre genießen sie auch. Sie dürfen im Theater den Tänzerinnen auf die Waden sehen und dann patriotisch sein, und Verse und schlechte Witze machen und lachen und weinen und Kinder in die Welt setzen. Sie dürfen in Tivoli kutschen, sich Equipagen und Diener und Maitressen halten und sogar unter den Linden wohnen, neben dem prinzlichen Pallaste. Ihre Frauen dürfen Staat im Staate machen und es ist ihnen nicht verboten, geistreich zu sein und schwarzes Haar und feurige Augen zu haben. Wenn

sie an Schulden laboriren, steckt man sie eben so gut ein, wie die ehrlichste Christenseele. Es darf sie Niemand ungestraft todtschlagen; und wenn sie gestorben sind, werden sie begraben.

Darf der Jude mehr verlangen?

3.

Zu jeder Zeit werden sich Männer aufweisen lassen, deren Wirkungskreis in eine vergangene Periode hinüberreicht, welche sie begründen halfen, in ihr den Impuls für die jetzige Gestaltung der Dinge gaben und doch von dieser fern, ja unerreichbar fern geblieben waren.

Die Gewalt der Begebenheiten wurde mächtiger als sie; die Zeit brauste fort, indeß sie über das, was sie gethan, reflectirten. Ein neues Geschlecht reifte unter ihren Augen, bildete sich an ihrer Weltanschauung heran und warf diese von sich, nachdem es ihren Honigseim in sich eingesogen hatte.

Denn auch der bedeutendste Mensch lebt insofern nur für seine Zeit, insofern unter diesem

Ausdrucke eine förmliche Assimilation, ein lebendiges, unmittelbares, unwillkürliches Zusammenhängen der Zeitgenossen mit dem Individuum verstanden wird. Er wirkt, gibt den Anstoß für alle Zeiten, gehört aber als integrirender Theil nur einer bestimmten Zeit an, deren mehr oder minder große Ausdehnung von seinem Wirkungskreise und von andern Zufälligkeiten abhängt.

Kann, darf es anders sein?

Der Heros trägt auf seinen Geniusschwingen den Frühling und die Nachtigallen in die kalte, starre Winterwelt hinein und eilt seiner Zeit voraus. So lange er in der Gegenwart die Zukunft votarbeitet, ist sein Gedankenwerk allumfassend, unsterblich. Sobald seine vorbereitete Zukunft zur thatsächlichen Gegenwart wird, enthält sie in Bezug auf ihre Universalität den Keim der Vernichtung in sich. Der größte Geist, welcher sich im Menschen offenbart, ist vermöge seiner auf eine gewisse Form angewiesenen Subjectivität nur Gestaltungen hervorzubrin-

gen im Stande, welche den Typus seiner Zeit und seines Wesens tragen und deren Ewigkeit in ihrer ewigen Metamorphose und in ihrer Anregung liegt. Die gepriesensten Kunstwerke haben nur eine todte, nie eine lebendige Ewigkeit. Wie herrlich auch die epischen und plastischen Kunstformen der Alten in unser modernes Wesen hineinreichen mögen, — sie sind leblose Geister, denen durch ihre von ihnen divergirende Umgebung die Zauberkraft des Wirklichen und der Wirklichkeit fehlt, sie klingen wie ein Mährchen zu unsern jetzt so ganz veränderten Verhältnissen. Die Philosophie in ihrem metaphysischen Theile allein ist berechtigt, von vorn herein den Anspruch an das ewige Leben zu machen; aber ihre nothwendige Unvollständigkeit und das Gebrechliche in ihrer materiellen Ausdrucksweise, welche die mathematische Evidenz nie erlangen wird, läßt sie diese Forderung aufgeben. Politische, publicistische und technische Gestaltungen tragen ihrem Stoffe nach schon die Vergänglichkeit

in sich; und die religiöse Anschauung, der wir so gern den Stempel des Ewigen aufzudrücken bemüht sind, wird für kein Menschenwerk ausgegeben. —

Darum ist es grossartig schön, wenn der Mann dann stirbt, sobald die Ideen, welche er repräsentirt, in ihrer lebendigen Wirkung zu erlöschen beginnen. Indem der beste Theil seines Wesens sich dem Fortschritte des Weltgeistes gemäß in eine andere Richtung der Menschen metamorphosirt, gibt sich auch der schlechtere Theil, der Körper, seinem Urbestandtheile, der Erde, zurück. Beide mögen nicht ohne einander ein dürftiges Dasein fristen, beide gehen mit einander unter und beide sind unzertrennlich in dem Andenken der Geschichte.

Nicht Allen ward dieses Glück vergönnt! Wie Viele wandeln umher, die einst die Koryphäen einer vergangenen Zeit gewesen und nun einen unbedeutenden Einfluß auf die Gegenwart ausüben. Zumal bei der jetzigen Epoche, wo in allen Richtungen des menschlichen Geistes sich neue,

originelle Bestrebungen offenbaren, wo allenthalben der Drang fühlbar wird, das Alte bis auf die Wurzel, ja bis auf die Nebenverzweigungen auszurotten — zu einer solchen Zeit liegt es in der Nothwendigkeit der Sache, daß viele Männer nach ihrem abgeschlossenen Wesen die Vergangenheit in der Gegenwart repräsentiren.

Sie haben entweder etwas Gespenstisches oder Weichelegisches an sich, je nachdem sie dem jetzigen Zustande entweder ohnmächtig-feindselig entgegentreten oder sich ihm liebevoll nähern und ihn mit ihren stockenden Athemzügen einzufangen bemüht sind.

Zu den Männern der letzten Classe gehört David Friedländer. Bei ältern Literaturfreunden steht er als Zeitgenosse Engels und Ramlers im achtungswerthen Andenken; und alle diejenigen, welche sich für die Reform der Juden in publicistischer und religiöser Hinsicht interessiren, werden nie den Mann vergessen haben, welcher als Schüler und Mitstrebender Mendelssohns einen

so hervorstehenden Einfluß auf die Verhältnisse seines Volkes ausgeübt hat.

Mendelssohn und seine Schüler sind die vollendeten Blüthen des modernen jüdischen Geistes, wie sie gedrängt zwischen das Christenthum und die damalige Philosophie sich entwickeln konnten. Will die Blume sich noch prächtiger entfalten, so sinkt ihr Stamm zusammen. Bis zu dem Grade von subjectiver Weltanschauung, wie wir sie in Mendelssohn's Schriften finden, ist das Judenthum im Stande, sich aufzuschwingen. Hier muß es, wenn es Judenthum sein will, stehen bleiben; sonst wird es unwillkürlich zur Fratze.

Und wie schauerlich hat sich diese gestaltet!

Mendelssohn starb. Mit dem Hintritte dieses „liebenswürdigen" Mannes, der wohl einsah, wie weit der Jude gehen dürfe, wenn die unseligste Zerrissenheit oder der schroffste Indifferentismus sich seiner nicht bemächtigen solle, beginnt eine neue Periode für das intellectuelle Leben der Israeliten. Die Genügsamkeit jener Schule, ihre

sich weise vorgesteckten Grenzen wichen dem an und für sich lobenswerthen Drange nach der letzten Spitze der menschlichen Erkenntniß, der aber ohne christlichen Hintergrund und in Verbindung mit dem Judenthum zur „unseligsten Zerrissenheit“ führt. Das Christenthum entwickelte sich bei den tüchtigeren Köpfen schon in Folge ihres Stolzes und ihrer Scheu vor öffentlichen Ceremonien seltener; und die Zerrissenheit nahm dergestalt eine feststehende Form an, daß der Theil unserer Literatur, in welcher sich jene zeigt, vornehmlich durch jüdische Autoren repräsentirt wurde und zum Theil noch wird.

Nur derjenige, der lange Zeit unter Juden gelebt hat, vermag ihre hochtragischen Charaktere auf der einen und ihre albernen, tölpelhaften Fratzen auf der andern Seite zu würdigen. Was in der Mitte liegt, verdient gar keine Beachtung; es sind solche, die sich nicht einmal den Schein geben, das Räthsel des Daseins durch religiöse und philosophische Anschauung er- und verklären zu wollen; die

entweder mit derselben Anhänglichkeit an ihren Schabbeslichtern wie an ihrem Schacher kleben, oder die als Geldaristokraten ihre Befriedigung im luxuriösen Nachäffen von noch größeren Narren, als sie sind, finden. Hier ist nur die Rede von den Besseren, die, nachdem sie einen tiefen Trunk gethan, sich aus mannigfaltigen Gründen nicht zur Taufe bequemen mögen, weil sie wohl fühlen, in derselben für ihre Wiedergeburt nichts zu finden, und im anachoretischen Befolgen der Ceremonien Trost und Befriedigung finden, oder im krassesten Atheismus erstarren. Ihre Wuth, ihr Hohn, ihr Ingrimm hat darum eine hochtragische Seite, weil diese Männer unverschuldet und nothwendiger Weise in den traurigen Zustand hineingekommen sind, und weil die Zurücksetzung, welche ihnen täglich zu Theil wird, sie mit neuen Stacheln peitscht. O es ist ein unseliges Gefühl, in dieser christlichen Welt als Jude umhergehen und die verhaßte, durch Leiden liebgewonnene orientalische Larve bis ans Grab mit sich schleppen zu müssen. Der Fluch auf den ewigen

Juden manifestirt sich bei jedem Einzelnen unter ihnen, der gerade nicht zum lieben Vieh gehört und bei dem es zum Bewußtsein gekommen, was es heißt: Jude zu sein und es zu bleiben. Die Ausgezeichnetsten unter den jetzt lebenden Israeliten gehören zu diesen zerrissenen Charakteren, durch deren großes Herz die Versöhnung des Heilands sich nicht hindurchgerungen hat. Sie haben es erkannt, daß zwischen Juden- und Christenthum eine Kluft liegt, die nur durch die Gräber des ganzen Geschlechtes auszufüllen ist. —

Anderer Meinung sind die seichten Köpfe, welche das Zufällige aller Dinge und nicht ihr Grundwesen zu erfassen im Stande sind. Sie glauben, die Versöhnung lasse sich durch Äußerlichkeiten hervorbringen und das Judenthum werde dadurch für die Forderungen des 19. Jahrhunderts ein- oder, besser gesagt, zugerichtet, wenn ihm weniger Schmutz als zuvor anklebt und wenn gewisse Ceremonien eine weniger krasse Form annehmen. So denken die sogenannten modern-ästhetelnden

Juden, vielleicht die albernsten Carricaturen in dem großen Weltgemälde. So wie Jemand sich lächerlich machen würde, wenn er Jupiter im schwarzen Fracke, mit Handschuhen und Vatermördern darstellen wollte, so profanirt der das Heiligste und zerreißt die Idee der Geschichte, welcher vor Jehovah, dem düstern Rachegotte, moderne Erbauungslieder singt, die Orgel dazu christliche Melodien spielen läßt und zuletzt eine nüchtern-moralische Predigt hört, die in ein Ifflandisches Schauspiel hineinpaßt. Daß dies wirklich geschieht, daß diese melodramatischen Lappen wirklich auf das heilige, uralte, zerfetzte Gewand gelegt werden — das zeigt von Unverstand auf der einen und von dem unklaren Bewußtsein auf der andern Seite, wie selbst jene Männer nach etwas Besserem ringen, und dieses darin gefunden zu haben glauben, wenn sie Schweinefleisch essen, keinen Bart tragen und statt der kräftigen ebräischen Gebete deutsche Tiraden nach Opern-Melodien herschwatzen. Als wenn das Wesen des Judenthums in diesen

Zufälligkeiten läge! als wenn der Gegensatz zwischen ihm und dem Christenthume durch Aeußerlichkeiten auszugleichen sei!

In diesem läppischen Treiben liegt keine Gewähr, kein Grundstein für die Zukunft, auch in sofern nicht, als, wie Viele sich schmeicheln, in ihm *wenigstens der Form nach* ein Anfangspunct des Christenthums zu finden sei. — Man täusche sich nicht! *Die modernen Juden haben sich weit mehr vom Christenthum entfernt als die orthodoxen.* — Diese hatten ein gebrochenes Herz und waren für die Offenbarung Gottes im Innern und in der Schrift empfänglich; sie fühlten, daß das Ueberirdische in das Irdische hineinleuchten müsse und mochten aus mannigfaltigen Gründen jenes nicht im Christenthume suchen. Die modern-ästhetischen Juden sind ein blödes, dünkelhaftes Volk, welches an Nichts glaubt und an Nichts zweifelt, durch albernen Kram von Puppenspielen sich und Andere betrügt und trotz der schimmernden Außenseiten im

tiefsten Herzensgrund den verderbten Juden κατ' ἐξοχην birgt. — —

Wie sich der welthistorische Conflict zwischen theokratischen Satzungen und den Anforderungen der neuen Zeit lösen wird, liegt in den Händen desjenigen, der ihn herbeigeführt hat. Daß der ewige Jude sich endlich zur Ruhe legen, daß der Fluch von seinem Haupte hinweggenommen werden und daß das umherirrende Gespenst endlich den faulenden Körper dem Grabe und der Geschichte wiedergeben wird — dazu ist, wie die Sachen jetzt stehen, keine Hoffnung vorhanden. Denn hier wird die Fäulniß kein Uebergangspunct zur Verwesung; sie will selbstständig dastehen und noch einmal Blüthen und Früchte hervortreiben.

Und da jetzt die Welt auch faul ist, da eine neue Zeit sich aus der Gährung hervorringt, so — findet sich gerade jetzt ein Anhalt-, und in der Zukunft vielleicht ein Wendepunkt für die Juden. Das haben die Genies unter ihnen wohl geahnt, die Blitze ihrer zerrissenen Seele in den Brand

hineingeschleudert und treulich dazu beigetragen, das Alte zu zertrümmern und die Alten zu verhöhnen. Von dieser Seite betrachtet, gewinnen Heine und Börne eine ganz eigenthümliche Bedeutung. —

Die neue Zeit wird kommen; vielleicht begrüßt sie schon die Gräber des jetzigen Geschlechtes. Ob sie von den Juden emancipirt werden wird, nachdem das christlich-germanische Jahrtausend spurlos an ihnen vorübergegangen war — das bezweifeln, das wünschen wir aber von ganzem Herzen.

In dem Chaos rings umher steht David Friedländer für die Besseren seiner Nation als wegweisende Lichtgestalt, als der Letzte jener Mendelssohnschen Schule da, die in ihrem tiefen Geiste wohl geahnet, auf welche Klippen das Judenthum stoßen muß, wenn es seine Grenze überschreitet und die Befolgung der Ceremonial-Gesetze fallen läßt. Diese waren ihr der Compaß, vermöge dessen Führung sie das gebrechliche Fahrzeug

noch längere Zeit durch Sturm und Wetter zu leiten hoffte.

Aber der Ungestüm der Jüngeren warf Alles über den Haufen, und nur der Allmächtige vermag die Mannschaft des gestrandeten Schiffes in den sichern Hafen zu geleiten.

Der wünschenswertheste Ruheport für sie ist das Grab und seine Versöhnung.

V.

Zeitungen und Journale.

1.

Ich will in einer Reihe von Aufsätzen eine Schilderung der hiesigen Ansichten über das öffentliche Leben geben. Merke der Leser wohl auf: eine Schilderung der Ansichten über das öffentliche Leben, nicht des öffentlichen Lebens selbst. Denn wir haben keins. Bei uns ist Alles geheim, dafür sorgen schon die Geheimräthe. In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel für unsere neueste Geschichte und für die meisten Correspondenz-Nachrichten, die über uns aufgetischt werden. Denn hier sind nur zwei Fälle möglich. Entweder wir haben seit Funfzehn gar keine Geschichte, oder diese ist für zu nobel gefunden worden, um sie dem Plebs vorzuwerfen; und man hat sich damit begnügt, diese Historie nur hohen

Personen als ergötzliches Bilderbuch in die allerdurchlauchtigsten Finger zu geben.

Ich weiß nicht, was von beiden Statt findet; das aber weiß ich, daß es vielen, sonst in der Geographie nicht unbewanderten Leuten noch immer ein Geheimniß ist, ob Berlin in Deutschland liegt. Einige meinen, es gehöre zu Rußland. In den Lehrbüchern für Kinder steht zwar Nichts davon; in dem Lehrbuche für Männer, in der Geschichte steht auch nichts davon. Die Leute behaupten aber einmal das tollste Zeug — eben weil es toll ist. Soviel kann ich aber berichten, daß hier nicht deutsch gehandelt wird; meistentheils norddeutsch oder gar berlinisch und manchmal preußisch. Denn — man merke wohl: Sagt der Preuße *wir*, so meint er *wir* Preußen; sagt der Berliner wir, so meint er wir *Berliner* und womöglich *wir* Berliner an der Schloßfreiheit, *wir* Berliner im Bullenwinkel, *wir* Berliner in der Friedrichsstadt. Unter *wir* — *wir* *Deutsche* zu verstehen — dazu hat er viel zu

viel vom preußischen Patriotismus in Weißbier mit hinuntergetrunken und viel zu viel Liebe für das Reelle. Denn man wird es keinem Verstande einreden, daß Deutschland reell sei; höchstens daß es reelle Waaren aufzuweisen und einmal in corpore reelle Prügel bekommen habe.

Von unsern Parteien kann auch die Rede sehr wenig sein. In andern Ländern bezeichnen Parteien die Gegenwart — bei uns die Vergangenheit, mehr noch die Zukunft. Dort gilt es gegenwärtige Interessen. Darum sind ihre Verfechter kühn, ergreifend, gefährlich. Hier handelt es sich um vergangene Satzungen, um künftige Zustände; darum — Floskelwesen, Unbestimmtheit, Träumerei. Die Gegenwart ist uns verboten; die gehört noch in das Polizeibüreau. Manche Leute haben hineingeguckt; haben sich aber die Finger dabei tüchtig verbrannt. Darum halten wir uns an dem, was sein wird und an dem, was gewesen ist, sind also im echten Sinne des Wortes die wahrhaften Männer der Zukunft.

Dies ist ungefähr Alles, was ich als Einleitung für das hiesige Wesen zu sagen hätte. Daß Berlin an der Spree liegt, daß es schöne Straßen, noch schönere Damen und sehr weise Männer habe, ist Jedermann bekannt. Ich übergehe dergleichen statistische Notizen und wende mich ohne Vorrede zu den Organen unserer sogenannten öffentlichen Meinung, den Zeitungen und Journalen. Ich werde e i n Institut nach dem andern in seinen ungeschminkten Farben vorführen und glaube dadurch, daß ich den Leser mit den Werkzeugen vertraut mache, welche hier das Wort verkünden — sie dadurch am Besten mit unserm eigenthümlichen Sein, mit unseren Licht und Schattenseiten in Bekanntschaft zu bringen und zugleich die treffende Vorbereitung für das, was ich später noch auseinander setzen werde, zu geben.

Vor allen Dingen muß ich aber berichten, daß wir hier Censur haben und zwar preußische Censur. Merke Jeder, preußische Censur. Darin liegt das Geheimniß. Was hier gedruckt wird,

kann daher nur nach unserem Patriotismus, unserer Weltanschauung, unseren Morgengedanken riechen. Sonst wird es unbarmherzig gestrichen. Die ganze Geschichte hat nur einen Knäul, einen Culminationspunct, einen Zweck; und der ist für unsere Censoren — Preußen. Was noch da draußen vorgeht, wird ignorirt, ist ja nur Mittel zum Zweck. Wozu existirt z. B. Frankreich anders, als um uns in ihm eine Revolutions-Vogelscheuche vorzustellen und unsern Patriotismus durch sie anzublasen? Wozu Süddeutschland anders, als damit seine Bücher und Zeitschriften verboten werden können? Wozu Sachsen, als damit es in unsern Zollverband eingeschlossen; wozu China, als damit ein Preuße dorthin in das Missions-Institut geschickt werde. Ja, der liebe Gott ist unsertwegen da, und Fouqué hat es schon bewiesen, daß er eigentlich ein Preuße ist. Von der preußischen Philosophie haben Sie doch gewiß gehört? Nun, wir haben auch eine eigene Taschenspielkunst; denn Herr Döbler ist

Hofkünstler geworden. Man darf also in unsern Zeitungen keine objectiven Darstellungen der Weltbegebenheiten erwarten, in denen die Entwickelung des Weltgeistes vor sich geht; sondern man bekommt eine subjective, philisteriöse und engbrüstige Zusammenstellung von Factis, die in ihrer löblichen oder verwerflichen Tendenz den preußischen Leser anfeuern oder zurückschrecken sollen. Wie würde man sich wohl dieses Philisterthum personificiren, wie würde man es wohl auszudrücken suchen, daß es stets auf sich blickt, sich über Alles und Alle stellt und recht spießbürgerlich die ganze Geschichte für Recruten-Manoeuvre hält? Der Adler paßt hier schlecht; er müßte etwa Schlafrock und Pantoffeln anhaben und gerade an der Kolik leiden. Male sich Jeder dieses Bild recht lebhaft aus und setze es als Emblem über alle unsere Zeitungen, die meiner Meinung nach uns bei der Nachwelt in ein sehr seltsames Licht bringen werden. Man nehme den östreichischen Beobachter zur Hand. Das Blatt hat doch eine

Tendenz; es weiß doch, was es will und versteht seine Weltanschauung so [illegible] kann. Ob diese gut oder verwerflich ist, das kümmert uns hier weiter nicht. Genug, seine Redaction hat einen festen Standpunct, von dem aus sie die Dinge betrachtet. Man lese sich vier Wochen in die obengenannte Zeitung ein und man wird wissen, woran man ist, was man zu erwarten hat. Man wird entweder in seiner Ueberzeugung bestärkt oder wankend gemacht. Und beides ist gleich gut, beides führt zur Klarheit. Das elendeste Blatt in Deutschland Frankreich und England hat doch eine Farbe, eine Tendenz, die der Aufmerksame zwischen den Zeilen sehr bequem zu lesen im Stande ist. Unsere Zeitungen haben sammt und sonders keine Farbe als s c h w a r z und w e i ß, welches zugleich unsere Nationalfarbe ist. Es sieht Alles in ihnen entweder so aus, als ob wir gar nicht in medias res versetzt wären, als ob wir droben im Monde säßen, und mit einem Fernrohre die Weltbegebenheiten anschauten, die uns noch weniger als ein Puppenspiel die Engel des Him-

mels interessiren; oder es ist Alles so gestellt, als ob Preußen, der Staat κατ' ἐξοχήν, auf dergleichen Thorheiten und Albernheiten wie die Revolutionen in Frankreich und Polen mit Indignation und einem gewissen vornehmen Lächeln blicken könne, das deutlich sagt: Geschieht Euch schon recht, daß es Euch so geht. Warum habt Ihr eine Constitution gegeben.

2.

Es ist eine unselige Wahrheit, die aus allen unseren Zeitungen hervorgeht; nämlich die, daß man bei uns nicht recht weiß, oder es wenigstens nicht auszusprechen wagt, wohin man eigentlich will und was man für den status quo ausgibt. Vor der Julirevolution schien es besser werden zu wollen. Der Uebermuth unserer märkischen Aristokratie, der wahrhaft unerträgliche Hochmuthsteufel der Beamten, und so manches Andere ließen vermuthen, daß wir uns ganz auf die absolute conservative Seite neigen würden. Anstalten waren

schon dazu getroffen, der hohe Adel jubilirte; die Gensd'armen wurden gröber als zuvor; die Censur strich das Unschuldigste; wir waren sehr froh! — Da kamen die Nachrichten aus Paris und mit ihnen die Verlegenheit. Man lenkte wieder ein; Bürgerliche wurden nicht mehr schroff behandelt, die Polizei und Gensd'armen höflicher — und so ist es denn auch geblieben. So haben wir durch die Julirevolution sehr Viel gewonnen — an Zuvorkommenheit der Subalternbeamten, aber für unsern geschichtlichen Fortschritt sehr wenig. Denn die Halbheit, die in allen Maßregeln vorherrscht, läßt noch ein vieljähriges Schaukel-System vorhersehen, bei dem man vor Langeweile sterben möchte.

Den besten Beweis für meine Behauptungen gibt die Staatszeitung, deren Zusammenstellung und Tendenz ich hier näher erörtern will. Das Institut zerfällt in zwei Hauptabtheilungen — den amtlichen Theil, der immer beginnt: Seine Majestät haben geruht — und den nichtamtlichen Theil, in welchem sämmtliche Staa-

ten der Erde die Revue passiren und Rußland den Reigen eröffnet. Ob das Letztere zufällig ist, oder ob man damit symbolisch ausdrücken will, daß Rußland bald den Tanz *eröffnen* wird, bleibt dem Scharfsinne des denkenden Lesers überlassen. Betrachte man einmal den Artikel Frankreich genau und erwäge, mit welcher schlauen Künstelei die Auszüge aus den Journalen zusammengestellt sind, wie eine Nachricht immer die andere, wie ein Raisonnement das andere negirt und wie zuletzt nichts übrig bleibt als die grauenhafte Verderbniß, die chaotische Zerrissenheit des jetzigen französischen Zustandes, den uns recht grell vorzuführen, gewisse Herren sehr bemüht sind. Lange Tiraden aus der Gazette und Quotidienne füllen die Spalten; an einen historisch-objectiven Ueberblick über die Parteien, wie ihn die allgemeine Zeitung gibt, ist gar nicht zu denken. Man schreibt nicht für das gebildete Publikum, das sich orientiren und die *Zukunft* aus der Gegenwart construiren will; man schreibt für eine Partei, die

kleinliche Zwecke und den innigen Wunsch hat, die Feudal-Vergangenheit aus der Gegenwart zu entwickeln. Dabei ist unsere Zeitung so plump, sich auch nicht ein wenig verstellen zu können. Wie freudig nimmt sie alle die Artikel auf, welche karlistische und republikanische Blätter an das Tageslicht fördern, um der jetzigen Regierung Frankreichs ihre factische Ungerechtigkeit und ihre juridische Unhaltbarkeit vorzuwerfen. Wie lustig war es zu lesen, als sie ihre Foliocolumnen mit der vermuthlichen Reiseroute der Herzogin von Berry füllte und dieser Dame eine Wichtigkeit gab, daß man sehr deutlich zwischen den Zeilen lesen konnte: Sie ist die Auserkorne!! — Was soll ich nun aber gar von den Kammersitzungen sagen, wie sie uns unsere Staatszeitung gibt! Die Herren Lafayette, Lafitte, Odillon-Barrot, Mauguin u. s. w., müssen sich alle erst zuschneiden und frisiren lassen, ehe wir ihre Gesellschaft zu genießen das Glück haben. Ich bin fest überzeugt, wenn einer von jenen Rednern sein Werk in un-

sem Sündenregister lesen würde — er müßte den Nebenstehenden fragen: von wem ist denn das unsinnige Zeug? So verdreht und verrenkt wird Alles, was in dem Ohre eines patriotischen Preussen ketzerisch klingt. Eine Stelle aus dem Zusammenhange zu reißen und den Redner lächerlich zu machen, gehört zur Tagesordnung, wenn der Autor ein bekannter Revolutionär ist. Lassen sich aber Fitz-James, Beryer, Briqueville hören, so entgeht unserer Zeitung kein Wort von der erbaulichen Litanei und wir haben noch ein paar Nachträge zu erwarten.

An gehörige, verschiedne Farben tragende Correspondenzen ist gar nicht zu denken. Findet sich einmal eine zufällig vor, die hier in der Jägerstraße angefertigt worden ist, so hat man viel Sorge getragen, sie so verschwimmend und nebelnd zu halten, daß Niemand eigentlich recht weiß, was er gelesen. Kurz — die französischen Weltangelegenheiten werden so spießbürgerlich abgeschulmeistert, als wenn die Zeitung für Bauernrekruten

geschrieben wäre, die eben nach Frankreich zu marschiren im Begriffe sind. Ob die Redaction so zu handeln genöthigt wird, oder ob ihr der klare Blick einer versöhnenden Weltanschauung gar nicht aufgegangen, ob sie gar nicht zu beurtheilen im Stande ist, um wieviel, um wie unendlich viel es sich bei diesen Parteienkämpfen in Frankreich handle und wie auf den Straßen von Paris die alte Zeit vernichtet und die neue errungen wird — das mage ich nicht zu entscheiden. Das behaupte ich aber, daß man aus unserer Staatszeitung einen falschen Gesichtspunct für den jetzigen Zustand Frankreichs bekommt, und zwar den einseitigsten und lächerlichsten. Die Sache stellt sich nämlich so, als ob ganz Frankreich die Vorstadt Berlins wäre und als ob die Geschichte nur in sofern Beachtung verdient, in sofern sie sich auf das Preußenthum und seine Glorie bezieht und rückwirkt. Mögen sie vor der Hand Recht haben und möge der mächtige Strom der Begebenheiten erst dann überbrechen, wenn unsre Männer der Vergangenheit zur Besinnung gekommen sind!

3.

Ich werde nun den Artikel England durchnehmen, wie ihn unsre Zeitung vorlegt. Der letzte Reformkampf zwischen der Aristokratie und dem Volke gab dem aufmerksamen Beobachter auch in unsern sogenannten Salons viel Beachtungswerthes zu sehen.

Man war nämlich der Meinung, in England einen treuen Verbündeten zu finden, sobald das republikanische und mit ihm das erobernde Element in Frankreich wieder die Oberhand gewönne. Daß dies Letztere einträte, daß das uni legitime Königthum, welches unsern Aristokraten verhaßter als Anarchie und Despotismus ist, in der Republik ein Durchgangs-Stadium für die Rückkehr der älteren Linie finden würde — daran zweifelten bis vor Periers Eintritt gewisse Leute gar nicht, ja, sie sehnten sich darnach und richteten sich darauf ein. Damals nun wünschte man dem Durchgehen der Reformbill (deren demokratische Tendenz man noch gar nicht so genau kannte)

alles Glück, weil man im Gegentheil bürgerliche Unruhe in England erwartete und also seiner Unterstützung ungewiß wurde. Der englische Adel — drückten die Herren sich aus — hat doch Geld und Macht genug, um hinterdrein die ihm entrissenen Vorrechte wieder an sich zu bringen. Man muß den dortigen Plebs jetzt kirren, um ihn gebrauchen zu können. Die Franzosen sind unsre Erbfeinde. Mögen die verfallenen Burgflecken verschwinden; zu ihren Trümmern gesellen sich bald die Trümmern von Babylon. Wird am Ende auch die Bill so viel Gift in sich haben, die von vorn herein die Zustimmung Wilhelms IV. hatte, mit des ältesten Adlichen in der ganzen Christenheit? Daß Ganze läuft gewiß auf eine Spiegelfechterei hinaus, welche man dem dummen John Bull vorspielt. — Als sich aber das Justemilieu immer mehr festsetzte, als vor der Hand an eine Republik in Frankreich gar nicht zu denken und gar nicht abzusehen war, wann der status quo endigen würde; als endlich die Tendenz der Reformbill unsern

Politikern klar wurde, als die triftigen Klagen der englischen Oligarchie herübertönten: es handle sich gar nicht mehr um ein paar Flecken, sondern um den großen Faulfleck der ganzen englischen Aristokratie, und als man hier endlich einsah, die Bill in ihrer Ausdehnung und die Stimmung des Volks und der Unionen, enthalte mehr republikanische Elemente, führe mehr Feuerbrände für das aristokratische Europa mit sich, als alle Deputirtensitzungen des neuen Frankreichs: da fing man aus einem andern Tone zu sprechen an, ließ die sublime Idee fahren, wieder mit England in Coalition gegen Frankreich zu treten und jauchzte den Siegen der Tories Beifall zu. Ganz diesem Verfahren analog, handelte die Staatszeitung, was ich hier nicht näher ausführen, sondern den Vergleichungen des Lesers überlassen will. Zu Anfang sprach sie von vernünftigen Forderungen, druckte Grey's und Brougham's Reden vollständig ab und war recht brauchbar, wenn man grade kein englisches Journal vor sich hatte. Dann

wurde sie immer lauer und lauer und verfiel zuletzt auf die wohlbekannte Taktik, das, was ihr nicht zusagte, auszulassen und die Reden der Whigs unbarmherzig zu castriren. Die höchstwichtigen, auf das englische Leben den größten Einfluß ausüben, den Unionserscheinungen wurden nur oberflächlich berührt und die in ihnen gehaltenen Reden, Actenstücke zur Verständigung unserer Zeit, gar nicht vorgelegt. Warum? weil sie zu derb, zu charakteristisch, zu volksthümlich sind. Doch: jedem sein Verdienst! Die Londoner Correspondenzartikel sind manchmal sehr treffend und zeigen von einem glücklichen Beobachter. Betrachten Sie aber die Parlamentsverhandlungen genau, wenn in ihnen politische Discussionen wegen Vorlegung von Papieren vorkommen. Wie kleinlich ist da wieder Alles ausgemerzt, was irgend unserer hausbackenen Politik an die Philisternase stößt! Das Seichteste, Albernste, was in den Häusern vorkommt, wird nachgedruckt, aber das Wahre, Inhaltvolle bei Seite gelegt. War es nicht bei dem Antrage

über die polnische Angelegenheit, als ob Se. Majestät der Kaiser von Rußland das Censoramt verwaltet hätte.

Die Rubrik Niederlande, worunter Holland und Belgien begriffen wird, verdient schon darum den herbsten Tadel, weil noch immer, wie vor den Septembertagen, Amsterdam und Brüssel untereinander stehen. Hat etwa der Herr Staatszeitungsschreiber Belgien noch nicht anerkannt? Vor der Ratification des Protokolles von Seiten unsers Königs, ließe sich der diplomatische Winkelzug noch entschuldigen. Aber jetzt,*) nachdem Se. Majestät der König von Preußen Leopold I. anerkannt hat, was soll es heißen, daß man zwei souveraine Staaten zusammenschachtelt. Hängt etwa das neuliche Censuredict in Baiern, welches ebenfalls in den öffentlichen Blättern Holland und Belgien in eine Rubrik gebracht wissen will — hängt jene Verordnung etwa damit zusammen.

*) Im August v. J. geschrieben.

Aber eine Staatszeitung — sage eine Staatszeitung, die doch officielle Wichtigkeit dem Namen, wenn auch nicht der Sache nach hat, wie darf eine Staatszeitung so handeln?! Wenn ich Leopold der Erste wäre — wofür mich Gott behüte —, ich würde die Herren John und Cottel fordern. Ja gewiß — das würde ich. So mir nichts, dir nichts mir mein Königthum vor der Nase wegzuschnappen, mit einem Federzuge das zu thun, was die großmächtige Conferenz durch 66 Protokolle nicht vermochte — das ist für einen Zeitungsschreiber zu malitiös.

Und wie weidlich lustig macht sich dieser über das neue Protokollen-Königthum, wie läßt er die Herren Belgier gar rührend jammern über die verlorene Wohlhabenheit, und wie weiß er seine loyalen lieben Holländer herauszustreichen und herauszuputzen. Gott bewahre mich, die Belgier vertheidigen zu wollen; aber es bricht einem doch das christliche Herz, wenn man seine Mitmenschen von einer Staatszeitung so maltraitirt sieht.

So'n officieller, so'n königlicher Fußtritt hat immer etwas zu bedeuten, und wenn eine Regierung derb schimpft, schlägt man gern bald darauf los.*) — Darum nehmt Euch in Acht, ihr Belgier. — Wer übrigens bis jetzt noch nicht gewußt, was die Holländer für wahrhafte Eisenfresser sind, der lese unsere Staatszeitung. Da steht es mit großen Lettern. Man ist hier übrigens sehr der Meinung, daß wenn unser König gleich nach der Affen-Revolution 100,000 Mann in Belgien hätte hineinmarschiren lassen, die Sache bei der damaligen militärischen Nullität Frankreichs jetzt anders aussehen würde — und zwar für Preußen weit besser. Für Europa und für die Freiheit weit schlimmer! — setze ich hinzu. Wenn man die Angelegenheiten durch Krämerbrillen und mit strategischen Blicken ansieht, so dürfte unser Handel und unsre Angriffslinie gegen Frankreich wohl gelitten haben. Aber

*) Hat sich leider deutlich gezeigt!

wenn man unsern und Deutschlands höchsten Zweck vor Augen hat, die Erringung der Freiheit und die Entwickelung seines Begriffes unter den germanischen Völkerschaften, so muß man sagen: Die veränderte Continental-Lage durch Belgiens Losreißung wirkt darum segens- und thatenreich auf uns zurück, weil sie uns dem französischen Elemente näher bringt und unsre Regierungen in keine Schlaf- und Despotiesucht einwiegt. Denn Alles, was in einer gewissen Periode zusammengeschachtelt und zusammengeschachert wurde, muß zertrümmert und zerrissen werden, weil seine Basis Diplomatenkniffe und unselige Aeußerlichkeiten waren. So will es Nemesis!

4.

Wenn ich so recht ingrimmig gestimmt werden will, lese ich die jetzigen Artikel der Staatszeitung über Polen. Aus jeder Zeile winkt mir ein höhnisches legitimes Fratzengesicht entgegen, das mir ins Gesicht grinzt: Wie glücklich ist

Polen jetzt! wie groß und menschenfreundlich hat der Kaiser sich benommen! wie blühen die Fabriken und Gottesäcker wieder! wie erhebt sich Alles allmählig unter der russischen Knute und dem russischen Scepter — was leider eins ist — seitdem die Revolution mit Hülfe Gottes vernichtet worden ist! Dazu wird uns tagtäglich berichtet, wie Se. Durchlaucht, der Fürst Statthalter, Dinés und Soupés gebe, wie er in höchsteigener Person den Ball eröffnen, wie er die Stumme von Portici aufführen lasse; und wie das Land so beglückt und wohlhabend sei. Denn die Felder sind reichlich mit Leichen von Jünglingen und Greisen gedüngt und da wächst der Hafer gar lustig heran und kostet nur 15 Sch. der Scheffel. Und das ist Alles, was uns die Zeitung berichtet; aber nichts erzählt sie von dem Geschrei der Wittwen und Waisen, die ihre lebendig begrabenen Angehörigen vermissen; nichts von den eingeäscherten Städten; nichts von dem Treubruche an einem großen Volk; Nichts von seinem gebrochenen Herzen und

seinem düstern todesmuthigen Sinne. Als sie neulich wohlgefällig und breit redselig berichtete, daß eine Gesandtschaft vornehmer Polen zum Kaiser gewallfahrt wäre und sich bei ihm demüthig bedankt hätte für seine Großmuth, für seine Milde, für seine Hochherzigkeit und für seinen Versöhnungssinn: da dacht' ich mir, ich wollte Se. Majestät andere Leute schicken, die sich bei ihm bedanken sollten. Die Geister der für die Freiheit gefallenen Helden, die Todten auf Grochows und Ostrolenka's Boden, den alten Kosciusko, und die vermoderten um Land und Scepter betrogenen polnischen Könige würde ich aus ihren Gräbern hervorrufen, sie nach dem Czaren-Palast senden und dem Kaiser für seine Gnade die Hand schütteln lassen. — Als die Legitimität gerecht sein wollte, theilte sie Polen; Jetzt will sie witzig werden — und verhöhnt es. Was ist wohl schlimmer? — Wenig oder gar nichts läßt sich von den Columnen sagen, welche unsere Staatszeitung den Angelegenheiten Italiens und Griechenlands wid-

met. Um über die Parteienkämpfe dieser beiden Länder und besonders des Kirchenstaates dem Leser ein gehöriges Licht zu geben, ist es durchaus nothwendig, Correspondenzen aus Ancona und Nauplia zu erhalten. Bei einem Institute wie dem, welches unsere Zeitung an der Stirne trägt, wäre eine solche nur gerechte Forderung wohl in Erfüllung zu setzen. Aber daran ist gar nicht zu denken. Die sonst spärlich vorgelegten, aber sehr belehrenden Privatnachrichten aus Rom bleiben jetzt ganz weg und die allgemeine Zeitung muß in sofern herhalten, als ihre Raisonnements gerade in preußisch-patriotischen Kram passen. Die Actenstücke, welche der Papst und Capo d'Istria's erließen, wurden ganz, die Protestation der Legationen und der Nauplier nur theilweise mitgetheilt. Das nennt man Geschichte!

5.

Ich komme nun zu dem Deutschland unserer Staatszeitung; und das ist ein sehr erbärm-

licher, nichtsnutziger. Sonst hätte man es mit diesem Artikel sehr leicht. Alle vier Wochen war von ihm die Rede, und da wurde nun erzählt, daß die und die durchlauchtigste Frau in Wochen, daß der hohe Bund wieder in Thätigkeit gekommen sei, daß er Ferien habe, daß er auseinandergegangen und daß er beschlossen würde, etwas beschließen zu wollen. Dazu kamen noch einige ergötzliche Geschichtchen, wie sich Vater Goethe und Kaspar Hauser befänden, was die Münchner Akademie zu Tage förderte, wie die Gerste und der Wein ständen, wie Kaiser Franz schliefe und wie Herr von Rothschild die Kolik hätte oder gute Geschäfte machte. Man will behaupten, eine alte Klatschbase sei *damals* für die Redaction der deutschen Artikel beordert gewesen. Jetzt — da es anders in Deutschland geworden, wissen unsere Herren gar nicht, wo ihnen der Kopf steht. Sie werden einsehen, daß gerade diese deutschen Verhältnisse der wunde und faule Fleck für unsere bisherige Politik

und für unsere Revolutionaire — rückwärts gewesen sind. Als nach den Freiheitskriegen im Vaterlande der Drang sichtbar wurde, die alten Verhältnisse über den Haufen zu werfen und die neue Zeit in sich aufzunehmen, da meinten Viele unserer einsichtsvollsten Männer: jetzt wäre für Preußen die Epoche gekommen, in der es seinen weltgeschichtlichen Zweck erreichen müßte, wenn es als progressiver Staat dem conservativen Oestreich entgegentreten, die Ideen der Freiheit emancipiren, sich Frankreich anschließen und die fortstrebenden kleinen deutschen Länder sich verbinden würde. Opposition gegen Oestreich, gegen seine Richtung, gegen seinen Einfluß auf den deutschen Staatenbund habe durch den siebenjährigen Krieg erst Preußen auf den politischen Schauplatz gebracht und ihm eine welthistorische Wichtigkeit gegeben. Vermöge seiner natürlichen Lage, seiner Grenzen und des freien Sinnes seiner Bewohner, sei es auch jetzt auf diese Stellung angewiesen, könne nur in ihr und durch sie die Be-

deutung eines Staates vom ersten Range festhalten und fortführen, und finde nur in diesem Kampfe seinen Zweck und seinen Nutzen. Ein Anschließen an Rußland, damit etwa die germanischen Elemente sich in das slawische Leben verpflanzen, führe uns zu weit von unserm Zwecke ab; ja der Trieb nach Selbsterhaltung und die schauerliche Ahnung, daß, nachdem das germanische Völkerleben abgestorben, eben jene Slaven die welthistorische Nation werden würden — eben diese Ahnung müsse uns jenen Horden so schroff als möglich entgegenstellen und sie als unsere furchtbarsten Feinde betrachten lassen. Anschließen an Frankreich, Emancipation des constitutionellen Systems und mit ihm zugleich Opposition gegen Oestreich — hierin liege unsere Aufgabe und Bestimmung.

Die meisten meiner Leser werden mir zugestehen, daß, wenn Preußen nur im Geringsten die Erwartungen befriedigte, welche damals die Besse-

ren in Deutschland von ihm gehegt, er jetzt in einer engverbündeten Coalition mit den constitutionellen Staaten des Vaterlandes stehen und in ihnen eine Macht aufzuweisen haben würde, die ihm mehr als die russischen Bajonette Ruhm und Anerkennung gebracht hätte. Ja, es gab einst eine Zeit, wo die edelsten *deutschen* Herzen von Preußen aus den Aufschwung und die Richtung für das neuerwachte *deutsche* constitutionelle Leben erwarteten, und wo der Gedanke an einen deutschen Staatenbund oder Staatsverband unter Preußens Protectorat gar nicht so fern lag. Aber es war anders beschlossen — zum Heile der Freiheit und der Völker. Man kennt die Carlsbader Beschlüsse und den Antheil, den Preußen daran genommen; man weiß wie — dieser Staat in Folge der demagogischen Umtriebe die deutschen Verhältnisse auffaßte, und man ist seitdem dahin gekommen, Preußen mit Oestreich in *eine* Kategorie zu stellen und von ihnen den Kreuzzug wider das constitutionelle Deutschland zu erwarten. Jetzt hat sich der

deutsche Freiheitsschwan durch sich selbst aus den trüben Wellen hervorgerungen und sieht einer festen, gediegenen Zukunft entgegen; ohne allen Stützpunct an Preußen, ja in ihm einen Gegner findend, ist seine Kraft im Bewußtsein der Heiligkeit seiner Sache erstarkt und theilt sich allen Bruderstämmen begeisternd und erweckend mit, so daß zwischen Preußen und Oestreich, denen bisher de facto die Leitung der Angelegenheiten in Händen gegeben, sich unmerklich eine dritte um so gefährlichere Nebenbuhlerin gestellt hat, je mehr der Zeitgeist, das Bedürfniß und der Wunsch der Völker auf ihrer Seite steht. Denn, wenn es den Regierungen des constitutionellen Deutschlands mit ihren gegebenen Garantien wirklich ernst ist, so wird eine Coalition unter seinen Staaten gegen die absoluten eine baldige, nothwendige Erscheinung werden und dem zukünftigen deutschen Leben die Richtung geben. Ob dann Preußen und Oestreich die Freiheit in Süddeutschland auszurotten im Stande sein, oder ob sie mit dem Strome

fortgezogen und einem neuen, schönen Tage entgegen gehen werden — das liegt vielleicht näher, als man glaubt.

Unsere hiesigen Dunkelmänner und ihre Gönner, die Aristokraten, haben sich von jeher bemüht, das, was seit der Julirevolution in Deutschland vorging, als ein niederländisches Viehstück in französischer Affenmanier darzustellen und dem plumpen Hans Michel eine Hauptrolle zu geben. Ganz nach dieser Tendenz handelt die Staatszeitung. Wenn irgend eine Prügelei in Rheinbaiern, irgend eine Unart von übersprudelnden Köpfen begangen worden ist, gleich tischt sie unsre Zeitung auf und weiß die Worte so zu stellen, daß Prügel und Unarten auf Kosten des constitutionellen Systems kommen. Als die Herren Coremanns und Fleischer sich privatim in Nürnberg Nachtspottmusiken brachten, wie emsig war da das preußisch-officielle Blatt hinterdrein, und erzählte uns drei Tage hinter einander von der albernen Geschichte, die doch am Ende nicht mehr bedeuten will als

weiland unsre Schneiderrevolution. Die Scandale bei Hambach fanden ihren reichlichsten Platz, aber das schöne Fest bei Wilhelmsbad wurde kaum erwähnt *). Warum? — weil es groß und lobenswerth dastand, weil echte deutsche Biederworte auf ihm ertönten und weil man bei uns diese nicht hören will. Von dem mächtigen, zum Bewußtsein gekommenen Geiste der Freiheit in Süddeutschland weiß unsere Zeitung kein Wort; sie hält sich an das Zufälligste, läßt die Ober-Postamts- oder Carlsruher Zeitung sprechen, ignorirt Herrn von Rotteck und den Freisinnigen, reißt einzelne Begebenheiten aus dem Zusammenhange und macht sich dadurch lächerlich, daß sie eine heilige Sache lächerlich machen will. Was liegt einem deutschen Zeitungsleser wohl näher, als daß er erfahren will, wie seine deutschen Mitbrüder in München, Han-

*) Ging doch das Gerücht, daß durch einen Befehl vom Censur-Collegium es allen hiesigen öffentlichen Blättern untersagt worden sei, je wieder etwas von deutschen Volksversammlungen zu berichten.

nover u. s. w. das deutsche Wort auf der Tribüne handhaben? Aber wie gab unsere Zeitung die baierischen oder badener Kammerverhandlungen? — Ein paar servile Brocken von königlichen Commissairen, und dazu, wenn es hoch kommt, ein paar Oppositions-Namen — und das ist Alles. Wahrhaftig — wenn Jemand ohne die deutsche und die Augsburger allgemeine Zeitung zu lesen, blos aus unserem Blatte sich über die deutschen Angelegenheiten unterrichten wollte, er würde jene braven Vorkämpfer für unser künftiges Heil sammt und sonders für Schulbuben halten, die der Zuchtruthe entlaufen sind. Will etwa die Staatszeitung, daß wir so denken sollen? — —

6.

Der Artikel China ist der einzig erträgliche in dem großen Foliobogen. China liegt uns doch etwas zu entfernt, als daß wir seine Geschichte durch das preußische Brillenglas ansehen und sie nach unsern Wünschen stellen, modificiren und ein-

richten sollten. So erhalten wir über die dortigen Verhältnisse zum Wenigsten vollständige und unverfälschte Actenstücke, die wirklich historischen Werth haben, da in ihnen die Feder eines unserer tüchtigsten Orientalisten unverkennbar ist.

Die Rubrik Inland enthält Alles, was in unserm preußischen Staate Merkwürdiges vorgeht. Die Stuterei und das Erziehungswesen bilden die Haupt-Ingredienzien, zu denen manchmal Nachrichten über Feuersbrünste, Festivitäten für Prinzen des königlichen Hauses und andre Curiosa hinzukommen. Unser Schulwesen ist vielleicht das am Trefflichsten organisirte in ganz Europa; unsere Municipal- und Communal-Verhältnisse sind wohlgeordnet. Aber wenn man Jahre lang an dem Fundamente eines Hauses gebaut hat, dürfte es doch endlich einmal Zeit sein, an die Mauer und den Giebel zu denken! — — Soll der preußische Staat nie etwas Anderes werden als eine große Pflanzschule für Schullehrer-Seminare, und soll — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich schließe mit diesen Worten die Charakteristik unserer Staatszeitung, welche jeder Unbefangene mit unterschreiben wird, und wende mich zu der Spenerschen und Voßischen Zeitung. Als Privatunternehmungen haben sie keine publicistische Wichtigkeit, sondern nur literarische Bedeutsamkeit. Der Redacteur des erstgenannten Blattes, Dr. Spiker, trug in seinem Blatte seine Tory-Ansichten zur Schau, schimpfte auf Polen, das constitutionelle Deutschland und Frankreich und verlor sehr viele Abonnenten. Seitdem hat er wieder eingelenkt, schreibt Alles durcheinander, und läßt die Mephistophelesmaske nur manchmal hervorblicken. Als man hier beim zweiten Lesen der Reformbill über ihr Schicksal sehr in Spannung war, brachte mit einem Male der Herr Doctor eine Nachricht, sie sei mit acht Stimmen durchgefallen. Ein paar Tage darauf erfuhr man das Gegentheil. Einmal ließ sie sich aus London

schreiben, ein Wellington'sches Ministerium wäre eingesetzt und nannte alle Mitglieder. Nun — die kurze Freude bis zur Ankunft der englischen Journale war ihm und seiner Partei zu gönnen. Diese besteht nämlich aus den hiesigen servilen Schlafmützen, welche die Weltbegebenheiten nach ihren Renten und ihrem Beamtengehalt berechnen und die befürchten, daß jede Revolution ein Loch in den Cassenbeutel der Regierung schneidet. — Früher machte sich die Spenersche Zeitung verhaßt, jetzt wird sie durch ihre Privatnachrichten aus Frankreich und England lächerlich; denn sie brockt in ihnen altes, abgedroschenes Zeug vor und gibt das, was schon Jedermann im Courier zwei Tage vorher gelesen hat, als briefliche Mittheilung. Wenn Jemand ein patriotisches Klinggedicht von „Treue und Weihe," von „Vaterland und Vaterhand" losgelassen, so schickt er es an die Spenersche Zeitung, die ganze Ladungen dergleichen preußischer Begeisterungslieder an das Tageslicht fördert. —

Unser bestes und vollständigstes Blatt ist die Vossische Zeitung, als deren Redacteur Justiz-Commissarius Lessing sich nennt. Die deutschen Artikel geben ein nicht undeutliches Bild der Begebenheiten und was an ihnen fehlt, mag die Censur verantworten. Die Tagesgeschichte Frankreichs und Englands wird rasch und übersichtlich mitgetheilt und die Kammer- und Parlamentsverhandlungen tragen das Gepräge der für den beschränkten Raum nur immer möglichen Vollständigkeit. Dabei herrscht kein serviler Ton in den Zusammenstellungen, sondern ein freier, unbefangener, manchmal ein recht frischer, treffender Geist scheint vorzuwalten. Als Privatunternehmung läßt dieses Blatt die Staatszeitung weit hinter sich und es dürfte für den Geschäftsmann, der sich schnell belehren und orientiren will, leicht die empfehlungswertheste Zeitung Deutschlands sein. Daß sie in Berlin gedruckt wird, gibt ihr von vorn herein ein schlechtes Vorurtheil; und ihre vernachlässigte Außenseite verdient die härteste Rüge. Das ist auch

eine Folge des leidigen Zeitungs-Privilegiums, daß wir für unser Geld uns die Augen durch diese fahlen Lettern auf grauem Löschpapier verderben lassen müssen! Dürfte eine Concurrenz Statt finden, so würden diese Herren, um ihre 10,000 Pränumeranten nicht zu verlieren, sich schon mit ein paar Tausend Thalern Gewinn weniger im Jahre begnügen. —

7.

Habe ich die Staatszeitung, als das Organ der Halbheit, der Inconsequenz und des Schaukelsystems bezeichnet, die es aus Rücksichten nicht wagt, offen und frei die Farbe des Absolutismus zu tragen und ihren Gegnern die Spitze zu bieten, sondern die sich *damit* begnügt, — — — — — — dem Liberalismus und den Liberalen Lanzenstiche beizubringen; so muß ich dem politischen Wochenblatt *die* Ehre geben, daß es offen, ohne Rückhalt und so tüchtig als möglich die Sache der Legitimität verficht, und daß es also ein großes *moralisches* Uebergewicht auf seiner Seite hat.

Ehre und Anerkennung gebührt jeder Richtung des menschlichen Geistes, sobald sie frank und frei in die Schranken des Weltkampfes eintritt und die kleinlichen Künste des Truges verschmäht. Die scharfsinnig bearbeitete Theorie der schlechten Sache bringt der guten nur Nutzen, befestigt sie und zeigt ihre Glorie in dem wahren Lichte. Und überdies — wer und was bürgt uns hier von vorn herein für gut oder schlecht?! Die großen Fragen der Menschheit sind noch lange nicht ausgekämpft und der verdient den Dank des Bessergesinnten, der seine Ansicht — sie mag sein, welche sie wolle — in ihrer Schärfe und letzten Consequenz darstellt und sie mit Wahrheit und Ehrlichkeit vertheidigt.

Aber Spott und Verachtung treffe den, der im Herzen Groll gegen die neue Zeit und ihre Erscheinungen birgt, sich in eine liberalscheinende Maske verkappt und in dieser seine Gegner überfällt. — — — — — — — — —

Also schon durch seinen Gegensatz zu der

Staatszeitung verdient das politische Wochenblatt unsere Achtung; seine ihm eigenthümliche Tendenz unter allen publicistischen Journalen Europa's sichert ihm Beachtung und Bedeutung.

„Nous ne voulons pas la contrerévolution; mais le contraire de la révolution“ heißt der Wahlspruch, den das in Rede stehende Blatt als Devise an der Stirne trägt und zu welchem es bis jetzt consequente Scholien und Exegesen geliefert hat. Ich will diese so kurz als möglich zusammenfassen, um dem geneigten Leser eine Uebersicht desjenigen vorzulegen, wogegen dieser Artikel in Fehde zu treten bestimmt ist.

Das Eigenthum kommt von Gott, ist unantastbar und nach dem Tode des Besitzers vererblich. Der Staat ist das Eigenthum des Fürsten und vererbt sich bis auf das letzte Glied seines Hauses. Mithin sind alle Könige Fürsten von Gottes Gnaden, so wie ich durch die Gnade Gottes Besitzer meines Hauses bin. Das Land.

gehört also dem Könige, er kann damit machen, was er will. Da er es aber nicht allein zu bewohnen im Stande ist, so hat er es am Ende vermiethet. Sein Miether ist sein Volk. Die erste Etage aller Häuser hat der König inne, die zweite der Adel und die Keller der Plebs. Der Miethzins wird in Blut und Geld entrichtet. Wer sich ungebührlich beträgt, wird zum Hause hinausgeworfen. Dem Könige gehören die Gemächer; er hat das Recht, Dem für nichts und wider nichts die Prachtzimmer und Jenem mit Weib und Kindern ein stockiges Loch anzuweisen. Und wenn es dem Herrn des Hauses einmal einfällt, den Giebel herunter reißen zu lassen, so darf ihm das Niemand verwehren. Kommen Manche dabei um, so ist es ihre eigene Schuld: Warum nehmen sie sich nicht in Acht, warum waren sie tollkühn?

Betrachtet man das eben Ausgesprochene oberflächlich, so wird man leicht zum Spott angeregt. Ein solcher war es auch, der mich vor gar nicht

langer Zeit Folgendes aufschreiben ließ, das ich hier abdrucken lassen will, um den Leser mit den Ansichten vertraut zu machen, welche hier gewöhnlich über das politische Wochenblatt von Mund zu Mund gehen.

„Herr Professor Dr. Jarke ist Lehrer der Jurisprudenz an der hiesigen Universität und ein recht tüchtiger Criminalist. Das Letztere brachte ihn auf den curiosen Einfall, die ganze neue Geschichte von der ersten französischen Revolution, ja theilweise vom ancien régime Ludwigs XIV. an, für einen Criminal-Proceß zu halten, den der Teufel dem guten Princip an den Hals geworfen hat, und worin es sich darum handelt, wer von Beiden den Kopf verlieren soll. Die neue Zeit mit ihrer Freiheit, ihrer Emancipation, ihrer Gleichheit vor dem Gesetze, ihrer Aufklärung, ihrer Toleranz — das ist dem politischen Wochenblatte Unsinn, Gift, mit einem Worte: das nennt es den Teufel. Aber die mittelalterliche, christlich-germanische Welt mit ihren Freiheiten, ihren Verfolgun-

gen, ihrem Feudal-System, ihren Adels-Vorrechten, ihrer Dummheit, ihren Pfaffenbetrügereien, ihrer Geisteskuechtschaft — das ist ihm Wahrheit, Völkerrecht, Glück; das nennt er das gute Princip. Nun raisonnirt Herr Prof. Dr. Jarke weiter: Die Advocaten des Teufels — das sind die Liberalen; die Advocaten des guten Princips — das sind die Absolutisten. Das Richtertribunal ist die Geschichte. Entschied also die letztere in neuester Zeit zu Gunsten des Teufels, (d. h. des Teufels vom Herrn Professor Dr. Jarke) so geschah dies lediglich deshalb, weil das gute Princip theils alberne, theils bestochene, und weil der Teufel lauter kluge und arglistige Advocaten hatte.

Alle Revolutionen sind demnach nur Advocatenkniffe. Alles, was die neueste Zeit für sich in Rede und Schrift vorgebracht hat, ist Spiegelfechterei. Haller, Débonal, de Maistre und wie die Herren Alle heißen, vertheidigten die Sache des guten Princips schlecht, grundschlecht. Ich, Professor Dr. Jarke, ich will mich seiner anneh-

men, und deshalb stifte ich das „Berliner politische Wochenblatt.“

Berliner politisches Wochenblatt — warum nicht chinesisches Wochenblatt?! Warum grade Berliner?! Wenn ich der Berliner Magistrat wäre, ich protestirte gegen diese Benennung.

Was hat das aufgeklärte, lichtvolle Berlin, wo gesunder Menschenverstand herrscht und von wo die intellectuelle Bildung für ganz Deutschland ausgehen — soll — was hat dieses protestantische Berlin mit einem düstern, lichtscheuen Blatte zu thun, dessen Lettern verkappte Mönchskutten und dessen Gedanken chinesische Pagoden sind. Thue uns doch der Herr Professor Dr. Jarke den Gefallen, und nehme das Berliner von seiner Zeitung hinweg. Wir bitten ihn sehr darum, denn es ist eben so wenig ein berlinisches als ein preußisches, es ist ein Jarkesches Blatt.

— — — — —

— — — — —“

So schrieb ich einst und bin ganz von dieser malitiösen Persiflage zurückgekommen, seitdem Studien mir einen tieferen Blick in das Grundwesen des politischen Wochenblattes zu werfen vergönnt haben. Die Erkenntniß desselben ist ohne ein Eingehen in die Ansichten Jarke's über den Theil der Jurisprudenz, den er selbstständig und originell ausgebildet hat, — über das Criminalrecht — unmöglich und wird selbst dem scharfsinnigsten Kopfe ein Räthsel bleiben. Hier in dem allgemeinen Theile spricht Jarke das unverholen aus, was er in seinem Blatte nicht zu sagen wagt; hier hält er an der düstern katholischen Idee fest, daß die Welt da sei, um ihre Sünden abzubüßen, daß das Blut Christi noch ungesühnt am Kreuze hafte, daß die Strafe des Verbrechers ein Geleitschein in den Himmel werde, daß der Teufel leibhaft mit aufgesperrtem Rachen auftrete, daß wir hier auf der Erde demüthig, zerknirrscht und gebrochen umherwandeln müssen, damit die Schuld von uns weiche und wir würdig gehalten werden, einzugehen in

das ewige Reich. Da ist an keine freie Erhebung der Sittlichkeit in uns zu denken, an keine Wiedergeburt des Menschen durch eigene Kraft, durch eigenes Emporschwingen zum Ideal, da wird die Strafe nicht als eine moralische Nothwendigkeit, vermittelst welcher der gefallene Mensch wieder erhoben und verklärt wird, sondern als Rache, als Sühne für das ganze Menschengeschlecht angesehen.

Wie muß bei solchen Ansichten sich die politische Weltanschauung gestalten?! — So zufällig es an und für sich ist, daß Jarke und sein Hauptmitarbeiter, Professor Phillipps, katholisch geworden sind, so bedeutungsvoll wird dieser Schritt in Verbindung mit ihrem jetzigen Auftreten; und ich weiß nicht, ob ihr Uebertritt als eine Consequenz ihrer politischen Anschauung, oder ob diese als nothwendige Entwickelung aus jenem sich gestaltet hat. Wie dem auch sei — es sind Ehrenmänner, die wahr und wahrhaftig auftreten, und die nach ihrem innersten Grundwesen Heuchler geblieben

wären, wenn sie sich nicht zum Katholicismus bekannt hätten.

Denn darin besteht eben die Aufgabe der Revolution, daß sie denjenigen Völkern, die der Reformation nicht theilhaftig geworden sind, diese bringen will — und zwar nicht in der dünnen, schmalen, knappen Form, welche den Himmel und die Erde sondert, in jenem die Freiheit verpflanzt und auf dieser die Knechtschaft stehen läßt, dem lieben Gott den Kampf ankündigt und sich vor den Herren dieser Welt ängstlich und demüthig verkriecht. Wenn das zusammensinkt, was Petrus und Paulus festgestellt, was die ersten Päpste geheiligt haben, so darf und muß auch das in den Staub getreten werden, was die besoldeten Schreiber in ihren Kanzleien zusammengeschmiert, wenn es faul und unbrauchbar geworden ist. — — — — — Nicht mehr die Kirche, noch vielweniger die Könige, sondern der Staat soll die Vergegenwärtigung Gottes auf Erden sein, in welchem sich seine Vermenschlichung offenbart und den-

jenigen sich kund gibt, die ihn suchen. Der Staat als das Product der Freiheit, als sein organisch ausgebildeter Begriff, als das vollendeteste Kunstwerk, worin sich der Geist manifestirt hat, soll nicht durch das Ueberirdische Vollendung, Ergänzung und die Bestimmung seines Werthes oder Unwerthes erhalten, soll nicht ganz auf dasselbe angewiesen und in ihm und seiner Verklärung erst Beachtung und den Ruhepunct finden; er soll als Menschenwerk in freier Sittlichkeit sich erheben und unbekümmert um den Gott in der Mönchskutte oder dem Purpurmantel, den man uns aufdringen will, unbekümmert um Paradies oder Hölle seiner selbst willen dasein und auf Nichts als auf sich selbst Rücksicht nehmen. Gott will nicht, daß wir ihm den Staat als Opferthier zu Füßen legen und ihm sagen: siehe da — wir schlachten dir unser Liebstes. Unsern Vorfahren konnte man das einreden, weil man sie verbrannte, wenn sie daran zweifelten. — Manche Leute sagen, das Aufbauen eines Staates als Kunstwerk nach der Idee der

Freiheit sei für unsere gebrechlichen Kräfte zu schwierig, die wir in jedem Jahrtausend mit knapper Noth ein paar gute Tragödien zusammenbringen, — doch nur Schatten der Wirklichkeit. — Immerhin! Irren wir, so mögen uns die Trümmer begraben. Es wird ein ruhmreiches Grab werden, und ein solcher Irrthum ist dem Ewigen lieber als das Fortkriechen in dem alten Schlamm vergangener Jahrtausende und ihrer Satzungen. —

Die niederträchtigste oder die göttlichste Waffe gegen die Revolution ist die katholische Anschauung, je nachdem sie erheuchelt oder aus dem Herzen genommen ist. Wenn uns die Erde als ein Jammerthal geschildert wird, hinter welchem in ewiger Schöne der paradiesische Frühling prangt und in welchem die Sünden der Vor- und Nachwelt durch Reue, Zerknirschung und Elend abzubüßen sind; wenn uns Christus gezeigt wird, wie er blutig am Kreuze dahinschwebt und mitleidig-traurig auf das verderbte Menschengeschlecht schaut, das sich niemals reinigen und verklären kann; wenn die ganze

Geschichte nicht den Stempel der freien Sittlichkeit, sondern der Vorherbestimmung an sich trägt; dann erlahmen freilich die Fittige des Geistes, dann gewöhnt man sich an jede Schinderei, weil sie ja als Buße zu betrachten ist, dann gewinnt man am Ende die Leibeigenschaft und die Censur lieb und nennt die neuesten deutschen Bundestagsbeschlüsse ein heilsames Werk. —

Genug davon. — Der Styl im politischen Wochenblatte ist zum Theil meisterhaft und ausgebildet. „Den Bericht über die Zeitereignisse,“ mit dem das Journal beginnt, rührt von dem Redacteur, die „Glossen eines Zeitungslesers“ von seiner Frau und die etwas schwerfälligen Artikel über die ehemaligen deutschen Stände-Verfassungen vom Professor Phillipps her, der in diesem Fache bedeutende Kenntnisse besitzen soll. Als den Verfasser einiger wüthenden Diatriben gegen den Liberalismus nennt man einen gewissen Herrn von Raumer, der mit solchem Unsinne keine Lorbeeren

erringen wird; die übrigen Mitarbeiter sind nicht bekannt.

Ich kann nicht unterlassen, noch einmal auf die bedeutsame Erscheinung dieses Blattes aufmerksam zu machen, das mannigfaltigen Stoff zur Belehrung in sich trägt und einen tiefen Blick in das Wesen der besseren Absolutisten unserer Tage werfen läßt.

8.

Ich komme nun zu den belletristischen Journalen. „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst,“ rufe ich dem geneigten Leser zu und bitte ihn, diesen Wahlspruch bei den bevorstehenden Zeilen recht scharf ins Auge zu fassen. Wo es sich um den heiligen Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, wo es sich darum handelt, ob wir als Männer oder Sclaven dastehen, ob wir ohne Erröthen zum Himmel empor und in das Angesicht der uns anvertrauten Kinder schauen dürfen; da laßt uns streng und eisern sein und mit allen Mitteln, die

uns Gott und das Talent gegeben, die Ungethüme und Fratzen fortzuscheuchen suchen, welche sich hohnlachend vor die Sonne stellen und uns ihren Strahlenkranz mißgönnen. Alle Kräfte, alle Gefühle reget auf, wappnet die Brust mit dem Stahlpanzer und die Hand mit der Feder und dem Schwerte und kämpfet bis auf den letzten Hauch gegen die an, welche verkappt im Dunkeln umherschleichen und das öffentliche Leben wieder zu verfinstern bemühet sind. Was in dem Tiefsten der Seele verborgen schlummert, das fördert zum Heil der guten Sache an das Tageslicht und strömet es in mächtigen Dithyramben aus und gießet sie wie verheerende Waldbäche über das Haupt der bekannten Feinde. Die Gewalt der Rede vermähle sich mit der weitverbreiteren Schrift und töne wie Gottesruf durch die Gauen des Vaterlandes und stürme und brause fort in den Herzen der Jünglinge und Greise. Da, wo es Freiheit, Wahrheit und Völkerwohl gilt, da seid auf eurer Hut und peitschet die mit Geißelhieben des Spot-

tes und des Hohnes aus den geweiheten Kreisen heraus, die ohne das reine Gemüth und den ernsten Willen sich zu euch hindrängen; da sei jeder Schritt rückwärts eine Todsünde gegen den heiligen Geist und sein Gebot; da lässet uns mit ehernen Klammern an dem festhalten, was in dem Evangelium unserer inneren Offenbarung verzeichnet steht. Denn ernst ist das Leben!

Aber heiter auf goldner Wolkenhöhe thronet die Kunst und steiget erbarmungs- und mitleidsvoll aus ihrem luftigen Reich zu uns und zu unsern irdischen Schmerzen hernieder und streut aus dem ewigen Füllhorn kühlende Blumensträuße über die glühende Schläfe und haucht Versöhnung und Verklärung in die ringende Brust. Wild brausen und wogen die Lebensfluthen und der Sturm peitscht sie wirbelnd, chaotisch durcheinander; wie ein Wiegenlied zieht die Kunst beschwichtigend über sie hinweg und löset das Getöse in harmonisches Wellengelispel auf. Da handelt es sich nicht um die Nothwendigkeit; die Phantasie führt den Zauber-

sich, und ruft Gestalten und Begebenheiten hervor, welche sich weder drängen noch stoßen. Darum Friede und Anerkennung den Künstlern in Worten, Werken, Farben und Tönen. Wer in dieser bittern Zeit uns Labung und Erquickung reichen will, ist willkommen und verdient seines guten Willens halber schon unsern Dank. Er bringe ernsthaften Spaß, oder spaßhaften Ernst — wohl ihm, daß er jetzt spaßen kann, und wohl uns, wenn wir ihn zu genießen im Stande sind. Wie sich auch das Strahlenauge der Poesie in die verschiedensten Farbenmischungen brechen mag — laßt uns mild und nachsichtig sein und bedenken, daß der leichte Schaum gar bald verflogen ist, und nur durch sein Regenbogenspiel ergötzen will. Die Lorbeerkränze für die deutschen Dichter sind vergriffen und mehr dem Unberufenen, welchem er auf das prosaische Haupt gesetzt wird. Apollo weiß sich zu rächen, er sendet feine Sonnenblitze in den Kranz und versengt den Ungeweihten. Darum nochmals sei es wiederholt — Anerkennung den Spielen der Phan-

tasie und Friede ihren harmlosen Erzeugern! Denn heiter ist die Kunst. Man hat es sich zur Gewohnheit gemacht, die hiesigen Künstler, Literaten und Belletristen mit Spötteleien zu verfolgen. Wer etwas Witz und Hohn in sich fühlt, sollte diese doch auf ganz andere Leute als auf Ehrenmänner schleudern, die in ihrer Phantasiewelt fortleben und aus ihrer vollen Brust uns manches stärkende, erhebende und erheiternde Wort darreichen. Man glaubt Wunderdinge vollbracht zu haben, wenn man unsere Journale mit Sarkasmen überschüttet, und sollte diese doch für unsere drückenden Preßverhältnisse aufbewahren. Man übersieht das viele Gute, was unsere Blätter bringen und vergißt, daß das Schlechte nie gestrichen wird. — Sobald von Kunst und Wissenschaft im preußischen Staate die Rede ist, da dürfen wir uns stolz erheben und auf ihren großmüthigen Beschützer, unsern König, verweisen; und wenn unser Staat keinen andern Zweck vor sich hätte, als eine tüchtige Akademie für Maler, Bildhauer, Schriftsteller

u. s. w. abzugeben, so müßte jeder Tadel über ihn auf der Zunge ersterben. — Aber die Kunst ist knechtisch und welkt hin, wenn ihre Wurzeln nicht in der Freiheit zu suchen sind. —

Ich glaubte die obigen Bemerkungen den wenigen Notizen vorausſenden zu müssen, die ich hier über die hiesigen belletristischen Journale geben will. Der Standpunkt, von dem ich ausgehe, wird den Lesern keine Diatriben erwarten lassen.

Zuerst etwas über „den Gesellschafter,“ der unter der umsichtigen Redaction des Professors Gubitz schon seit Jahrzehnden zahlreiche Leser zählt. Es gehört hier und auswärts unter gewissen Leuten zum guten Ton, sich über dieses Blatt und seine unerschütterliche, einförmige Richtung zu moquiren. Man sollte doch bedenken, daß auch die conservative Idee in der Literatur repräsentirt sein will, daß sie gerade der zügellos-fortstrebenden Eile der Jüngern wohlthätig entgegentritt, und daß Gubitz vermöge seiner Individualität und seines ruhigen,

klaren, bescheidenen Wesens nothwendig auf diese Weltanschauung angewiesen ist. Ich habe ihn nur einmal gesprochen und ihn ganz so gefunden, wie ich ihn mir gedacht. Er gibt sich, wie er ist und macht durchaus keine Ansprüche, ein Dichter heißen zu wollen. Seine gediegene Poesie liegt in den meisterhaften Arbeiten seiner Holzschneidekunst, die viel Reiz und Originalität hat und von denen den Meisten meiner Leser wohl Proben zu Gesicht gekommen sind. Freunde, die ihn näher als ich kennen, rühmen seine Gutmüthigkeit, seinen Scharfsinn und seinen Freimuth. Ich spreche mich darum so weitläuftig über diesen schätzenswerthen Mann aus, weil Correspondenzler und Pamphletschreiber ihn oft herabzuwürdigen suchen; wie diese Art von Schriftstellern überhaupt eine Art Freude daran zu haben scheint, mit ihrem Gift und ihrer Galle Ehrenmänner zu besudeln und die wahrhaften Schurken aus Rücksichten zu verschonen. — Nimmt man den Gesellschafter zur Hand, so muß man sagen, daß er meisterhaft redigirt ist. Denn er

hat Farbe und stete Abwechselung; und das ist es, was man vom Redacteur zu verlangen berechtigt ist. Daß die Farben frisch, daß die Abwechselung pikant sei — dafür müssen die Mitarbeiter sorgen. Die sind nun im Gesellschafter nicht sehr gewählt; und man stößt oft auf Namen, von denen sich nichts Leidliches erwarten läßt; hat man aber die oft langweiligen Hauptartikel überstanden und kommt zu der Tagesliteratur, so wird man reichlich entschädigt. Die musikalischen Kritiken waren in der letzten Zeit so gediegen und geistreich, wie sie wohl kein anderes deutsches Blatt aufzuweisen haben wird. Ihr Verfasser hatte sich durch eine Chiffer angedeutet, die mir bisher nicht vorgekommen und die ich also nicht zu enthüllen im Stande bin. Die Correspondenz-Nachrichten tragen das Gepräge der Wahrheit und Unparteilichkeit und erstrecken sich nicht blos auf Theaterklätschereien, sondern ziehen das Leben mit seinen mannigfaltigsten Beziehungen in ihr Gebiet; ich erinnere mich, recht belehrende Artikel

aus London, Paris und Wien gelesen zu haben, die eine ehrenvolle Ausnahme von dem gewöhnlichen, leeren Geschwätz machten. „Das Beiblatt“ ist mehr für Kunst und Technik berechnet und könnte bei größerer Ausbildung und einer weniger schwankenden Tendenz dem längst gefühlten Bedürfnisse Abhülfe thun. Mit einem Worte: der Gesellschafter ist ein ehrliches, bürgerliches Journal, das belehren, zerstreuen, erwecken will und seinen Zweck vollkommen erfüllt. Wer nach pikanter oder hochpoetischer Kost geizt, weiß, wohin er sich wenden soll; der Geschäftsmann, der sich erholen will, wird den Gesellschafter selten unbefriedigt aus der Hand legen und der Familienvater ihn nie den Seinigen vorenthalten, da wohl noch nie eine Unsittlichkeit seine Zeilen befleckt hat. Mir fällt hier eine recht niedliche Anekdote von Gubitz ein, der bei der Frage Zelter's, ob er Holzhauer oder Holzschneider wäre, sich dadurch auf seine harmlose Weise aus dem Handel gezogen haben soll, daß er Jenen darüber

Auskunft zu geben hat, ob er sich zu den (Mauerer-) oder (Thon-) Tonmeistern zähle; worauf Beide in ein herzliches Gelächter ausbrachen.

Der Freimüthige verdient schon darum Beachtung, weil der geistreiche Wilibald Alexis (Dr. Häring) seine Redaction führt. Das Blatt steht originell unter seinen Collegen da, weil es sich wenig um das Theater-, um Correspondenz-Nachrichten, um Recensionen, um das hiesige öffentliche Leben, d. h. um unsere Concerte, Declamatorien u. s. w. kümmert, die es sammt und sonders in ein paar Zeilen, betitelt „Wochenlese" oder Tages-Allerlei einzwängt. Es geht seinen eigenen Weg; gibt kleine Novellen, die aus der Tieck-Alexis'schen Schule entsprossen, oft werthvoll und gediegen sind und in denen ein recht frischer Ton vorherrscht; es tischt Gedichte auf, die gewöhnlich mehr als mittelmäßig — zum Ausfüllen dienen; es spricht sich durch Herrn W. Albrecht über vaterländische Kunstgegenstände treffend und herzlich aus; es theilt unter der stehenden Rubrik

„Zeitgenossen" kurze charakteristische Biographieen berühmter, lebender Männer mit, die scharf aufgefaßt und meisterhaft portraitirt werden; es erfreut manchmal seine Leser durch künstlerisch ausgeführte Charakterschilderungen und Genrebildchen, die meistentheils vom Redacteur herrühren und die in ihrer raschen, skizzirenden, geistreichen Manier sogleich ihren Verfasser errathen lassen. Man sieht aus dieser mangelhaften, oberflächlichen Zusammenstellung, daß das Blatt einen höhern Wirkungskreis sucht und findet. Und sollte es nicht auch rathsam sein, die auf einem tiefliegenden Grund beruhende Lesewuth unserer Zeit allmählig selbst in der Journal-Literatur zum Liebgewinnen des Bessern heranzubilden? — — Ich werde über den deutschen Schriftsteller Willibald Alexis weiter unten in dem Abschnitte „Literatur" sprechen; und will hier nur andeuten, daß dieselbe scharfe, portraitirende, kecke und gern niederländische Situationen hervorrufende Manier, welche seinen größeren Werken inne wohnt, auch die kleineren

Journal-Artikel auszeichnet. Ueber die politischen Ansichten, die er hier und da einstreut, bin ich nicht ins Reine gekommen und kann sie mit vielem Anderen, das er geschrieben, nicht recht vereinen. Möge er sie vor seinem Genius zu verantworten im Stande sein! — Auch ihn hat man angegriffen — und zwar mehr bitter als gerecht. Denn man sollte sich doch über jedem der hiesigen Blätter, auf nebliche Wolkenhöhe einen Censor schwebend denken, der den Staat zu retten glaubt, wenn er die besten Gedanken seiner Schriftsteller gleich nach der Geburt tödtet und sie gar nicht in das bunte, bewegte Leben hinausläßt.

Die Jahrbücher für Kritik — darf ich hier nur berühren. Sie gehören vor ein anderes Forum, da Männer, welche als Ruhmessäulen in dem Tempel der deutschen Gelehrsamkeit prangen, hier ihre Arbeiten und Ansichten oft vorlegen. Doch sei mir die bescheidene Frage vergönnt, warum die bedeutendesten Erscheinungen ignorirt wer-

den, wenn ihre Verfasser in Polemik gegen die hegelsche Schule getreten waren? —

Die eben genannten drei Blätter bilden unsere vornehme, aristokratische Journal-Literatur; sie machen auf mehr als auf das Eintagsleben Anspruch und erscheinen in halbwöchentlichen Lieferungen. Sie streifen mehr in das höhere Gebiet des Lebens, halten sich etwas zurück und ignoriren ganz unsere ephemere, spaßmachende, demokratische Tagesblatt-Literatur.

Hier eröffnet der „Berliner Figaro," redigirt von Oettinger, den Reigen. Sein Vorgänger, Eulenspiegel, wurde wegen Obscönitäten verboten, nicht seines Liberalismus oder eines Wortspiels auf Herrn von Brenn halber, wie fälschlich verbreitet worden ist. Ich glaube diese Erklärung darum hier geben zu müssen, weil man sonst im Auslande zu kleinlich von unserm Minister denken müßte. — Was das Blatt in seiner jetzigen Gestalt anbetrifft, so läßt sich über die spaßmachende Tendenz weiter nichts sagen, als daß

immerwährender Spaß am Ende bitterer Ernst wird. Es muß auch neckische, spottende, ironische Gesellen geben; doch werden sie ohne den heiligen Ernst im Hintergrunde bald widerlich und erregen ein Grauen über ihre Leerheit und Nichtigkeit. — Kein nachdenkender Mensch wird Herrn Oettinger Talent absprechen und Jeder verübelt es ihm, daß er so lüderlich schreibt. Wenn er erst die Heiligkeit des Sittlichen begriffen haben wird, dann dürften wir die Freude haben, ihn als einen wahrhaften Satyriker begrüßen zu dürfen. Den meisten Werth geben seinem Blatte die Kritiken über hiesige Musik-Erscheinungen von N. N. (Dr. Sobernheim). Ich werde über diesen geistreichen Recensenten mich in dem Artikel „Theater" aussprechen.

Don Quixote, redigirt von Adolph Glaßbrenner hat ebenfalls eine satyrische Tendenz und verdient darum empfohlen zu werden, weil er ein reges Streben, eine Scheu vor Verletzung der Sittlichkeit und in den Arbeiten seines Heraus-

gebers recht witzige Artikel aufweist. Das Blatt ist weniger auf Localitäten eingerichtet und dürfte auch in den entferntesten Gegenden noch Interesse erregen. Fahre Herr Glaßbrenner so fort, und er wird sich der Achtung und der Theilnahme der Besseren zu erfreuen haben; aber sein guter Geist bewahre ihn vor der Klippe der Frivolität. Munter, launig, keck, ironisch, treffend, spitzig — das war auch sein großer Schutzherr und Gönner, Michel Cervantes; der schlug mit der braven Lanze unter das blöde Ritter- und Pfaffenvolk und hieb sie zusammen und tödtete sie durch Spott und Hohn. Aber in den Schleier der Sittlichkeit eingehüllt, läßt er seine Frauengestalten vor uns auftauchen, er hat die Religion nie frech besudelt, die Kunst nie herabgewürdigt, das Heilige nie entweiht; — und war der große Satyriker. Hat sich Herr Glaßbrenner ihn zum Vorbilde genommen, wie der Name seines Journals anzudeuten scheint, so drücken wir ihm herzlich die Hand und wünschen ihm Glück. Was ist auch der Witz

ohne Ernst? — Ein Blitzstrahl, der verheerend einschlägt und kaum einen Moment leuchtet. Und diesem Kitzel sollte der Biedermann seine Ehre und sein besseres Selbst aufopfern?! — — —

Ich theile zum Schlusse eine Probe aus dem eben besprochenen Blatte mit, und hoffe dafür auf den Dank meiner Leser.

Scene aus dem Thierreiche,

von Adolph Glaßbrenner.

Der Löwe. Der Tiger. Der Ochse. Mehrere unbedeutende Thiere.

Der Löwe. Sind Sie versammelt, meine Herren?

Der Tiger. Oui!

Der Löwe. Wir wollen uns über das Wohl meiner Thiere berathschlagen. Hund! Meine Tasse Chocolade.

Der Hund (streckt alle Viere von sich und rutscht auf dem Bauche mit der Tasse Chocolade näher.)

Der Löwe. Liebenswürdiger Hund — hängst Du noch immer an meiner Person?

Der Hund. Noch immer! Ich bin ein serviler Hund.

Der Löwe. Komm einmal her. Laß Dich ein wenig mit Füßen treten.

Der Hund. Mit dem größten Vergnügen! (Der servile Hund läßt sich mit Füßen treten.)

Der Löwe. (Indem er tritt.) Meine Herren — Sie sehen, ich bin auf den Hund gekommen.

Das ganze Thierreich (lacht; der Hund ruft: wie geistreich!)

Der Tiger (verbeugt sich sechsmal.) Sire! Verzeihet, wenn ich Eure majestätischen Ohren mit lästigen und unnützen Klagen incommodire; aber es ist meine Pflicht, alle Beschwerden, welche die niedern Thiere einreichen, zu Eurer Majestät Kenntniß zu bringen. Der Fuchs ist auf den Einfall gekommen, frei werden zu wollen.

Der Löwe. Sperrt die Bestie ein und werfet ihr einen Criminal-Proceß an den Hals.

Das Schaf (drängt sich hervor.) Bitte um Entschuldigung, ich....

Der Tiger. Halt's Maul, Schaf! Du hast hier Nichts mit zu reden.

Das Schaf. Aber ich gebe doch die Wolle, und ...

Der Tiger. Was gibst Du? Gar nichts gibst Du. Die niedern Thiere geben gar nichts. Wir nehmen.

Der Löwe (streicht dem Tiger die Wangen.) Ja wohl, mein liebes Thierchen. Wir nehmen.

Der Ochse (etwas dreist.) Sire — dürfte ich Sie erinnern, daß wir uns hier versammelt haben, um über das Wohl der Thiere zu berathschlagen?

Der Löwe (nimmt eine Prise.) Ja so! Nun? He, he, he, worüber klagen denn die Thiere, worüber können denn die Thiere meines Reiches klagen? Laßt doch hören, he, he, he.

Der Leopard (kommt außer Athem ins Zimmer gestürzt.) Meine Herren! — Die Gemse — die Opern-Tänzerin von den Alpen ist angekommen.

Der Löwe (springt schnell auf.) Was? die Gemse? Meine Herren — die Sitzung ist aufgehoben. (Alles drängt sich hinaus.)

Der Ochse (zum Löwen im Gehen.) Aber ... Sire ... das Wohl der Thiere ...

Der Löwe (zornig.) Schweig, Ochse!

Die hiesige Modenzeitung hat sehr niedliche Kupfer und wird von Herrn Alexander Cosmar redigirt. Das ist Alles, was ich von diesem Blatte zu sagen weiß. Denn bei einem solchen Institute ist der Text mehr Beilage zu den Bildern, die allgemein gerühmt werden.

Von den übrigen Journalen will ich der Vollständigkeit halber nur ein Verzeichniß beilegen; da sie theils vor das Forum der ernsten Wissenschaft gehören, theils nur gedruckt und nicht gelesen sind. „Der Beobachter an der Spree," unser Volksblatt, muß darum erwähnt werden, weil er zu fast 10,000 Exemplaren abgesetzt wird, und wahrhaft schauderhaft im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Denn man findet da weiter

nichts als Mord- und Schauergeschichten von der derbsten Qualität; und es kann sich leicht Jeder denken, was dergleichen Abnormitäten für einen Einfluß auf seine ungebildeten Leser ausüben. Die Regierung sollte das Blatt an sich kaufen und ihm für die Tausende von Abonnenten eine heilsamere Tendenz geben. Das wäre human!

Verzeichniß der hiesigen Journale nach alphabetischer Ordnung:

Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. M. H.

Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Gerichtspflege. Heftweise.

Allgemeiner Anzeiger zur preuß. Staatszeitung. 2mal wöchentlich.

Allgem. Archiv für die Geschichtskunde des preuß. Staates. M. H.

Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Heftweise.

Archiv für medicinische Erfahrung. 6 Hefte im Jahr.

Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der praktischen Policei. R. Merker. W.

Beiträge zur Revision der preuß. Gesetzgebung. 6 Hefte im Jahre.

Literarische Annalen d. gesammten Heilkunde. M. H.

Annalen der preußischen innern Staatsverwaltung. G. H.

Beobachter an der Spree. R. Schmidt. Wöchentl.

Berlinische Nachrichten. R. Spiker. (Spenersche Zeitung.)

Vossische Zeitung.

Bibliothek der praktischen Heilkunde. M. H.

Blätter aus dem Gotteshause. Heftweise.

Berliner Stadt- und Landbote. R. Schumann. (14 Tage 1 Heft.)

Freimüthige. R. Häring.

Gesellschafter. Gubitz.

Preußische Gesetzsammlung. (Unbestimmt.)

Berliner Handlungszeitung.
Preußischer allgemeiner Hausfreund.
Jahrbuch für die Pharmacie. Heftw.
Jahrbücher für Wissenschaft und Rechtsverwaltung.
Jahrbücher der Straf- und Besserungsanstalten aller Art.
Immergrün von Sommerfeldt.
Intelligenzblatt.
Journal für Baukunst.
Journal der Chirurgie und Augenheilkunde.
Jahrbücher der praktischen Heilkunde.
Jahrbücher für reine and angewandte Mathematik.
Jahrbücher für die neuesten Land- und Seereisen.
Iris im Gebiet der Tonkunst. R. Rellstab.
Juristische Zeitung.
Kinderwochenblatt.
Evangelische Kirchenzeitung.
Magazin für die gerichtl. Arzneiwissenschaft.
Magazin für die gesammte Heilkunde. R. Rust.
Berl. Medizinische Zeitung.

Militair-Literaturzeitung.

Militair-Wochenblatt.

Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege.

Modenspiegel.

Neue Monatschrift für Deutschland.

Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes.

Rechtsprüche der preuß. Gerichtshöfe.

Kritisches Repertorium für die gesammte Heilkunde. R. Casper.

Allgemeine preuß. Staatszeitung.

Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landchartenkunde.

Berliner politisches Wochenblatt. Jarke.

Berlinisches nützliches und unterhaltendes Wochenblatt.

Zeitblatt für Gewerbe und Freunde der Gewerbe.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Zeitschrift für die Criminal-Rechtspflege in den preuß. Staaten.

Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft.

Wissenschaftliche Zeitschrift für die Bearbeitung des preuß. Rechts.

Linnaeus. (In lateinischer Sprache.)

VI.

Närrisches.

Der liebe Gott war einmal bei recht froher Laune und wollte sich einen Spaß machen.

Er rief Gabriel herbei und sagte ihm: Ich finde das Einerlei im Himmel sehr ermüdend. Die Sterne kreisen in ihren vorgezeichneten Bahnen und preisen mich durch vorgeschriebene Sphärenmelodien. Die Engel trinken Thee und singen Tag für Tag ihre Psalmen. Wenn das in Ewigkeit so fortgehen soll, so möchte ich mich schon jetzt auf Pension setzen lassen. Unter uns gesagt — ich langweile mich göttlich.

Jener erwiederte: „Arrangiren Sie doch eine Maskerade mit recht abwechselnden und schroffen Charakteren. Lassen Sie diese an zehntausend Jahre spielen und amüsiren Sie sich an ihrem

Anblicke, wenn die himmlischen Staatsgeschäfte Ihnen lästig fallen. Da kenne ich einen Planeten, welcher seiner närrischen Lage nach ganz für einen solchen Carneval geschaffen ist. Dort wird es bald kalt, bald heiß, bald hell, bald dunkel. Seine Luft begünstigt schon die Narrethei; sie ist stets wechselvoll und aus ganz eigenen Stoffen zusammengesetzt. Ich meine die Erde, die von der Sonne zu entfernt liegt, als daß die erwähnten Engel drauf haußen könnten."

„Dein Vorschlag ist picant. — Doch weißt Du, daß Alles, was ich erschaffe, unsterblich ist, und mein Gottesherz läßt es nicht zu, ein Geschöpf hervorzurufen, das seine Narrheit und Nichtigkeit durch die Ewigkeit fortschleppt."

„Das soll es — das darf es auch gar nicht! Wie ist denn das Ewige mit dem Närrischen vereinbar?! Die Maskerade würde dadurch weit lustiger, weit abwechselnder und stürmischer werden, wenn Jeder sein Costüm nur eine kurze Zeit tragen dürfte und sich dann wiederum ein Anderer in

die abgelegten Kleider werfen müßte. Bilde also Creaturen mit sterblicher Maske und unsterblichem Grundwesen, die, wenn ihre Carnevalszeit abgelaufen ist, in das ewige Reich der Geister wieder eingehen und uns gar Manches von der tragikomischen Historie zu erzählen haben werden. Und willst Du die Ironie vollständig machen, so lasse alle diese Geschöpfe undeutliche Erinnerungen von ihrem einstigen Urzustande her und die Sehnsucht nach ihm mit auf den Planeten bringen, lasse sie in den Trauergestalten ihrer Erde die Schatten der Wesenheiten finden und möge es ihnen überlassen sein, die Harmonien dunkler Ahnungen mit den Disharmonien ihrer Umgebungen auszugleichen und vielleicht zu vereinen. Da werden sich Seifenblasen und Perlen bilden, da wird mancher Schaum emporsprudeln und in lustigen Regenbogenfarben uns ergötzen und erfreuen. Weil übrigens der praktische Nutzen der letzte Zweck jedes Staatshaushaltes — also auch des himmlischen — sein soll, so erlauben Sie, Ihnen noch in Erinnerung brin-

gen zu dürfen, welchen Vortheil uns die ganze Einrichtung gewährt. Für's Erste werden sich unter dem irdischen Costüm gar mächtige Geister ausbilden, die, wenn sie nach abgelaufener Narrenzeit zu uns zurückkehren, die Erfahrungen ihrer Erdenpilgerschaft den Engeln mittheilen und Munterkeit und Frohsinn unter ihre schläfrigen Reihen verbreiten. Für's Zweite werden wir den Schalk Satan los, der durch seinen neckischen, malitiösen Charakter hier nur Unheil stiftet und den ich an Ihrer Stelle zum Narren-Intendanten ernennen würde. Er müßte die Rollen vertheilen, die Gruppen arrangiren, für Scandale und Quiproquo's sorgen und durch seine Sarkasmen oder Mystificationen da nachhelfen und wieder Leben und stete Abwechselung hineinzubringen suchen, wo es schläfrig einhergeht. Vielleicht theilt er uns auch einen vollständigen Plan mit, nach dem er handeln will, um das Ganze desto picanter zu machen und die Narrheit am Ende in systematisch-methodischer Ordnung uns vorzuführen. Er ist ein

schlauer Kopf und findet aus purer Gutmüthigkeit seine Freude an dergleichen Späßen."

Satan wurde gerufen und erschien als ein Engel wie seine übrigen Genossen. Sein Auge war mild und klar und nur ein feines, ironisches Lächeln, das um die zartgeformten Lippen spielte und manchmal zuckte, unterschied ihn von den Andern. Man erzählt im Himmel eine wunderbare Geschichte, wie er dazu gekommen. Er soll einst, als Gott schlief, ihm die Krone vom Haupte genommen und sie sich aufgesetzt haben, um doch einmal zu empfinden, wie Gott zu Muthe ist. Aber in dem Momente, als er das Diadem in Händen hielt und die Welt also ohne Krone war, rollten die Sphären im tollen Wirbel dahin. Das gebändigte Chaos gähnte wieder empor und scheußliche Larven und Ungethüme erhoben sich. Bei diesem Anblicke zog ein ungeheurer Jammer durch Satans Herz und schnell setzte es das Diadem auf sein Haupt. Das All kehrte zur Harmonie zurück, wiegte sich wieder auf ewigen, heiligen Me-

ladien und lag in seiner tiefsten Schöne geoffenbart vor den Blicken des Engels. Doch der schnelle Uebergang von unseligem Schmerz zur göttlichen, weltüberschauenden und weltdurchdenkenden Freude und die Unzulässigkeit der beschränkten Cherubs-Brust für die Gottempfindung brachten bei Satan ein ganz eigenes, im Himmel nie vorgekommenes Gefühl, hervor, indem das Bewußtsein seiner Nichtigkeit ihm klar wurde und sich als Spott über sich selbst zum ersten Male in ein ironisches Lächeln ausprägte. „Trage dieses Gefühl durch die ganze Ewigkeit —" sprach der Allmächtige, — So wurde Satan und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ihm legte man also den Carnevalsplan vor und machte ihn mit dem Posten bekannt, den er zu bekleiden bestimmt sei. Er war sehr erfreut über die ihm zugedachte Charge und drückte sich folgendermaßen aus:

„Gabriel hat sehr weise den Grundriß für das neue Geschöpf angegeben. Es muß, um eine zweckmäßige Carnevals-Gestalt abgeben zu können,

ein zweifaches, sich einander widersprechendes Element in sich tragen, dessen schroffe Ausbildung auf der einen oder der andern Seite, oder dessen Versöhnung Beider zu einem ganz eigenthümlichen Zustand oder Bewußtsein die wunderbarsten, buntscheckigsten Situationen hervorbringen muß, die eines göttlichen Mummenschanzes wahrhaft würdig sind. Bilde die äußere Hülle zufällig, wechselvoll, gebrechlich und sterblich und magie sie mit zufälligen, wechselvollen, gebrechlichen, todtgeborenen Dingen, deren Außenseite sie in ein Labyrinth führt, weil sie ihr Wesen nicht zu ergründen vermag und in ihnen nur Abbilder der Ideen sieht, die wir hier bergen und deren Andenken ihm dunkel-traumhaft vorschwebt. Eben dieses, dunkel-traumhafte Vorschweben des Göttlichen, welches das Geschöpf ahnt und doch seiner Gebrechlichkeit halber nicht absolut zu erfassen vermag, sei die Erhebungs- und zugleich die Vernichtungsstufe, auf welcher es sich entweder höher als wir im ewigen, sehnsuchtsvollen Ringen emporschwingt oder auf

welcher es im tollen Wahnsinn untergeht, um nach vollbrachter Laufbahn als gefallener Engel in unsere Regionen aufgenommen zu werden. — Erfülle seinen Geist mit der Ahnung von einer Urschönheit, die in vollkommener Harmonie Dir innewohnt, und lasse sie in Schatten vor seinen trunkenen Blicken vorüberziehen und entzündende Funken ihm in die Seele werfen. Wie werden diese sich in herrliche Sternbilder zusammenreihen, bald zur Flamme emporlodern, die den Himmel küßt und bald als Irrwische im Sumpfe leuchten und verführen. Laß ihn auch das Bewußtsein einer absoluten Wahrheit in sich tragen und ihn dieselbe auf seine Weise ausbilden und sich zu eigen machen. — Trete Du in Deiner Gottesgestalt auch nie vor ihn hin, sondern offenbare Dich ihm nur durch Deine ewigen Gedanken, d. h. durch Deine Werke und Gesetze. Das Bestreben, Dich erkennen zu wollen, wird eine der picantesten Stellen im Carneval abgeben und Du wirst wahrscheinlich viele neue Aufschlüsse über Dich selbst bekommen. —

Damit aber die Narrenlast nicht zu sehr drückend wird, so bin ich ganz mit Dir einverstanden, daß der Einzelne dieselbe nach einer bestimmten Frist ablege und seinem Nachfolger überlasse. Diese Erscheinung gibt gewiß zu vielen Combinationen Anlaß und Du hast den Vortheil, stets neue Gestalten vor Dir zu sehen, von denen jede einzelne im Herzen eine eigene Weltanschauung birgt, für sich etwas Abgeschlossenes, Abgerundetes ist, und doch durch den Schicksalsfaden wieder mit allen Andern zusammenhängt und an sie gekettet ist. Also ein doppelter Fasching! Denn jedes Individuum birgt einen Carneval von Gedanken und Beziehungen und Empfindungen im Herzen, die bald ernst, bald lustig, bald wehmüthig durcheinander wogen; — und die Erde birgt das große Carneval von lebendig gewordenen Gedanken, die sich stoßen und lieben und hassen und freuen. — Das Geschlecht mag so lange leben, bis das Programm aus ist, das ich Dich zu bestimmen bitte und

dessen Zielpunct darin bestehen mag, daß die Geschöpfe entweder ihrer Narrheit und Zufälligkeit bewußt werden und in ironischer Selbstvernichtung untergehen; oder daß sie sich vermöge des göttlichen Elements, das Du in sie hineingelegt hast, zu Deiner Erkenntniß hindurchringen und u n s gleich werden. — Das Uebrige, den Spaß, den Witz, den Scherz, die Eulenspiegelstreiche überlasse mir. Ich will stoßen, treiben, necken und höhnen; ich will Unordnung machen, verschieben, versetzen und mystificiren. Ich will sie das absolute Dumme — das Böse — lehren, ihnen Fratzen vorschneiden und sie diese nachahmen lassen. Was thut es? Aus dem tollen Reigen bricht doch Dein Gottesantlitz hervor und freut sich der reuigen Sünder. Du hast es ja immer gesagt, daß Du Dich jetzt nur darum langweilst, weil keine Sünde und mithin keine Reue, keine Zerknirschung, keine Erhebung in der Welt sei. Ich will schon dafür sorgen und hoffe auf Deinen Dank."

Gott gab Satan das Carnevals-Programm das ist die Idee der Menschengeschichte. — Und er sprach: es werde ein Narr!

Da wurde der Mensch. — —

Die erste Narrheit, die er beging, bestand darin, daß er sich eine Frau nahm. Bald liefen kleine Narrheiten umher und wurden zu großen. Anfangs war die Maskerade sehr lumpig und an Charaktere gar nicht zu denken. Denn die wenigen Narren, die existirten, ahnten nicht im Geringsten, daß sie Narren seien und hatten Nichts durchzukämpfen. Sie fragten kaum: wo kommen wir her? wo gehen wir hin? was bedeutet die Sternenschrift am Himmel? Sie waren zufrieden, wenn sie zu essen und zu trinken bekamen. —

Als sich aber allmählig mannigfaltige Beziehungen, verschiedene Geschlechter und abstoßende oder anziehende Verhältnisse bildeten, als die Herzen den Schmerz kennen lernten, da wurde es immer lebendiger, wechselnder und geräuschvoller auf der Erde und Gott hatte seine Freude daran. Wie

der Mummenschanz immer verwickelter und pikanter wurde, wie immer bedeutendere Völkertruppen emportauchten, wie die Masken in immer buntscheckigerem Kram einherzogen — das weiß Jeder; und wer es nicht weiß, der lese die Menschengeschichte nach. Denn die Narrheiten wurden aufgeschrieben, in Marmor eingehauen und der Nachwelt überliefert.

Moses ahnte wohl, daß hier ein Carneval Statt finde und glaubte sich dadurch bei Gott beliebt zu machen, wenn er dafür sorgte, daß sein Volk nie zu diesem lichtvollen Gedanken hindurchzudringen im Stande wäre und ewig Komödie spielte, d. h. sich immer für klug und bevorzugt hielte. Er hüllte daher die leichten Narrheiten in schwere Gewitter- und Rauchwolken ein und bis heute haben die Juden diese nicht verscheuchen können. Gott fand keinen Gefallen an dem düsteren Wesen und hat gesagt: „Wenn ich je auf den Einfall käme, Jehovah sein zu wollen, so würde sich die Welt sogleich versteinern." —

Besser machten es die Griechen. Denn ge-

fallene Engel stiegen vom Himmel zu ihnen hernieder, vermählten sich mit ihren Weibern, erzählten ihnen von dem Reiche der Schönheit und weckten die dunklen Ahnungen in den glühenden Seelen. Und weil sie Gott verstoßen hatte, wollten sie ihn stürzen. Sie erfanden Götter und bildeten sie nicht aus Wahrheit, sondern aus Schönheit. In den uralten Sagen der hellenischen Vorzeit klingt es von den Titanen und Heroën wieder, welche große Botschaften mit sich gebracht. Sie verkündeten den Menschen, wie sie ein Narren-Carneval abgeben sollten und riethen ihnen, den eigenen, unabhängigen Weg weiter zu gehen, die Gestaltungen des Schönheitsinnes auszubilden und ihre vollendetesten Blüthen als irdische Götter für das irdische Leben zu betrachten. So würde die Mythenwelt, welche der Mensch im Rausch empfangen hatte und im Rausche verehrte. Gott freute sich über die Götter, pries sie als die schönsten, geschmackvollsten Masken im Erden-Fasching und sprach: „Wenn ich nicht Gott wäre — ich wollte

Apollo sein." — Täglich stand er am Fenster und schaute auf das muntere Griechenvolk, welches seiner gar nicht bedurfte, und lauschte ihren Hochgesängen und wohnte oft in ihren Statuen. Aber ach — das Reich der Schönheit ist kurz und verblüht bald! Als das Jugendliche, Reizende und Rosige an den Göttergestalten erblichen war, da standen die Lügengebilde in ihrer schauerlichen Nacktheit da und wurden von dem Menschengeschlechte, das die Sagen der Vorzeit vergessen und erkannt hatte, verhöhnt und verspottet. Da zogen Jammer und Kummer durch die Herzen und die Welt rang die wunden Hände vergebens und konnte weder beten, noch weinen, noch sterben. Das gab ein miserables, einförmiges, römisch-despotisches Carneval ab; denn die Völker-Individualitäten waren untergegangen und allenthalben sah man römische unselige Menschen. Und Gott erbarmte sich ihrer, trat selbst unter sie, wurde zu ihres Gleichen, lehrte sie das Evangelium und offenbarte ihnen aus eigenem Munde, daß sie Narren wären und blieben ihr Lebenlang

und daß erst jenseits die Wahrheit und Wirklichkeit zu finden sei. Die Narren zeigten sich ihrer würdig und kreuzigten Gott. —

Jetzt begann erst der rechte Carneval. Die Völker aus Osten drängten sich vor, warfen die abgenutzten, veralteten, lebendig-verfaulten römischen Masken bei Seite und führten auf Roms Ruinen einen wilden, hochromantischen Nationaltanz auf. Wie auch sie allmählig ihren Charakter verloren und zu gewöhnlichen Narren herabsanken — das findet man in der großen Narrengeschichte gar weitläuftig aufgezeichnet. Ganze Narrenstaaten tauchten hervor und unter, bis sich endlich aus dem Chaos des Mittelalters, das seiner einförmigen Kutte halber dem lieben Gott sehr wenig Freude machte, die neue Zeit hervorrang. Es kann hier nicht ausgeführt werden, wie viel Antheil der Teufel an ihr habe, noch viel weniger, welcher Faden sich durch den ganzen Fasching ziehe, und wenn die aufgeregten Masken zur Ruhe gehen werden. Doch soviel ist gewiß, daß der tolle Car-

neval seinen Endzweck erfüllt und die Herren droben außerordentlich amüsirt. Kaiserliche, königliche, durchlauchtige, fürstliche, gräfliche, hochadliche, adliche, hochwohlgeborne, wohlgeborne und gar nicht geborene Narren treiben sich bunt durcheinander und möchten den Lumpenstaat gern durch die Ewigkeit tragen; rationalistische, supernaturalistische, klassische, romantische, demagogische, absolutistische, legitimistische Charaktermasken wogen durch den Erdensaal und glauben, weiß Wunder! was sie haben.

Und droben im Himmel sitzt der liebe Herr Gott mit sammt den Engelein und sie schauen sich das Alles gemächlich an und freuen sich über die erbauliche Narrenhistorie und über die lustige Idee, daß manche Menschen glauben, sie seien keine Narren, sondern kluge, vernünftige Leute. Jetzt wird um die Mummenschanz-Freiheit gekämpft; es will Jeder ein Narr sein auf eigene Hand und sich die Narrentracht anlegen, die ihm beliebt und keinen Narrenkönig mehr respectiren. Auch soll es Jedem erlaubt sein, seine Narrheiten drucken zu

lassen, ohne daß sich irgend ein Censor, der ja selbst ein Narr ist, darüber zu kümmern habe. —

Wenn das erst errungen, wenn die Narrheit förmlich emancipirt ist, und wenn wir Alle gleichgeborene Narren sind — das wird einen Carneval abgeben mit Gruppen, Touren, Tänzen und Evolutionen, daß selbst die Himmlischen Lust bekommen, sich in den bunten Reigen zu mischen, und daß sie in höchsteigener Person Theil nehmen an der prächtigen Geschichte.

2.

Ich liebe die Narren. Denn eine tüchtige Narrheit ist am Ende mehr werth als eine verschrobene Klugheit. Wo ich also ordentliche Narren zu finden hoffe, suche ich sie auf. Man glaube ja nicht, daß meine Bemühungen oft mit Erfolg gekrönt werden. Die Zeiten sind vorbei, in denen man kluge Leute mit der Laterne suchen muß; jetzt kannst du meilenweit laufen, ehe du einen

Narren findest. Denn man kann jetzt die Klugheit für eine Kleinigkeit kaufen; bei jeder Tasse Kaffee spielst du bei Stehely eine Portion Klugheit herunter. Wer die bekannten deutschen Bundestags-Protokolle einmal durchgelesen hat und nicht klug geworden ist, der hat gar keine Anlage dazu. So werden zwar manche Leute aus vieler Klugheit Narren; aber das ist noch lange nicht die rechte Sorte. Wenn ich von Narren spreche, so meine ich die damit, welche auch die Narrheit närrisch behandeln. Und ich versichere euch, die Diplomaten und Haarkräusler ausgenommen — gibt es solche Subjecte wenig. Die Meisten glauben, sie hätten eine Stufe im Narrenorden errungen, wenn sich in allen ihren Aeußerungen und Handlungen eine Negation der Klugheit zeigt. Das ist aber Kleinigkeit, Schulfüchserei, meistentheils Verstellung, Komödie. Solche Leute werden wieder klug, wenn die Narrheit ihnen die gehörigen Procente eingetragen. Sie spielen den Narren, nachdem sie vorher schon klug

gewesen. Meine Narren sind aber närrisch, ohne vorher klug gewesen zu sein. Ich nenne sie consequente Narren. —

Jn Berlin gibt's Wenige, und diese wissen ihren Werth zu schätzen. Denn die Polizei und die Regierung, als ein Theil von jener, ist ein für allemal wider jede Narrheit. Auf der Straße darf Niemand ein Narr sein; ja die öffentlichen Blätter dürfen keine Narrheiten enthalten. Wofür ist die Censur?! Jn Berlin soll keine Dummheit existiren — das kann ich nicht oft genug wiederholen. Wenn ein Adlicher Dummheiten begeht, wird er zu den Bürgerlichen geschickt; und wenn diese dumm werden, in den Adel erhoben. Das heißt Logik! Manche Leute haben ein Privilegium auf Narr- und Dummheiten; wollte ich sie nennen, käme ich schlecht weg. Andere grämen sich darüber zu Tode, daß sie ihre Narrheiten nicht zu Markte bringen dürfen und sie tief in den Herzensschrein verschließen müssen. Ich kenne einen Mann, der trägt seine Narrheit

schon 20 Jahre bei sich umher, hat sie gepflegt und gehegt, mit Wasser begossen und von der Sonne bescheinen lassen und traut sich doch nicht, sie ans Tageslicht zu fördern, weil er auf seine unbedeutende Pension nicht zu verzichten im Stande ist. Ach — so oft ich ihn sehe, wie er so still und bleich einherwankt und gern in alle Welt seine Narrheit hinausrufen mag und sich dann wieder auf die Zunge beißt, wird mir gar wehmüthig zu Muthe und ich denke daran: Wenn das Verschweigen der Narrheit den Narren soviel Gram und Elend bringt, wie wird erst der Weise es fühlen, der seine prophetischen Geisterworte bei sich behalten muß, sobald er nicht ins Narrenhaus gebracht werden will. — Wie viele Leute können hier in Berlin ihre Narrheiten nicht los werden; die Censur streicht sie; das Theater-Comitté weiset sie zurück; die Polizei macht, als ihr Eigenthum, darauf Ansprüche; und am Ende bleibt nichts Anderes übrig, als daß die armen, gequälten Menschen ihre Narrheiten mit

unter die Grube nehmen und sich dort noch an den lieben Phantomen ergötzen.

Das geschieht auch, und darum sieht es so hell und lustig auf den hiesigen Kirchhöfen aus. Die Narrheiten gucken aus den Gräbern hervor, grünen und blühen duftig heran, erzählen so manche schöne, pikante Geschichte und dürfen von keinem Censor gestrichen werden.

Jüngst war ich auf den Leichenhügeln Hegel's und Hoffmann's. Da sieht es kahl und nackt aus, und auch nicht eine farbige Narrheit erhebt ihr Blumenhaupt. Ihr großen Männer — das war euer Unglück auch im Leben! — O wenn doch Jemand, der viele Capitalien von Narrheiten besitzt, euch davon zu euren Schmerzen eine Handvoll in die Gruft würfe, damit ihr selig-heiter träumet und recht weich gebettet seid!

Ich bin es nicht im Stande; denn meine Narrheiten sind winzig und gering; und ich muß aus ihnen Bücher machen. —

3.

Neulich kam die Narrheit aufs hiesige Paß-bûreau und forderte für kurze Zeit eine Aufenthaltskarte. Man war erstaunt, man wußte sich kaum zu fassen. Wie sind Sie nach Berlin, wie in den preußischen Staat hineingekommen? Wir thun ja alles Mögliche, um Sie weit von uns zu halten. Wir werden ja deßhalb Narren gescholten, weil wir närrische Mittel gebrauchen, um Sie zu entfernen. Reden, sprechen Sie! Hat das bibliographische Institut Sie vielleicht als Einlegezeichen in Bibeln hierher transportirt, waren Sie etwa zwischen dem Kniebande der Elslers, wanderten Sie von Wien aus hier ein, um mit höchsteigenen Augen den Triumph zu genießen, der Ihnen tagtäglich gebracht wurde? —

— „Sie beleidigen mich. Von der Seite komme ich nie! Von der Seite haben Sie die Dummheit, den Aberglauben, die blöden Kinder der Verfinsterungssucht, aber nicht mich zu erwarten, die heitere Tochter der Aufklärung, die

ich als lindernder Genius die Menschen umschwebe, damit sie nicht toll vor lauter Ernst werden."

Sie sind?!

— „Die Narrheit, mein Herr."

So ist es also auch Narrheit, wenn Sie sich einen lindernden Genius nennen?

— „Wie Sie wollen! Das ist mein größter Triumph, wenn man mich für so recht närrisch hält, und ich es im tiefsten Innern fühle, wie wahr, wie ernst, wie bitterernst ich bin. Dieser Widerspruch mit der Außenwelt, die durch ihn gewonnene Ueberzeugung meines Werthes und ihrer Nichtigkeit — das ist die Poesie der Narrheit, das ist die Uebergangsstufe zu meinem höheren, besseren Dasein. Ich mische mich unter die ernsten Menschen, und sehe ihr unglückseliges Treiben. Mich dauert das arme Geschlecht, das wie im Himmel leben könnte, wenn es nur den Muth hätte, närrisch sein zu wollen.

VII.

Censoren.

Ich hatte mir vorgenommen, über dieses Thema einen recht langen Artikel zu schreiben und dabei mein Notizenbuch von Preß-Chicanen zu benutzen, die ich und Andere während unserer Journal-Schriftstellerei ausstehen mußten. Ich hatte Alles in Bereitschaft gesetzt, mein Dintenfaß mit Galle gefüllt, eine schwarze, spitze Rabenfeder in die Hand genommen und pathetisch ausgerufen: Ihr Rachegeister unterdrückter Gedanken, die ihr in der Geburt erstickt worden waret, umschwebet mich und hauchet Spott und Hohn in meine Seele!

Da erschien mir der alte Grapo. — Er war eingehüllt in einen Sternenmantel von Censurstrichen aus blauer Dinte und sah mich bittend und wehmüthig an. „Ach — sprach er — sie zerren mich

aus meinem Grabe hervor und bedenken nicht, — — — — — — — — — — —. Ich weiß — ich habe dich im Leben oft gequält, dir das Beste, was du unter dem vielen Schofel gedacht, unbarmherzig confiscirt und einem langen Aufsatze deshalb das Imprimatur verweigert, weil darin geschrieben stand: Die Katze fraß einen Häring, worunter ich Injurien auf den Redakteur des Freimüthigen verstand, an den du gar nicht gedacht und den du stets geschätzt und geehrt hast. Aber sieh — wie sie mich aus Rache in ihrer Pöbelliteratur schon zugerichtet haben, sieh — wie sie mich necken und höhnen und mich armen, alten, todten Mann dem Spott preisgeben. Du bist mild und wirst wohl wissen, wie einem Censor im Leben zu Muthe ist, —

Laß mich in Ruhe!“

Kein Wort über dich! Friede deiner Asche! —

Er bedankte sich gerührt und sagte mir, er

wolle seinem Sohne im Traume erscheinen und ihm gebieten, mir Vieles durchzulassen, was Anderen gestrichen worden wäre. —

Die neuesten Amtsblätter bringen frische Rekruten-Aushebungen für die Censoren. Es hat ein großes Avancement Statt gefunden. Der ehemalige Redacteur der Staatszeitung, Hofrath John, ist zum Censor sämmtlicher hiesiger belletristischen Tagesblätter ernannt, und nebenbei zur Versilberung der Pille Geheimer-Regierungsrath geworden. Die Professoren H. Ritter (Verfasser der Geschichte der Philosophie) und Lanzizolle, ein Mann, der die ganze Jurisprudenz gern auf das altdeutsche Recht zurückbringen möchte, und der das Feudalwesen bis in den Himmel erhebt — sind in das Censur-Collegium einrangirt. Böckh soll diese Stellung ausgeschlagen haben; wenn es wahr ist, macht es ihm alle Ehre. Daß der wackere Langbein in seinen alten Tagen unter die Censoren gegangen ist, soll wohl eine Satyre von ihm sein. Doch gebührt ihm Ruhm und Anerkennung, weil

er so liberal als möglich zu Werke geht, seine Stellung fast ganz vergessen läßt, sich manche Nase von obenher zuzieht und gewöhnlich sehr kurze Zeit bei einem Blatte beibehalten wird.

Die unverantwortlichste Inconsequenz liegt darin, daß hier Schriftsteller noch zur Rechenschaft gezogen werden können, wenn ihre Arbeiten schon die Censur passirt haben. Ich hatte einmal etwas über Juden abdrucken lassen, dem Herr Barone nach gehöriger Castrirung das Imprimatur nicht verweigerte. Vierzehn Tage darauf erhält der Redacteur — von welchem Collegium weiß ich nicht mehr — eine Zuschrift, worin mit klaren, dürren Worten steht: wenn solche *Judenpersönlichkeiten* noch einmal vorkommen, so würde das Blatt verboten werden. — Einem anderen Herausgeber wurde wegen einer unbedeutenden, etwas carrikirten Geschichte, die als Tagesgespräch von Mund zu Munde ging und den Jungen auf der Straße bekannt war, Folgendes schriftlich gedroht: Wenn Sie noch einmal Grund zu einer ähnlichen

Klage geben, so werden wir Ihr Blatt unterdrücken. —

Unterdrücken! Das war ein großartiger Schuft, der dieses Wort zuerst in die deutsche Sprache verpflanzte. Unterdrücken, die Polizei will unterdrücken! Man beißt die Zähne bei diesem Ausdrucke unwillkührlich zusammen und ballt die Faust. Warum nicht verbieten, die Erlaubniß versagen u. s. w. Warum gerade unterdrücken. Das Wort klingt so knutig, so russisch. Heiliger Gott — nur nicht unterdrückt werden. —

Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich weinen oder lachen soll, wenn ich so einen blutjungen Censor, der gar nicht lange her Collegia gehört hat, jetzt als meine Vorsehung, als den Repräsentanten der preußischen Intelligenz und als denjenigen betrachten soll, der die Fähigkeit besitzt, meine Gedanken zu controliren und ihre Schädlichkeit oder Harmlosigkeit mit einem willkührlichen Federstrich zu bestimmen. Wie's besser werden soll

— sehe ich, sieht Keiner ein. —. So wie es jetzt mit der Censur steht, kann es nicht mehr lange so bleiben, weil die Herren an der Spitze den Unsinn und den Mangel gehöriger Preßgesetze wohl fühlen. Man wird also wahrscheinlich einen Mittelweg einschlagen, den Mund sehr voll nehmen und es am Ende noch schlimmer einrichten.

So spricht man hier sehr stark davon, daß nach den neuesten zu erwartenden Preßbestimmungen alle Menschen in graduirte und nicht graduirte eingetheilt werden sollen; die Erstern dürfen Alles, was sie wollen, drucken lassen, die Andern aber stehen unter strenger, policeilicher Aufsicht, wenn sie es wagen, die Feder in die Hand zu nehmen.

Das wäre nicht übel. Es kommt hier nur darauf an, was denn eigentlich zu einem gra-

duirten Menschen macht! Ist es der gesunde Menschenverstand und das Talent — dann sind wir Alle zufrieden. Ist es aber — wie zu erwarten steht — der Stand, der Titel, das Geld — dann wehe uns und unsrer Literatur.

VIII.

Preußische Sentimentalität.

(Aus eigener Erfahrung.)

1.

Der erste Strahl der aufgehenden Sonne blitzte eben über die Berge und das Thal. Die höchste Felsenspitze glühte im Morgenroth; aber die niedern Abhänge deckte noch Nebel und Zwielicht. Die purpurnen Streifen küßten erst den fernsten Himmelssaum; allmählig nur erblaßten der Mond, schwanden die Sterne.

Unten im Thal jauchzte man schon dem kaum aus der Nacht hervorgegangenen Tag entgegen. Die Blumen öffneten ihre Kelche und begrüßten ihn durch ihren Duft. Der Bach plätscherte im murmelnden Wogengeriesel durch den thaubeperlten Rasen und die Bewohner des Waldes sangen im Jubelchor ihre Lieder. Die Lerche

schwang sich der Waldvögelein durch die Lüfte und jauchzte dem Frühling ihre Weisen. Und an der heiligen Eiche gelehnt stand der Barde, griff in die Saiten und strömte aus begeisterter Brust jenen Hymnus zu Ehren der Sonne hervor, der so lange währen wird, als sie selbst.

Auch unberufene, unheilige Stimmen mischten sich in den Jubel. Der Hahn krähte fortwährend, die Bachstelzen, Finken und Drosseln äfften ihm nach, die Frösche quakten, die Grillen zirpten, die Ochsen brüllten — Alles zu Ehren der Sonne. Und sie sangen Schandlieder auf den scheidenden Mond und die erbleichenden Sterne, die doch so wohlthätig gewirkt hatten.

Aber droben auf unzugänglicher Bergesspitze horstete der königliche Aar, und ruhig und majestätisch schaute sein Feuerauge über die noch matt beleuchtete Gegend. Er schüttelte und badete seine Schwingen in der erfrischenden Morgenluft und blickte unverwandt auf das geöffnete Himmelsthor.

Sein Haupt umhüllte ein Wolkenkranz; aber seine Füße standen auf festgefugtem Felsenblock.

Mich zog es zu ihm, und ich sprach ehrfurchtsvoll:

Königlicher Aar — ich kann's nicht glauben, was der welsche Hahn da unten kräht, was die Dompfaffen und Finken ihm nachpipsen und was dir die Ochsen entgegenbrüllen. Sie sagen: Du freuest dich nicht über den erwachenden Tag, du wollest mit deinen mächtigen Klauen die Sonne vom Himmel hacken und den falben Mond an seine Stelle setzen, damit es wieder Dämmerung werde.

Er erwiederte:

Weil ich jetzt schweige, da sich erst das Zwielicht verbreitet, da der Tag noch mit der Nacht ringt und ihr Unheil noch lange nicht verscheucht ist — weil ich mich nicht umsehe und in ihr frühzeitiges Geschnatter, Gequake und Gebrülle nicht einstimme, glauben sie, ich sei kein Freund der Sonne. Wie bald hört der Hahn auf zu krähen, die Grille zu zirpen. Wann der Tag in seiner Pracht heraufgezogen kommt, sind sie ermüdet, verstummt.

Dann aber beginnt meine Siegeslaufbahn. Dann will ich auf mächtigem Fittig der Sonne entgegenfliegen, ihre Lichtstrahlen einsaugen in meine begeisterte Seele, und ihr einen Hymnus weihen, der fortklingen wird bis in die Ewigkeit.

Wer bürgt mir dafür?

Mein Wesen und meine Geschichte. Schau' in mein Auge, es ist sonnenhaft. Der Sonnenstrahl der neuen Zeit, der über Europa hereinbrach und die Macht des Papismus verscheuchte, er war mein Erzeuger, an den mein Daseyn immer gebunden sein wird. Ich *bin ein Kind des Lichtes und sollte meine Mutter hassen?* Ich wohne der Sonne am nächsten und sollte sie verkennen? Ich nähre mich durch ihre Feuergluth und sollte sie verscheuchen wollen?! Erst als man die Nacht und ihre Ungethüme bekämpft hatte, als die Dompfaffen verstummt, als die Lindwürmer niedergetreten und die Feudalburgen mit ihren Rabennestern zertrümmert waren, als der lutherische Schwan sich heilverkündend aus

den Silberwellen emporhob und die Lerchen und die Nachtigallen ihr freies ungebundenes Lied aufjauchzen durften — erst als es Morgen geworden über Europa, hat sich der Adler emporschwingen dürfen und er wird es nie vergessen, daß das Licht sein Lebenselement, daß der *hellste* Tag sein höchster Triumph ist.

Die Geschichte schreibt zwar in unvergänglicher Demantschrift. Man kann sie aber deuten, wie man will. Gib mir andere Bürgschaft.

So zeige ich dir die Gräber. Drei Leichenhügel will ich dir zeigen, deren stille Bewohner wie Keiner gekämpft haben für den Tag und die ihr Recht im Grabe noch zu bewahren wissen werden. Ich weise dich auf den Katafalk des Königs von Sanssouci. Er schläft. Aber seine Thaten *leben* und *wirken* und das Andenken an sie stählt und treibt *vorwärts*. Ich deute auf den einfachen Leichenstein des Philosophen von Königsberg, der mit eherner Faust die alte Zeit erschüttert und zertrümmert und den Finger-

zeig für die neue gegeben hat. Um *seinen* Namen muß Licht und heller Tag sein. Und mit wehmuthsvollem Blicke — denn noch nicht lange deckt ihn die Gruft — führe ich dir den Grabhügel Steins vor, der dort am fernen Rheine schlummert, noch im *Tode der* Erde sich vermählend, die er im Leben gepflegt und erhoben hatte. Er *schläft*. Aber die edlen preußischen Herzen haben sein lebendiges Wort aufgenommen, es glüht und stürmt auch in meiner Brust und heißet — Licht! Und gibst du dich noch nicht zufrieden, so zeige ich dir die Schlachtfelder von Leipzig und Waterloo. Dort wurde die *alte* neue Zeit von 1789 bekämpft und die *neueste* neue Zeit errungen.

— Sprich mir nicht von Gräbern. Wo ruht Brutus, wo Kosciuszko? Die Todten haben keinen Rächerarm! Gib mir lebende Bürgschaft.

Ich breite Preußen vor dir aus. Dort liegt das schöne Land — begrenzt von den donnernden Wellen der Ostsee und den blumigen Gestaden des

Rheins. Sieh seine mit Schiffen bedeckten Flüsse, seine heitern Dörfer, seine gewerbthätigen Städte. Sieh, wie sich Alles in freudiger Beweglichkeit regt, wie die Wissenschaft und die Kunst gedeiht. Wie blank sieht Alles aus, wie wenig veraltet. Die Städte sind neu und auch die Menschen. In ihrem Auge wohnt das Licht und der Tag; die Nacht hat nichts mit ihm gemein. Dort das lichtvolle, hellgeistige, aufgeklärte Berlin. Ich sage dir, in ihm ist es des Abends auf den Straßen heller, als in manchen andern Städten bei Tage. — —

Der Aar konnte nicht enden, denn eben stand der Feuerball der Sonne in voller Pracht am Himmel. Da breitete er seine Schwingen aus und flog ihr entgegen. Und wie er in mächtigen Luftwellen den Aether zertheilte und sehnsuchtsvoll emporblickte zu dem himmlischen Feuerauge, da lag die Gegend vor mir im magischen Zauberglanze des Tages und der Hahn und die Frösche und die Ochsen waren verstummt.

Ich aber stürzte auf meine Knie und rief der Erscheinung nach: „Königlicher Aar — fliege immer der Sonne entgegen! Denn Du bist ein Kind des Lichtes.“

2.

Die Franzosen sind die tanzende Nation. Wo wir bequem kriechen, machen sie einen Galopwalzer. Sie erreichen das Ziel zwar früher als wir, kommen aber mit gebrochenen Beinen oder gar schwindsüchtig an. Ihre ganze Geschichte ist ein Ballet, worin sie die verschiedensten Nationaltänze hineinbringen wollen. Einer ihrer tüchtigsten Balletmeister kam einmal auf den curiosen Einfall, in dem ganzen Europa solle nur die Française getanzt, Anglaise, Mazureck, Fandango, Allemande u. s. w. aber abgeschafft werden. Als er uns unsern preußischen Nationaltanz in einen französischen umwandeln wollte, verbrannte er sich tüchtig die Finger und lief mit seinem ganzen Balletcorps davon. Wir wollen ein= für allemal

auf eigene Manier tanzen, wir haben eben so gut Beine als die Franzosen. — Das mögen die Herren jenseits des Rheins sich merken, die trotz der Lection, die wir ihnen gegeben, noch immer die tolle Idee haben, uns Anleitung im Tanzen ertheilen zu wollen, und uns fortwährend ins Ohr schreien: setzt so die Beine, nein so — nein so! Kommt doch nach Berlin, Ihr Herren, und überzeugt Euch durch den Augenschein, wie hier getanzt wird. Dann raisonnirt! Manche Leute behaupten zwar, die französische Geschichte sei ein dramatisches Kunstwerk, aus dem wir manche dramaturgische Grundansicht für die Tragödien und Komödien entnehmen könnten, die wir etwa aufzuführen Willens wären. —

Ich bin ganz anderer Meinung. Ich hab's immer gesagt (— und der Erfolg hat mich gerechtfertigt —): die französische Geschichte ist ein Ballet, aus dem wir also, die wir nun einmal für tiefere, gründlichere Epopöen oder Dramen eine Passion haben, gar nichts lernen können — außer

ein wenig Technik und Routine. Aber als Ballet ist sie superbe! Wie gefällig sind die kurzen Röcke ihrer Damen, wie plastisch der Anzug der Herren, wie weiß sich Alles zu schminken und — wo es fehlt — durch Gaze de Paris nachzuhelfen. Wie wohlgeordnet ist die Decoration, wie prächtig die Malerei, wie blendend der Lichtschimmer, wie exact der Maschinenmeister, der hinter den unsichtbaren Coulissen als comité-directeur das ungeheure Werk leitet; wie zahlreich das Publicum, das von einem Ende Europa's bis zum andern vor dem bunten Bilderkram lauscht und von ihm seinen Messias erwartet. Arme, betrogene Leute, wißt ihr nicht, daß diese ganze Pracht nur erborgter Schimmer ist? daß alle diese glänzenden Anzüge abgeschabte, abgenutzte Theatermasken sind? daß alle diese Leute nur für ihre Gage spielen und am wenigsten an Euer Wohl denken? So lange Schminke und Schönpflästerchen haften, so lange die Lampen die rohesten Gesichter verklären, so lange die Knalleffecte keine ruhige Ueberlegung

zulassen, so lange der Zauber in gewissen Farben vorwaltet, so lange geht es fort mit dem glänzenden Elend. Wenn aber der Vorhang gefallen, der Rausch vorüber ist, die melodramatischen Lappen abgelegt, wie jener große Kunstrichter sagt, dann — — — — — — — — —

IX.

Berlin'scher Liberalismus.

Mein Barbier gehört zu den Stimmführern der hiesigen Liberalen. „Gleichheit vor dem Gesetze und vor dem Barbiermesser," ist sein Wahlspruch.

Ich fragte ihn neulich: „Wo haben Sie Ihren Liberalismus herbekommen?"

„Rathen Sie!"

„Sie haben ihn wahrscheinlich einem Ihrer Kunden abrasirt, der ihn gerade ablegen wollte, weil er in ein Amt trat, oder weil er durch irgend einen Zufall aus einem armen Teufel ein reicher Mann geworden war."

„Da sind Sie im großen Irrthume. Wenn die Leute den Liberalismus bei Seite werfen, schenken sie ihn noch lange nicht weg. Sie wickeln ihn

behutsam in Baumwolle, verwahren ihn und putzen sich wieder damit auf, wenn sie ihr Amt oder gar ihr Geld verloren haben. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Sehen Sie sich den ehemaligen Journalisten Hungerleider an. Das war ein Mann! der hat drei Jahre hindurch darben müssen; und da hat sich denn natürlich eine tüchtige Portion Liberalismus angesammelt. Ich versichere Sie: eine wüthende, delicate Qualität von der besten Sorte. Je schmäler der Schriftsteller wurde, je umfangreicher wurde sein Liberalismus. Zuletzt wog Jener sehr wenig, dieser aber einen Centner; und die Regierung legte sich ins Mittel. Er bekam ein Amt, mit diesem seine Beleibtheit wieder; und weil sein Magen jetzt anderweitige Beschäftigungen fand, konnte er sich mit dem Liberalismus nicht mehr recht abgeben. Ich merkte das und bat ihn, mir ein paar Pfund davon gefälligst gegen verschuldetes Künstler-Honorar abzulassen. Er wies mich zurück und meinte, diese Waare sei nicht so leicht zu kaufen. Da koste jedes Quentchen

enorm viel — Hunger; wenn ich unter die Liberalen gehen wollte, sollte ich mir erst meinen Dickwanst abschaffen. Uebrigens müsse er auf seiner Hut sein. Die Stelle könne ihm genommen werden; und wenn er alsdann seinen Liberalismus leichtsinniger Weise habe fahren lassen, so wäre er ein ruinirter, geschlagener Mann. Jenen wolle er sich wohl aufbewahren und wieder darnach greifen, wenn der Gehalt ausbleibe. Erst wenn er die bestimmte Aussicht auf Pension habe und zeitlebens versorgt sein werde; dann wäre Zeit dazu, ein Juste-milieu-Mann zu werden und den Liberalismus auf einer Auction loszuschlagen. Er werde dieselbe durch die Zeitungen anonciren lassen, die Meistbietenden könnten seine freisinnigen Ideen mit nach Hause nehmen und sich an ihnen erfreuen. Mir wolle er alsdann aus reiner Erkenntlichkeit drei Pfund vom revolutionnirsten Caliber bei Seite legen und mit diesen möge ich mein Glück versuchen. Für jetzt sei gar nicht daran zu denken."

„So haben Sie Ihren Liberalismus bei dem ersten besten Schacherjuden eingekauft?“

„Das läßt sich schon eher hören; es hat wenigstens Wahrscheinlichkeit. Denn viele Juden legen sich jetzt auf den Liberalismus, weil er leicht an den Mann zu bringen ist und gute Procente trägt. Aber glauben Sie mir — so'n jüdischer Liberalismus ist keinen Dreier werth; der riecht noch zu sehr nach Schachergeist und nach anderen Ingredienzien. Man kann sich mit ihm in keine noble Gesellschaft wagen. Das habe ich auf eine bittere Weise erfahren. Vorige Woche ging ich in einen Laden und wollte mir freisinnige Ideen kaufen, die zu dreifarbigen Uhrketten und Halsbinden zugeschnitten waren. Ich konnte über den Preis nicht recht einig werden. Der Jude wollte die Freisinnigkeit, welche in seinen Stoffen lag, besonders bezahlt haben. Zuletzt nahm er mich geheimnißvoll bei Seite und flisterte mir zu: Sind Sie verschwiegen, so will ich Ihr Glück machen. Ich habe gestern direct mit der Post frischen Li-

beralismus aus Petersburg zugesendet bekommen; davon will ich Ihnen etwas ablassen. Lieber junger Mann — ich sage Ihnen: es ist etwas Rares; dabei dauerhaft und wasserdicht. Wenn Sie damit zu Stehely gehen und ihn dort loslassen, so bekommen Sie den Ruf eines Revolutionairs; und wenn Sie ihn zu Papier bringen und mit Klatschgeschichten und Lügen untermischt als Correspondenzartikel an gewisse Blätter schicken, so haben Sie die Hoffnung, die Redacteurs jener Journale wegen nicht bezahlten Honorars verklagen zu dürfen. Bedenken Sie! — Ich ließ mich beschwatzen, zahlte dem Juden mein schönes Geld, steckte den Liberalismus in die Tasche und ging zu Stehely. Ich mischte mich bald in das lebhafte Gespräch, kramte das eben Erstandene aus und erregte Aufmerksamkeit. Doch bald rümpften die Leute die Nasen, riefen aus: pfui Teufel! — das riecht ja hier nach Juden-Liberalismus und schossen wüthende Blicke auf mich. Der Garçon fing an zu räuchern; und ich machte, daß

ich wegkam. Darum kann ich Ihnen mein chirurgisches Ehrenwort geben, daß ich meinen Liberalismus nicht gekauft habe."

„Also geborgt, oder gestohlen?" —

„Keines von Beiden. Ich habe ihn auf der Straße gefunden; er lag im Kothe. Ich hob ihn auf, deponirte ihn im Intelligenz-Comptoir und ließ in die Zeitungen setzen: Eine Quantität Liberalismus ist gefunden worden; der Eigenthümer kann sie gegen Erstattung der Insertions-Gebühren wieder in Empfang nehmen. Es meldete sich aber Niemand; und so bin ich denn auf die ehrlichste Weise der Eigenthümer."

„Aber, lieber Freund — warum sind Sie nicht lieber Demagoge geworden?"

„Das bin ich schon als Barbierbursche gewesen. Jetzt habe ich zum wenigsten Ansprüche ein Liberaler zu sein. Werde ich erst Compagnie-Chirurgus, so gehe ich unter die Patrioten."

X.

(Ein Blatt aus der neuesten Geschichte.)

„— Ein schreckenvolles Blatt! Streut alle Philosophemie, all' Eure Principien als Sand auf seine blutigen Zeilen und Ihr werdet nicht im Stande sein, sie zu trocknen.

Wo soll der Geist der Versöhnung wohnen, wenn er durch Kinder- und Weibermord von dem frisch aufgeschütteten Grabe vertrieben, wenn in dem Augenblicke, wo der irdische Mensch zum geschichtlichen wird, wenn bei seinem Leichenzuge die Furie des Hasses alle Gemüther ergreift.

Wehe über die Gräber! Was haben sie seit dem Juli nicht Alles zur Erde bestattet; und noch immer nicht einmal die Ruhe des Kirchhofes. Was hilft's, wenn die Nemesis aus den Gräbern ihren Rächerarm bis in die fernsten Zeiten aus-

streckt, wenn die Weidenbäume auf den Leichenhügeln „Sühne!“ flüstern. Es wird eine blutige, grauenhafte Geschichte werden, die sich aus manchen Gräbern entwickelt.

Wer nur die Gräber mitbegraben könnte! Darin liegt es. Sie begraben den Himmel und wundern sich, daß sie am Ende keine Sonne haben.

Einst stand ich andächtig erhoben vor ihrer Geschichte. Aus ihr glaubte ich den Phönix sich entfalten zu sehen, der uns durch innere Offenbarung verheißen ist; den wir Alle erwarten, als den Messias des Lichtes und der Wahrheit. Und als die Julisonne über Europa blitzte, blitzte sie auch durch mein Herz.

Ich will der Julisonne nicht fluchen. Kann sie dafür, wenn ihre Gluth Schlangen und Nattern zeugt. Hosianna! der Sonne; Unheil und Verderben über die Giftbrut.

Wenn einst Alles vernichtet ist, was dem Leben Reiz, Poesie und Erhebung gibt, wenn die Kunst, und die Gottestempel und Palläste zu Back-

ben und Trinkhäusern eingerichtet, wenn die Meßgewänder und Purpurmäntel zu Lumpen und Lappen für das souveraine Volk verschnitten sind, wenn jene Brücke über das ewige Leben, die Religion, untergegangen ist in St. Simonistischem Teufelsspuk, wenn jedes Blümchen zertreten, jeder Nachtigallensang unterdrückt, wenn Alles begraben sein wird, in die Leichengruft der Aufklärung, die Künstler, die Dichter, die Priester, die Gefühle, das Eigenthum und zuletzt Gott selber: wenn ein todtmüdes, todtkrankes Geschlecht auf den Gräbern sitzen und weinen wird; dann hat die Revolution ihre Laufbahn vollendet, dann ist das errungen, wonach Ihr im tollen Wahnsinne strebt, dann wird die Geschichte vom 7. und 8. Juni 1832, wie ein trübes Mährchen herüberklingen." —

Also sprach mein strenger Freund und reichte mir ein französisches Zeitungsblatt.

Ich antwortete ihm: „Fluche nicht den Lebenden. Die Geister der Todten trieben sie an und erregten den Streit. Ich hab's gestern im

Lamarque gesehen und will Dir erzählen, was geschehen ist.

Lamarque war gestorben; sein Leichenbegängniß sollte gefeiert werden. Ganz Paris wogte auf den Straßen; die Glocken läuteten.

Und wie die Soldaten der großen Armee die Trauermusik zu Ehren ihres Generals vernahmen, da verließen sie ihre Gräber, um dem Feldherrn das Geleit zu geben. Von Rußlands Eissteppen, von Afrika's heißem Sande, von Barcelona's Mauern, von Leipzigs und Waterloo's Gefilden kamen sie her und folgten in Reih' und Glied dem Sarge. Du hättest sie sehen sollen, wie ich, die vermoderten, verkrüppelten Knochengerippe mit den hohlen Augenlöchern, mit den hohnlachenden Kinnkiefern. Ganze Regimenter marschirten sie hin; an ihrer Spitze der Mann mit dem dreieckigen Hute. Da sah ich Ihn, bleich, niedergeschlagen über das Unglück seines Landes. Da sah ich auch Junot, Vandamme, Murat, Moreau und viele Andere.

Wie sie vorüber waren, da kamen blutige, ernste, consequente Gesichter. Das waren die Republikaner aus der Schreckenszeit, die noch immer nach Leichen und Principien witterten. Auch sie waren ihren Gräbern entstiegen, um sich wieder das alte Paris und die neuen Menschen anzusehen. Voran der Scharfrichter Samson. Er trug das Beil und die rothe Fahne und sang: ça ira, ça ira .... Dann Robespierre, Marat, Danton, Egalité, Chabot, Anacharsis Cloots, Barbaroux und Thomas Paine. Sie schritten still, ingrimmig fort und sahen gierig nach den Köpfen und Nacken der Jünglinge und Frauen.

Jetzt ertönte ein langverhallter, altfranzösischer Marsch. Die Könige und Königinnen zogen heran von Chlodwig an bis auf Ludwig XVIII. In langen weißen Gewändern, mit Kronen, Purpurmänteln und Sceptern sah ich sie wallen, wehmüthig-ernst, majestätisch-traurig. Ihnen folgten die Männer der Legitimität, die Wendeltheilen und

die Opfer der Revolution. Sie trugen Lilien und weiße Fahnen.

Streng geschieden waren die Parteien; denn der Tod versöhnt solche Kämpfe nicht, wie sie die Franzosen kämpften. —

Die lebenden Begleiter der Leiche fühlten sich gedrückt und beengt. Sie gewahrten aber nicht, was vor ihnen vorging und wie die Todten in unabsehbaren Reihen dahinzogen.

Jetzt war man an die Vendômesäule gekommen. —

Der Anblick überwältigte die kaiserlichen Soldaten. Freudenthränen entstürzten ihren Augen und durch die Knochenreihen tönte es: Es lebe der Kaiser!

Wie das die Männer von 1789 vernahmen, entbrannte ihre Wuth. Die rothe Fahne ward entfaltet und wie Wogengebrüll donnerten sie: Es lebe die Republik!

In dem Augenblicke standen die Könige und ihre Begleiter still, die Ritter zogen die verrosteten

Schwerter und lang anhaltend erscholl: Es lebe Karl X.!

Jetzt war's geschehen. Im wilden Kampfe stürzten die Schatten auf einander. Bonaparte sah' ich auf schnellem Rosse dahineilen, den großen Condé hörte ich commandiren, Danton Conventsreden halten. Die Todten zogen die Lebenden mit in den Kampf hinein. Sie vernahmen Schwertergeklirr, Lanzenstiche und die alte wohlbekannte Kriegsmusik. Die Geister der kämpfenden Eltern flüsterten den Söhnen Racheworte ins Ohr. Selbst Lamarque's Schatten focht an der Seite Junot's. Da überkam die Lebenden der Wahnsinn. Auch sie stürzten auf einander und wurden gewürgt von Lebenden und von Todten.

Die Polizei kam hinzu und gegen diese ziehen auch Geister den Kürzeren.

Das ist die wahrhafte Geschichte vom 7. und 8. Juni 1832.

Mein Freund erwiederte: „Wohl Dir, daß

Du den Geist der Poesie in Alles wenigstens hineinbringen willst — und in Deiner Phantasie das Unversöhnbare versöhnst, auch wenn Du eine tüchtige Quantität Unsinn beimischest."

Ich drückte ihm die Hand und sprach: „Dein Ernst bricht Dir das Herz, meine Narrheit erhält es mir leicht und hell. Wer ist der Glücklichere?"

Er seufzte. —

XI.

Komisches Intermezzo.

1.

Epistel an eine junge Dame.

Sind alle meine Bemühungen vergebens, so wende ich mich vertrauensvoll an Sie selbst. An Ihr reines gefühlvolles Herz will ich das niederlegen, was mich Ihretwegen drückt, quält, beängstigt. Von diesem Inbegriff so vieler weiblichen Tugenden, will ich so lange sprechen, bis der böse Zauber, der Sie jetzt umschlungen hält, gewichen ist. Aber wenn Sie mich verkennen, spotten, — es ist gleich! Ich will Sie in [illegible] Ihrigen umringen und zeigen, um was es sich hier handelt. Um ein Lebensglück — vielleicht um eine Seligkeit; um Ihr Lebensglück, um Ihre Seligkeit!

„Sie wollen zum Theater übergehen. — Wissen Sie, was in diesen wenigen Worten liegt, welch' ein Gewicht von Gram und Kummer an ihnen hängt? Nein, nein! Sie kennen nur den Theaterhimmel, aber nicht die Theaterhölle; und auch jenen nur durch Hörensagen. Albernes Geschwätz von hohem Gehalt, von allgemeiner Achtung, von unsterblichem Ruhm, von weiß Gott was ist vor Ihrem Ohr vorübergestreift und hat es in trügerische Melodien eingewiegt. Bezweifele ich etwa Ihr Talent, Ihre Kunstfertigkeit, Ihren Fleiß? Aber die Unschuld, die Sittlichkeit in Ihrem Angesichte, die zarte geschäftige Weiblichkeit in Ihrem Benehmen, der Strahl der Tugend in Ihrem Blicke, Ihre Unbefangenheit, Ihre Heiterkeit, Ihr ganzes reines Wesen sagt es mir, daß Sie zu etwas Höherem bestimmt, als im besten Falle die Spiel- und Handelspuppe eines übersättigten, frivolen Publicums zu sein.

Und was im gewöhnlichen Falle, wie tausend und tausend Beispiele Ihnen zeigen? —

— — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Bedenken, o bedenken Sie.

Wären Sie nicht das, was Sie wirklich sind; fände ich bei Ihnen die geringste Anlage für das Schauleben — ich würde sagen: Fahre hin zu den übrigen Opfern. Aber Sie, die Sie in so einfachen Verhältnissen auferzogen sind, die Sie das Leben nur aus [illegible] kennen, die Sie gar nicht wissen, was es enthält, was es für Ansprüche macht, was seinen lasterhaften Anforderungen entgegen zu setzen ist, Sie, die Sie zum Glanzpunkte des Weibes, zur Beglückung einer Familie bestimmt, geschaffen sind; — Sie in Ihrer Unbefangenheit in den tiefsten, unheilbringendsten Strudel des Schauspielerlebens niederstürzen und im Geiste untergehen zu sehen — das wird mich reden lassen, so lange Odem in mir ist!

Glauben Sie, ich übertreibe? —

Man kann die Nacht nicht schwärzer malen, als sie ist.

— Das äußere Leben ist Schein, das Schauspielerleben der Schein vom Scheine. — —

Wer vom zartesten Alter an durch Erziehung und Umgebung dem Schminkleben hingegeben ist, der verdient unser Bedauern, nicht unser Mitleid; denn er hat nichts zu verschmerzen. Er kennt nichts Höheres als das Beifallsgeklatsche des Publicums. Aber Sie, die Sie von verständigen Eltern fürs Schauspielerleben herangebildet sind, Sie würden es bei jedem Schritte einsehen, den Sie vorwärts auf Ihrer Karriere machen, wie Sie rückwärts auf der Bahn der Weiblichkeit gehen, wie viel, wie unendlich viel Sie der hohlen Nichtigkeit geopfert haben. Die Theaterlampen, die Sie jetzt so lebhaft anziehen, werden Ihnen alsdann als Leichenkerzen für Ihr hingeopfertes besseres Selbst entgegenflimmern, und der Gesang, der jetzt wie süße Himmelsbotschaft Ihren Lippen entströmt, wird Ihnen als Todtenlied für Ihre begrabene Unschuld ertönen. Denn in lichten Momenten der Selbstbeschauung werden Sie nach-

dem bürgerlichen Hause sich zurückziehen, nach den früheren Zuständen häuslicher Ruhe — oder vergessen. Der Geist hält fest, was er gefangen hat. Die Bitterkeit des Scheinlebens wird Sie wieder umfangen und Ihnen jeden Rückschritt unmöglich gemacht haben. Sie werden kämpfen und kämpfen, bluten und bluten, denn man kann nicht Gott und dem Teufel zugleich angehören.

Könnte ich den Nebel um Ihre Blicke zerstreuen und Sie das in der Wirklichkeit sehen lassen, was Sie sich so schön, so idyllisch träumen. Kennten Sie den Verfall des jetzigen deutschen Theaters, wüßten Sie, aus welchen Menschen die Tonangeber in den Tagesblättern meistentheils bestehen; Sie würden davor zurückschaudern, sich solchen Creaturen aufopfern zu wollen.

Denn Sie selbst gewinnen gar nichts durch Ihren Schritt!

Gesetzt — Sie hätten sich durch die Irrpfade der Cabale und Intrigue hindurchgewunden, Sie hätten viel, sehr viel hingegeben, um 2000 Thlr.

Gage zu erhalten. Was denn? Haben Sie je von einer deutschen Sängerin gehört, die mehr hatte, als sie brauchte? — Und ich halte Sie für viel zu klug, als daß ich glaubte, Sie geben etwas auf den Ruhm einer solchen Carriere. Der hält nur so lange her, als die Rosen auf den Wangen herhalten.

Was zieht Sie also an?

Sie gewahren die Blumenbüsche, aber nicht die Schlangen und Nattern, die hinter ihnen lauschen und auf Ihre wehrlose Brust hervorbrechen werden. Ich sehe sie schon, die entnervten, verderbten Wollüstlinge, die niederträchtigen Wichte — ich sehe sie schon, wie sie Sie begaffen, beschauen, zergliedern, wie Sie, preisgegeben dem Blicke jedes frechen Buben, untergehen möchten vor Scham und innerer Zerknirschung.

Ein, — zweimal — dann ist auch das überwunden; dann haben Sie die edelste Regung Ihres Herzens dem geopfert, was Ihnen Pflicht geworden.

O der traurigen, unglückseligen Pflicht, die Ihnen befiehlt, daß Sie, die Sie jetzt das Auge erröthend niederschlagen, wenn der unschuldigste Blick Sie trifft, daß Sie gar nichts Abstoßendes, gar nichts Verletzendes darin finden, wenn jeder Lump — — — — — — — — — —; ich mag gar nicht daran denken. —

Aber weiter, weiter. Das Capitel fängt erst an.

Kennen Sie den glatten, schlüpfrigen Boden des Theaters, wissen Sie, was hinter jeder Coulisse verborgen ist? Lassen Sie mich es aussprechen, das heillose, teuflische, Ihnen unbekannte Wort — die Verführungskunst in ihrer höchsten Ausbildung. Sie wird Sie umgarnen, umstricken wollen. Ihr guter Engel wird Sie zwar umschweben, der Geist früherer Tage wird Sie schirmen. Aber wie der Druck der Schlange schon tödtet, wenn sie auch ihr Gift noch nicht verspritzt hat, so untergräbt Verführungskunst das edle, weibliche Gemüth, auch wenn sie nur Ver-

sein oder Versuchung [illegible]. Die [illegible] wird [illegible] Ihnen [illegible], der [illegible] ist verschwunden, [illegible] [illegible] zu verbessern wollen. Dem [illegible] und den Leidenschaften [illegible], gemeinet als [illegible] [illegible]. Und wollen wodurch Sie Entschädigung für Ihre Leiden finden? — Etwa in Rückerinnerung an die Jugendzeit?! Sie wird Ihnen als Gespenst entgegentreten. Also im Beifallsgeklatsch eines Publicums, das ins Theater geht, um sein Essen zu verdauen, also in den Lobhudeleien eines Recensenten, der vielleicht erst der Schule entlaufen ist?! Betäuben, betäuben wird es Sie. Aber die einsamen Momente der Selbstbeschauung lassen sich nicht wegwaschen, und das Rasen des Pöbels dringt nicht in sie, viel weniger in die Ewigkeit hinein.

Unter der reichen Garderobe der Schauspielerin schlägt meistentheils ein gebrochenes; unter dem einfachen Kleide der Hausfrau ein beseligtes, beseligendes Herz. [illegible], daß sich Ihre Mutter hier [illegible] [illegible] Beispiel [illegible] könnte. In ihr zeigt sich

die edelste Bestimmung des Weibes. Sie steht ihrem Manne kräftig und helfend zur Seite, sie vermehrt seine Freuden, sie erleichtert seinen Schmerz. Wenn ich sie in dem Kreise ihrer Kinder sehe, einfach, heiter, harmlos, geschäftig, dort belobend, hier tadelnd; wenn ich gewahre, wie sie in ihrem Hauswesen ihre Welt erblickt und von der Größe und Wichtigkeit ihres Berufs ganz durchdrungen ist; dann wird es mir zur Klarheit, daß das Weib nichts Höheres und Besseres erreichen kann und darf.

Mit welcher inneren Freude wird sie einst am Abend ihres thätigen Lebens, wenn die verblichenen Rosen ihrer Wangen wieder auf den Wangen ihrer Kinder und Enkel auferstanden sind, mit welchem Entzücken wird sie alsdann die aufgegangene Saat betrachten, der sie Segen und Gedeihen verliehen. Und wenn einst der Todesengel ihr Auge zudrückt, hat sie für die Ewigkeit gelebt. —

Dies, mein Fräulein, ist auch Ihr Beruf.

wozu Gott den edelsten Stempel der Weiblichkeit auf Sie gedrückt hat.

Mit welchen Empfindungen blickt wohl eine Sängerin auf ihr vertrillertes Leben zurück?

* * *

Ich schließe tiefbewegt. Fragen Sie mich, was mich zu dieser Sprache berechtigt hat, so antworte ich mit einem Gleichnisse. Wenn Sie eine liebliche Blume, die noch der Pflege des Treibhauses bedarf, dem Froste und den Stürmen des Winters preisgegeben sehen, wird es Sie nicht schmerzen, die köstliche Pflanze bald zerknickt, diese duftigen Blätter bald verweht zu wissen; wird es Sie nicht treiben, das Gewächs unter ein schirmendes Dach zu bringen? —

Auch Sie sind eine solche Blume, und das Theaterleben ist der tödtende Winter für die kaum aufgeblühte Frühlingsknospe Ihres jugendlichen Daseins.

2. Epistel an Herrn J. J.

„Ich kann auch witzig seyn, aber mein Witz ist Scorpionenstich."

Alt Stück.

Kennst du mich so, kenn' ich dich so?

Wieland.

Sind alle meine Bemühungen vergebens, so wende ich mich vertrauensvoll an Sie selbst. An Ihr reines, gefühlvolles Herz will ich das niederlegen, was mich Ihretwegen drückt, quält und beängstigt. — Ich will Ihnen zeigen, um was es sich hier handelt: Um ein Lebensglück, vielleicht um eine Seligkeit.

Sie wollen Journalist werden! —

Wissen Sie, was in diesen wenigen Worten liegt? — welch ein Gewicht von Gram und Kummer an ihnen hängt! Nein! nein! Sie kennen nur das Schimmernde des papiernen Flitterkleids, aber nicht die Hölle eines Journalisten, — [illegible] jenen [illegible] von Beschreibungen, lügnerischen Schilderungen oder [illegible] eines [illegible] [illegible]

ten bei einem einsamen Schoppen Wein in der Weinstube nicht weit vom Theater.

Albernes Geschwätz vom Louisdor für den Bogen, von siegreichen Federkriegen, von literarischem Ruhm und Ruf hat Ihr bis jetzt noch für jedes Gute erglühende Herz rasch für diese trügerische Bestimmung entflammt. Ich bezweifle keinesweges Ihr Talent, Ihren leichten, fließenden Styl, Ihren Antheil an der ephemeren Literatur des Tages. Aber Ihre Unparteilichkeit, Ihre Rechtlichkeit, Ihre Unbestechlichkeit, Ihr ganzes heiteres, lebensfrohes Wesen wird und muß in dem Strudel untergehen, in den Sie sich stürzen wollen. — Ihre Bildung, Ihr gediegenes Wissen hat Sie zu etwas Höherem bestimmt, als im besten Falle die [illegible] mit allen bissigen Tageblattschreibern zu [illegible].

[illegible] bedenken Sie, bedenken Sie [illegible] und aber tausend Fälle zeigen Ihnen, was ich sage.

Sie sind [illegible] jetzt, so wie ich Sie kenne,

ein Ritter, ein schöner, wahrhaft tugendhafter junger Mann, gewesen. Sie beurtheilen den Stand eines Journalisten nur aus dem augenblicklichen, rasch verfliegenden Vergnügen, das Ihnen ein gelungenes theils von Witz und Malice übersprudelnder Aufsatz gemacht hat, und wollen [illegible], und weil Sie dieselbe Kraft in sich fühlen, einer unabhängigen, ehrenvollen Stellung entsagen, um in den tiefsten, unheilbringendsten Strudel des Journalistenlebens niederzustürzen und unterzugehen?

Glauben Sie etwa, ich übertreibe?

Man kann die Nacht nicht schwärzer malen als sie ist. Unser Ansehen ist Schein, das Leben eines Journalisten eitel Schein vom Schein.

Ich rede hier nicht von den literarischen Handwerkern, die, durch Noth gezwungen, ein Theaterreferat für 4 Sgr. anfertigen und keine größere Genugthuung kennen, als wenn der Redacteur und der Censor ihnen Nichts ausstreichen, nicht etwa, weil sie den [illegible] Gedanken bedauern, sondern weil sie einige Zeilen weniger

sind, also auch weniger bezahlt werden. Diese verdienen unser Bedauern, aber nicht unsere Verachtung. Aber Sie, der Sie von verständigen Eltern für das ruhige Bürgerleben herangebildet worden sind, Sie würden jene Verachtung verdienen, wenn Sie Ihre Rechtlichkeit, Ihr ehrliches Gefühl für Wahrheit und Recht der höchsten Nichtigkeit eines Journalismus opfern, wie er jetzt an der Tagesordnung ist. — Der Beifall eines Conditor-Publicums und der tadelgierigen Theaterbesucher, der Sie jetzt so lebhaft anzieht, wird Ihnen wie das Grabgeläute Ihrer Unabhängigkeit entgegentönen und die geistreichen, schlagenden, Alles elektrisirenden Aufsätze, die jetzt Ihrer sieggewohnten Feder entströmen, werden die Sargdecke für Ihre verlorene Ruhe sein. In lichten Momenten der Selbstanschauung und wenn Andere neben Ihnen aufstehen, welche dieselbe Geißel des schärfen, ätzenden Spottes gegen Sie schwingen, wie Sie früher gegen menschliche Schwachheiten geschwungen haben, werden Sie aus der Wolke ge-

kannten sein werden, da werden Sie sich nach dem früheren Zustande heiterer Ruhe zurücksehnen, aber vergebens —: das öffentliche Leben hält fest, was es einmal gefangen hat. Der aufgeregte Groll der früher einmal von Ihnen Besiegten oder Verdunkelten, verfolgt Sie auch über die Grenze Ihres öffentlichen Lebens hinaus.

Könnte ich doch den Nebel um Ihre Blicke zerstreuen und Sie das in der Wirklichkeit sehen lassen, was Sie sich jetzt so schön, so idyllisch träumen. Kennten Sie den furchtbaren, tiefgesunkenen Zustand der deutschen Journalistik, wüßten *Sie, aus welchen Menschen die Tonangeber in den Tagesblättern meistentheils bestehen, Sie würden davor zurückschaudern, sich solchen Creaturen als Camerad anschließen zu wollen.*

Denn was gewinnen Sie durch diesen Schritt?

Gesetzt, Sie hätten sich durch Abonnentenbettelei, durch Kriechen und Beschwatzen eines Buchhändlers zum Redacteur eines Tageblattes

gemacht. Sie hätten jahrelang Fleiß aufgeopfert, um, wenn es hoch kommt, 600 Thaler jährlich und auch diese noch ungewiß, zu verdienen. Was dann? Die Summe von 1200 Abonnenten ist ein schöner Traum. Nur die ältesten, wohlfeilsten Journale erfreuen sich einer solchen Zahl. Oder hätten Sie je von einem deutschen Journalisten gehört, der mehr hatte, als er brauchte. — Gedachten Sie nur ums Himmels willen nicht von französischen Journalisten, die so lange schimpfen, bis sie Präfect werden, den Orden der Ehrenlegion erhalten, oder an einer bedeutenden Pension zehren, und dann das gerade regierende Princip loben, so viel sie können. — Nein, nein, ich halte Sie für zu klug, als daß ich glauben könnte, Sie gäben etwas auf den zweideutigen Ruhm einer solchen Carriere. Der hält nur so lange an, als bis ein Anderer neben Ihnen aufsteht, der noch besser schimpft und herunterreißt als Sie.

Was ziehe Sie also an? [illegible]

Sie sehen doch [illegible]

einer geistreichen Opposition, aber nicht die trüben Stunden und den tiefen Kummer, den Sie sich später selbst bereiten. Ich sehe schon die giftigen Theaterhelden, die unbedeutenden Buchschmierer, die von Ihnen gelobt sein wollen, die Taschenspieler und spanische Reiter, die durch Sie empfohlen sein und die gewissenlosen Buchhändler, welche Verlagsartikel Anderer getadelt haben wollen. Ich höre schon, daß mancher gebildete, rechtliche, gediegen-unterrichtete Mann, wenn er einen fulminanten Artikel von Ihnen bei Seite gelegt hat, ausruft: Schade um das tüchtige Wissen, um das bedeutende Talent! was hätte er der Wissenschaft, der Kunst werden können. Dann werden Sie vergehen vor Scham und innerer Zerknirrschung. —

Zwar werden Sie diese selbstbewußten Anklagen auch überwinden — höchstens passirt Ihnen das ein- oder zweimal — dann haben Sie die edelste Regung Ihres Herzens geopfert und schreiben wieder fort — weil es Ihre kontractmäßige Pflicht geworden ist.

O, über die traurige, unglückselige Pflicht, die darin besteht, daß Sie die Schwächen Ihrer Mitmenschen, von denen ja auch Sie nicht frei sind, aufdecken, mit schonungsloser Hand Wunden aufreißen, die der Schleier des Familiengeheimnisses deckt —, daß Sie gar nichts Verletzendes darin finden, wenn Sie einen Menschen, der das Unglück hatte, Ihnen zu mißfallen, oder dessen Name Ihnen Stoff zu Wortspielen gibt, um Ehre, Brod und Ruhe bringen. —

Aber weiter, weiter! ich fange erst an!

Kennen Sie das Loos, täglich an einem papiernen Pranger zu stehen? — Wissen Sie, was für Freuden Ihrer warten? — Lassen Sie mich es aussprechen, das heillose Wort, das Ihnen bis jetzt, Gott sei Dank, noch unbekannt ist. Es heißt — Unredlichkeit gegen sich selbst — Aufopfern seiner bessern Ueberzeugung, seinen augenblicklichen Privatzwecken. — Wer Ihnen etwas geschenkt hat, den müssen Sie loben. — Haben Sie einmal einen Schauspieler zufällig kennen ler-

nen und begegnen ihm oft in einem Familienkreise, der Ihnen theuer ist, so dürfen Sie ihn nicht tadeln, nicht aus Rücksicht für ihn — nein, sondern für die Familie, die Sie achten, und denen er werth ist. — Sie verlieben sich in ein hübsches Mädchen, flugs müssen Sie die Spalten Ihres Blattes mit Liebesseufzern füllen und Andere tadeln, die vielleicht das Mißfallen Ihrer Dulcinea gewagt. — Oder hoffen Sie in dem lobenden Erwähnen anderer Blätter eine Entschädigung zu finden? Eitler Wahn! Nirgend sind die Leidenschaften pöbelhafter und gemeiner als in der Eintagsfliegen-Literatur. — Und worin hoffen Sie Entschädigung zu finden, daß Sie sich hier willig der Paria-Caste in der Literatur anschließen? — Etwa das Beifallsgeklatsch eines Publicums, das Ihr Blatt nach Tische lies't, um zu verdauen, oder in dem falschen Lobe eines unbärtigen Modehelden oder Ladendieners, der eitel darauf ist, mit einem geistreichen Journalisten Arm in Arm gesehen worden zu sein. — Betäuben

wird es Sie; aber die ernsten Momente der Selbstprüfung werden sich nicht wegwälzen lassen und das Tanzen des literarischen Pöbels um den Tagesgötzen wird Sie nicht täuschen.

Unter der modischen Weste eines Journalisten, dem sein Talent für kurze Zeit in die Mode gebracht hat, schlägt meist ein gebrochenes, unter dem einfachen Kleide eines gründlichen, tiefforschenden Gelehrten ein ruhiges, genügsames Herz. In ihm zeigt sich die edelste Bestimmung des menschlichen Wissens, der menschlichen Fähigkeit. — Mit Lust und Liebe forscht, prüft, sichtet er den reichen Stoff der Natur. Sein Geist ordnet, schafft, erzeugt, schreibt kommenden Geschlechtern Gesetze vor — geht so ganz in seine Materie über, daß er und seine Materie der Zukunft Eins sind. Er belehrt den Unerfahrnen, unterstützt den Schwankenden: — geht unbekümmert um das Geklaff der anbellenden Möpse seinen Weg, und sein Name wird von Mitwelt und Nachwelt geachtet und geehrt. Wenn ich das stille Wirken eines solchen

Mannes sehe, so wird es mir klar, das soll — das darf — das muß der Literat in seiner eigentlichen Bedeutung sein.

Mit welcher Empfindung blickt ein solcher auf seine zurückgelegte Laufbahn zurück?

Und mit welchen Empfindungen überschaut ein Journalist sein verschimpftes Leben? —

Ich schließe tief bewegt! Was mich zu solcher Sprache bewegt? fragen Sie mich, und ich antworte: Ihr Aufsatz, mein theurer Herr J. J., in No. 119. des Berliner Figaro. — Daß es keine Kunst ist, einen Stand gegen seine Ueberzeugung herabzuwürdigen, sehen Sie aus dem Vorstehenden. — Was ich da geschrieben, glaube ich durchaus nicht — aber ich schrieb es doch blos. —

Ihr ganz ergebener Diener

L. Schneider.

XII.

Trauriges.

Deutschland hat eine Großmama und einen Stiefvater.

Der alten, grämlichen, geschminkten, zu Grabe wankenden Matrone steht das alte grämliche, geschminkte, wankende Wesen gut. Wenn sie keine Schönpflästerchen trüge, kein Schleppkleid anhätte und kein Feudalgeschmeide zur Schau producirte — so würde man sie für eine Leiche halten, und in den Sarg zu den übrigen Todten legen.

Jedoch der Stiefvater macht sich höchst lächerlich. Er ist jung, frisch, neu und will als alt erscheinen, um sich eine gewisse Würde zu geben. Er trägt um den blonden Lockenkopf eine graue Perrücke und möchte vor Aerger vergehen, wenn manchmal die lustigen, jugendlichen Haare gar

ironisch hervorgucken. Er hat die derben, hochrothen, jugendlichen Backen sich grau angestrichen und Furchen darauf gemalt, die ihm ein ernsthaftes Wesen geben. Er läßt bei den unmodernsten Schneidern arbeiten, die ihm verschrobene und verkrüppelte Anzüge bringen und sehr gut bezahlt werden.

Der deutsche Junge hat sehr viel von diesen beiden Leutchen auszustehen. Es ist ein wilder, heißer Patron mit aufgeregtem Blute und tiefem Gemüthe. Er hat sich die Freiheit zum Liebchen erkoren und möchte sich gar zu gern mit ihr auf die Berge begeben und dort singen und sich freuen.

Das nehmen die hohen Protectoren sehr übel; denn sie fürchten sich vor der hellgeistigen, göttlichen Schwiegertochter und wissen sehr gut, daß wenn diese erst in der deutschen Familie irgendwo eingebürgert ist, so Manches zusammenstürzt, woran viel gelegen, sein muß [illegible]

„Sei artig — Du deutscher Junge, geh' in die Schule, und willst Du heirathen, so nimm

Die — [illegible] Dir etwas Russisches zum Geschenk — sprach der Stiefvater, während ihm die Groß-mama nickt.

„Wenn Du nicht ruhig bist, so schlagen und berathschlagen wir Dich zu Tode — drohen Beide.

Und das ist sehr schlimm!

Denn zu Tode geschlagen zu werden, hat noch etwas Pikantes; doch zu Tode berathschlagt zu werden — ist die höchste Grausamkeit! Die droht dir, du armer deutscher Junge! Sie haben eine Fortsetzung und würdigen Nachfolger des Reichsgerichtes. Von 1613 — 1806 hat die [illegible] Einrichtung des Reichskammergerichts deliberirt und hat sie durch viele Geschlechter hindurch deliberirt; bis endlich sie und das deutsche Reich und das projectirte Reichskammer-Gericht in jene Kammern hinabsanken, wo ewig über die Ewigkeit deliberirt wird.

Aber auch die materielle Gewalt, und todt-schlagen, hast du zu fürchten. — Glaube ja nicht, daß die Leute deiner Geschwister aus deiner Stief-

nahme aus Familien-Anhänglichkeit und aus Erbarmen über dein junges Blut die Befehle ihrer Herrschaften unerfüllt lassen werden. Du weißt sehr gut, daß die Matrone lauter Schergen im Dienst hat, die aus Furcht vor Stockschlägen Alles thun; und mit den Domestiken deines Stiefvaters ist in dieser Hinsicht kein Spaß zu treiben. Sie sind eben nur Domestiken, und darin liegt dein Verderben. Ich will sie einmal einzeln die Revüe vorüberpassiren lassen. Monsieur Märker zieht gegen den lieben Gott zu Felde, wenn er dadurch Aussicht auf Pension oder auf einen bunten Lappen von der Brust bekommt. [illegible] ist ein solides Haus, und das Neueste, was in seinem Lande geschehen, besteht darin, daß Oxenstierna gestorben ist. Dem können sie einreden, was sie wollen; und wenn sie ihm sagen, der dreißigjährige Krieg sei noch nicht aus, du wärest der katholische Antichrist und wolltest den Protestantismus bekämpfen, so glaubt er es und haut dich aus evangelischer Frömmigkeit in Stücken. Nicht viel besser

ist es mit Altpreuß und Posener; die massacriren dich schon aus Neid, weil es bei dir stets frühlingsmild und hell, und bei ihnen stets winterlich und dunkel aussieht. Schlesier, Neusachse und Rheinländer werden sie sich wohl hüten, dir auf den Hals zu schicken. Der französische Vetter kann dir auch sehr wenig helfen; er ist selber krank und faul und in dem, was er bringt, liegt kein Heil.

Darum steht es schlimm mit dir, du armer, deutscher Junge; und ich will dir einen Rath geben.

Grabe dir dein Grab; streue es mit Blumen aus, lege dich hinein und verschlafe und verträume die böse Zeit, welche kommen wird. Deine Geliebte bleibt ewig schön und jung; und je älter sie wird, je göttlicher erscheint ihr Angesicht, je liebreizender strahlen ihre Züge.

Vieles kann sich unterdeß ändern. Vielleicht kommt im Lauf der Zeiten dein Stiefvater zur Vernunft, sieht, wie er gefehlt, wie er dein armes Herz gebrochen und wie er sich den Weiberlaunen der Großmama ganz hingegeben hat und

ihr Kammerdiener geworden ist. Er bittet dich um Verzeihung und mit ihm vereint, kannst du die alte und veraltete Matrone schon nach Westen jagen, wo sie hingehört.

Kanonen-Donner und Schlachtgejubel wird sich über dein Grab fortwälzen und der große Kampf ausgekämpft werden. Dann erhebe dich und lausche dem, was geschieht.

Geht Paris in Flammen auf, wird die Stadt des neuen Europa zur Ruine, Frankreich zu einer Provinz, so lege dich nur tiefer in deine Gruft hinab und freue dich über deinen Tod. Denn die christlich-germanische Welt ist alsdann untergegangen und das slavische Zeitalter beginnt. „Es kommen die kleinäugigen, fetthaarigen Männer des Nordens" und freuen sich mit den schönen Blumen und den holden Frauen des Südens. Du magst ein Jahrtausend schlafen und erst erwachen, wenn auch der slavische Geist zu seiner Blüthe gekommen ist, wenn durch die russische Nacht der Freiheitsstern hindurch geblitzt hat, und wann

in der großen Völker-Metamorphose eine neue Aera, vielleicht die chinesische, beginnt.

Ergießt sich aber über die Czarenstädte das Feuermeer, leuchtet Moskau als Fackel für die neue Zeit noch einmal auf, dann jauchze du, deutscher Junge, entsteige deinem Grabe und begrüße deine schöne Braut, die auf den Flügeln des erwachten Morgenrothes in jungfräulicher Schöne vom Himmel herniederschwebt.

Ach — elegisch zuckt es durch meine Seele und durch die Weltseele. Es wird anders kommen; wir sind todesmüde und krank und die Slaven sind lebensfrisch und gesund. —

Ist es vielleicht die Ahnung der bevorstehenden Auflösung, welche uns Alle so verdrüßlich schwermüthig und zweifelhaft macht?! — — —

XIII.

Burschikose Weltanschauung und Berliner Universitätsleben.

Einen wunderbaren Farbentopf, einen keckeu Pinsel müßt Ihr mir geben, und ich will Euch das deutsche Studentenleben zeichnen, wie es gewesen.

Alle Tinten brauch' ich, hochrothe göttliche Grobheit, blaßgelbe Gemüthlichkeit, purpurne Trinklust, Mondschein-Schwärmerei, braun und blaue Raufsucht, goldne Jovialität, schneeweiße Reinheit des Charakters und regenbogenfarbige Burschikosität.

Daneben muß ich eine Landschaft haben, auf der die classische Nacht sich eben in den romantischen Morgen wandelt. —

Die Götter nahen als Sterne am Firmamente. Wie schauerlich-ernst starrt Saturn, wie majestä-

tisch thront Jupiter, wie kriegerisch droht Mars, wie geflügelt-schnell winkt Mercur, wie lieblich strahlt Venus. Der Mond schifft durch die Wolkenwellen und trägt im rhythmischen Fluge Dianen dahin. Denn unten im dichtbelaubten Haine schallt der Hörnerschall ihrer Jäger, und seine Accorde sind für Luna der bewegende Tact.

Hehr ist der Himmel; reizend die Erde!

Auf duftigem Wiesenplane siehst du Blumen, Silberquellen und schöne Menschengestalten. Jo, Leda, Hyacinthus, Endymion und Adonis lagern nackt im schwellenden Rasen; die Sterne ziehen hernieder und Jupiter, Diana und Venus kosen und tändeln mit den liebesglühenden Menschen. Bäche plätschern ihnen Brautlieder und auf ihren Krystallfluthen wiegen sich lockende Najaden. Von Nymphen und Dryaden sind die Gebüsche belebt und Zephyre küssen die Blumenkelche. Dazwischen schlüpfen muthwillige Faunen, hinkt Pan, tändeln Amoretten.

In schöner Säulenordnung erheben sich im Hintergrunde mächtige Tempel, und aus ihnen erschallt der Hymnus. Begeisterte Sänger singen. Grazien wiegen sich auf ihren Lippen, und die Musen stehen ihnen zur Rechten. Anakreon lauscht auf das geflügelte Chor des Waldes, Pindar stürmt durch die Götterleier, und Aristophanes scherzt mit bocksfüßigen Satyrn um die Wette.

Allenthalben ist Leidenschaft und Genuß!

Die Götter kommen zur Erde nieder, aber die Menschen streben nicht in den Himmel hinauf. Er ist halb geöffnet. Man gewahrt in ihm ein heiteres Treiben; man hört das ewige homerische Gelächter, zärtliche Seufzer; man sieht Nectar und Ambrosia und essen und trinken und lieben. Wieder Leidenschaften, wieder Genuß. Denn er ist geheiligt und man kennt keine andere Sünde, als die Enthaltsamkeit.

Du fürchtest den Orkus?!

— Die Erinnyen sind ja auch zugleich ver-

höhnende Eumeniden, und, indem du gestraft wirst, bist du gesühnt. —

So ruft die antike Landschaft, als an der fernen Stätte von Golgatha der erste Sonnenstrahl hervorblitzt und die Nacht verscheucht. Die Göttersterne sind erblichen, die schönen Gestalten entflohen, und der Tag hat sich erhoben.

Und was er zuerst begrüßt — das ist das Kreuz Christi!

Gott ist zum Menschen geworden, aber nicht zum glühenden, griechisch-genießenden, sinnlichen, sondern zum predigenden, christlich-liebenden, leidenden Menschen. Die Sünde war nicht in der Welt; ohne sie nicht die Reue, die Zerknirrschung, die Erhebung und die Sühne. Gott brachte die Sünde herunter; denn sie haben ihn gekreuzigt. —

Und so wurde die sündige, moderne Welt; so wurde es Tag.

Wir leben in diesem Tage und freuen uns nicht mit ihm und der Erde. Denn sie ist irdern,

prosaisch und befleckt. Wir [illegible] genug Himmel [illegible] wollen ihn schon diesseits ein Ende machen.

Denn was auf [illegible] vergänglich [illegible] schlechte, gewöhnliche, für die Berechnung geschaffene Historie, welcher die Glaubens[illegible] [illegible] Werth und Verklärung leiht. Darum ist [illegible] [illegible] [illegible] nach dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] Stelle, [illegible] die Kunst des [illegible], Festhalten am Bestehenden, Erreichen, [illegible] über die Göttlichkeit und [illegible] des Genusses.

Und so [illegible] es [illegible] nicht, [illegible] sich auf [illegible] Landschaft neben dem Kreuze Christi, die Krone und den Schalksnarren [illegible] [illegible] der die eigene Brust zerfleischt, [illegible] in [illegible] Springen den Blutquell [illegible] zu lassen. Indem Christus die Erde an sich [illegible] Himmel, wohin sie nur als Uebergangspunkt dastellte, und mit dieser [illegible] und das Bewußt-

fein von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge gab, impfte er zugleich den Spott über ihr Zufälliges und Vergängliches in unsere Seele ein. Darum ist die Ironie heilig, christlich. —

Wenn ich also das alte deutsche Studentenleben zeichnen sollte, so müßt' ich eine Landschaft, wie die oben angedeutete, vor mir haben, auf welcher der Tag sich eben aus der Nacht herausringt. Im Vordergrunde skizzirte ich alsdann mit einigen keken Callots-Pinselstrichen die burschikosen Leute hin, deren Poesie und innerer Kern eben darin besteht, die Idee der alten mit der Anschauung der neuen Welt zu amalgamiren und aus ihnen ein Gemisch zu machen von antiker Rohheit und moderner Gentilesse, von heidnischer Genußsucht und christlicher Resignation, von klassischem Uebermuth und romantischem Zartsinn, von griechischer Bestimmtheit und unserer Gemüthlichkeit. Kommt nun noch zum Theil das mittelalterliche, und ganz das deutsch-innerliche Element hinzu, so habt ihr den burschikosen Mann vor euch stehen, wie er

leibt und lebt. Die äußere Erscheinung stammt aus der Feudalzeit. Das sieht ihm an den hohen Stiefeln, dem Knebelbarte, der farbigen Mütze, der Trinksucht und an dem Ueberbleibsel von Gottesurtheil. Die innere Stimmung ist zum Theil antik, zum Theil modern und zwar deutsch-modern, d. h. sie ist sinnig, humoristisch, derb, zartsinnig, reflectirend, polternd und gemächlich.

1.

Vielleicht wunderst du dich, ungeduldiger Leser, über mich, daß ich, um eine sechszeilige Schilderung eines ehemaligen Menschen zu geben, dir die Götterwelt mit ihren Liebesgeschichten und noch so manches Andere aufgetischt habe. Du schüttelst vielleicht den Kopf und sagst: Will mich der Autor mystificiren und etwa an sich selbst die meisten seiner deutschen Collegen bespötteln, die gar gründlich von der Schöpfung anfangen und die, wenn sie etwas über eine Schlange zu berichten haben, gewiß an die Erbsünde Hypothesen anknüpfen?

Du weißt? Ich habe nach vielfacher Ueberlegung den vorhergehenden Theil dieses Aufsatzes umgeformt und will ihn jetzt auch in seiner ganzen Länge stehen lassen, nachdem ich ihn dreimal gestrichen und verkürzt hatte. Wie, mein aufmerksamer Leser, wie könnte ich dich wohl treffender in die Weltanschauung und den Ideenkreis des alten deutschen Burschen einführen, als wenn ich dir zur Einleitung ein Gemälde desjenigen gebe, was durch seinen Kopf geht, und was der Tact für sein *wunderliches, äußeres* Auftreten und für sein *wunderbares, inneres* Leben ist? Sprich — wie könnte ich dir ein deutlicheres Bild der edeln Burschikosität geben, als wenn ich dich in die metaphysische Werkstätte führe, wo alle ihre Gedanken gehämmert, geschmiedet und verarbeitet werden? Ich sagte: der edlen Burschikosität. Denn ich rede hier nicht von denen, die blos Trinker, Schwärmer und Raufbolde waren. — Die vermag die Poesie nicht zu verklären; und wenn sie zu bemänteln sucht, besudelt sie sich. Ich rede

hier von jenen Jünglingen, die euch, ältere Leser, zu eurer Studienzeit vorgekommen sind und an die ihr im tiefen Herzensgrund das Andenken bewahrt. Denn ihr erinnert euch vielleicht an euch selbst, an euer eigenes Thun und Treiben und werdet erfreut sein, auf diesen Blättern ein verjüngtes Bild eures Ichs zu finden. Vor dem jüngeren Leser bin ich von selbst gerechtfertigt. Er hört über eine für ihn historisch gewordene Person, mit die köstlichste Blüthe deutschen Sinnes und deutschen Wesens, er hört über den deutschen Burschen reden.

Er ist 19 — 21 Jahre alt, als er das streng disciplinirte, zum Theil klösterlich eingerichtete Gymnasium verläßt.

Was drängt sich nicht Alles in diesem Kopfe, in diesem Herzen zusammen! Die alte Welt, wie ich sie oben geschildert, das Mittelalter mit seiner blendenden Decorations-Pracht, seinen Ritterburgen, seinen Knappen, seinen deutschen Kaisern, seinen hierarchischen Päpsten, seinem Glauben, seinen Tournieren; die neue Zeit mit ihren Cha-

rakteren, ihren zerstörenden Elementen, ihrem Indifferentismus, ihrem organisch ausgebildeten Tragödienstyl in den Begebenheiten; die indische, griechische und römische Mythologie; der Mosaismus, Katholicismus und Protestantismus; Philosopheme, Aphorismen, Sentenzen und Maximen; ein gutes Theil von der Logik; griechische, lateinische, ebräische, deutsche und französische Grammatik; Physik, Geometrie, Arithmetik und Naturwissenschaften; Sophokles, Euripides, Plato, Xenophon, Aesop, Horaz, Virgil, Sallust, Cäsar, Cicero, Tacitus; die meisten deutschen Klassiker; Corneille, Lafontaine und Florian; zuletzt ein wenig Republicanismus, eine Fülle von Liedern und Empfindungen und ein angebetetes Liebchen — Alles das hat der Bursche, wenn auch zum Theil skizzenhaft im Kopf und im Herzen, nur kein Quentchen Welt- und Menschenkenntniß.

Er kommt nach dem Ziele seiner Wünsche, nach dem Preise für seine Mühe und Nachtwachen, nach der Universität.

Was für Phantasien, für Träume, für Lieblings-

bilder knüpfen sich ihm an diesen Namen. Sokrates und Plato glaubt er dort wiederzufinden; ein neues Leben soll ihm dort im frischen Farbenglanze aufgehen. Worin es bestehe, hat er, haben wir alle nicht vorher zergliedert. Denn das ist ja eben der Zauber in den Jünglingsjahren, daß man in ihnen das für schön hält, was neu und unbekannt ist. Genug er glaubt, er hofft; und was findet er?

Ein altes, enges Gebäude mit gerade nicht eleganten Zimmern; in ihnen hölzerne Tische, Bänke und Katheder; auf diesen hölzerne Professoren; in ihren Händen Hefte; auf diesen langweiliges Zeug — und das ist die Universität.

Der Bursche schüttelt den Kopf. Er findet sich sehr getäuscht, denn der Ernst der Wissenschaft ist ihm noch nicht aufgegangen. Er ist an den skizzenhaften, mehr die Materien berührenden Gymnasial-Unterricht gewöhnt, und hört hier eine streng philosophische Detail-Vorlesung über einen Theil der empirischen Wissenschaft, welcher er sich gerade widmen will. Vielleicht hat er irgend einen be-

rühmten Mann besucht, unter dem er sich seiner lyrischen Vorstellung nach einen homerischen Helden gedacht, und findet nur ein gläsnliches, eingefallenes Mumiengesicht. Wir wissen Alle, wie das frappirt und niederdrückt. — —

Er versäumt beim dritten Male schon seine Collegia, liegt auf dem Sopha, denkt an Väterchen, Mütterchen, an Therese, an seine Einrichtung, an das neue Verhältniß, an die getäuschten Erwartungen, an die Langeweile. Im Herzen pocht und kocht es. Da stürmt ein Drang von Empfindungen, da lebt und webt ein Liederfrühling von Gesängen. Im Bewußtsein seines Werths und seiner Thatkraft springt der Bursche auf, ergreift seinen Hieber, ficht durch die Lüfte, als wollte er die Anforderungen seiner Lebenslust, seines Jünglingsmuthes zu Boden stechen.

Jetzt tritt sein Freund ins Zimmer. Ich hole Dich zum Commerce und zur Bundesfeier ab. Sie gehen.

Wer je die Freude, das Entzücken, die stille —

ich möchte sagen — die ehrfurchtsvolle Begeisterung empfunden hat, als lebensfrischer, phantasiereicher Jüngling in den ernsten Kreis gleichgestimmter Brüder geführt zu werden, von ihnen den ersten Händedruck, den kredenzten Pokal, den Bruderkuß zu erhalten, von ihren Lippen im Bundesliede seinen Namen als Chorgesang zu vernehmen; an ihr Herz zu sinken und an ihm den Eid treuer Freundschaft zu schwören; wer je nach so vielen dumpfen, engbrüstigen Jahren wie mit einem Zauberschlage aus der pedantischen Gymnasien-Zelle in diese neue, kecke, sinnige Welt versetzt worden ist, wo bärtige Jünglinge in phantastischer Kleidung am mit Todtenköpfen und blanken Schwertern verzierten Tische sitzen, die Becher von Mund zu Munde gehen, und jene Hochlieder erschallen, die in gewaltiger Melodie Alles verkünden, was das jugendliche Herz rührt, erhebt, freut, schmilzt, erschüttert und durchstürmt, und in denen jedes Wort, jeder Tonfall entweder ein Sonnenstrahl ist, der im Gemüthe die duftigsten Blüthen weckt, oder ein Blitz, der

jene heroischen Gefühle entzündet, die einst Deutschland gerettet haben; wer je Student gewesen ist, der wird mich verstehen, wenn ich es unterlasse, hier das zu schildern, was mit unserm Burschen bei der Bundesfeier vorging, und wenn ich jeden meiner Leser auf den verschlossenen Schrein der eigenen Jugendzeit verweise.

Jetzt hat der Jüngling seine Welt gefunden, in der er sich frei und heiter bewegt. Jetzt darf er seine Empfindungen fortströmen, seine Gefühle ausbrausen lassen, ohne befürchten zu müssen, ausgelacht zu werden. Die Universität ist ihm nur der Rahmen, in den das liebliche Bild seines neuerwachten Lebens eingespannt ist. Seine Kenntnisse, seine poetische Weltanschauung, seine Ansichten helfen ihm mit den Kranz flechten, der jetzt sein Haupt schmückt. Er zieht das Antike in das Moderne hinein, lebt griechisch, denkt heidnisch-christlich, kleidet sich mittelalterlich. Er will Alles erfassen, Alles in seinen durstigen Geist einsaugen. Der reiche, ungeordnete Stoff seines Innern gährt

und schäumt aus zu den wunderlichsten Erscheinungen. Was ist sein äußeres Auftreten, sein Renommiren anders als Ironie, Selbstpersiflage?! Er trinkt, dichtet, liebt, betet, glüht für alles Große und Schöne in der Kunst und im Leben; er ist lüderlich, empfindsam, malitiös, sentimental, keck, verschlossen, göttlich grob, charakterfest, Atheist, Pietist, Patriot und Republikaner. Bald liegt er im weichen Rasen und schwärmt von Sehnsucht und Liebe; bald tobt er auf dem Fechtboden und betrinkt sich in der Schenke. Bald ist er Sokrates, bald Alcibiades; bald liest er die Psalmen, bald Voltaire, bald ist er in der Kirche, bald beim Pharaotisch — kurz er ist ein Bursche, dem Ihr's zehn Schritt davon anseht! —

2.

Was sich aber unter dem Ausschäumen der übermüthigen Kräfte für köstliche Perlen entwickeln, die bis in die fernsten Zeiten leuchten und strahlen — das weiß Jeder. —

Denn wie so viele edle und große Menschen bei ihrem Eintritte in das gesellschaftliche Leben dieses für eine Lumpen- und dumme Jungen-Herberge halten, sich in das ihnen verkehrt und schurkisch vorkommende Treiben nicht finden wollen, und sich ihre eigene Welt im Herzen bilden, sie cultiviren und liebgewinnen; wie endlich der göttliche Strahl der Erkenntniß durch ihre Seele blitzt, sie die Außendinge, an die sie sich gestoßen, im wahren Lichte sehen und streng prüfen läßt; wie diese Männer, nachdem sie durch den Durchgangspunct der Abgeschlossenheit gegangen sind, die Außenwelt liebgewinnen, den Finger Gottes in ihr wahrnehmen, sie verklärt und versöhnt in ihr reiches Gemüth aufnehmen, und nun erst das wahre irdische Leben führen, da das Morgenroth des **Uebersinnlichen** in die **sinnliche Wahrnehmung** hineinleuchtet; und wie sie eben durch ihre frühere Abgeschlossenheit davor bewahrt worden waren, mit vielen Andern in den verflachenden Convenienz-Strudel und in der Salon-Albernheit unterzuge-

hen: — so eröffnet sich erst dem Burschen der hehre Tempel der Wissenschaft, nachdem er durch die Burschikosität hindurchgestürmt ist, das Jugendfeuer im kecken Leben verraucht und gesprüht, seine schroffen Seiten abgeschliffen hat und durch seine Extravaganz auf der einen nicht in die weit schlimmere andere Stelle fallen konnte, nicht in spießbürgerliche Philisteriosität und lobeutschwengelustige, papplöffliche Sentimentalität.

Indem ich die vorhergehenden Zeilen lese, wundere ich mich über die lange Leichenrede, die ich gehalten. Denn die deutsche Burschikosität ist begraben!

Sanfte Ruhe der Todten!

Sie hat eine schöne Gruft. Das Herz von Tausenden edler deutscher Greise, Männer und Jünglinge, und ich setze es dreist hinzu: das Herz von Tausenden edler deutscher Matronen, Frauen und Jungfrauen. Setzt ihr ein marmornes Denkmal, ergreift einen Pinsel, taucht ihn in Regenbogenfarben, Blumen- und Schmetter-

lingsstaub und zeichnet die Worte: Wein, Liebe, deutsche Treue und deutscher Bardengesang — das waren meine Bestandtheile.

Requiescat in pace!

Wer hat das Burschenleben begraben? Nicht die Monarchen, sondern die neueste Geschichte. Sie will keine Blüthen, keine Blumen, die ohne Nutzen zu bringen, ihrer selbst willen da sind; sie will im Leben keine Gestaltungen der Poesie, keine Schönheitsformen; sie will nützliche, prosaische, compacte Früchte. Denn darin ist die neueste Zeit wieder zur antiken Idee zurückgekehrt, daß sie das irdische Leben wo möglich scharf begrenzt und unabhängig von übersinnlicher Einwirkung auffassen, begründen und vermöge des Repräsentativ-Systems für die kommenden Geschlechter berechnen will. Auch die Alten zogen den Himmel nicht als Ergänzungspunct auf die Erde hinab, sondern betrachteten die letztere als abgeschlossenes Ganzes, dessen Culmination in dem Grade Poesie und Kunst-Religion waren,

als wir die Idee des politischen Staates und des Staatenverbandes zum innersten Kern unseres Lebens und Strebens zu setzen bemüht sind. Diesem Zurücktreten zur lieben Erdenmutter hat das Mittelalter entgegengearbeitet, das vermöge seines geschichtlichen Weltenzweckes alle Himmelsgestalten herunterbrachte und neben Monstra des Fanatismus jene lieblichen poetischen Blüthen hervorkeimen ließ, die mit bis auf den tiefsten Grund auszurotten, sich unsere Zeit zur traurigen Aufgabe gestellt hat.

Und das hat sie redlich gethan. Was ist seit der ersten Revolution des ancien régime nicht Alles begraben worden? Wir sehen noch täglich Todtengräber, wir hören den heulenden Sturm, der die duftigsten Blumen knickt, wir gewahren noch immer nicht die Frucht, welche erquicken, stärken, entschädigen soll. Möge sie bald am Himmel prangen und als Versöhnungszeichen den todtmüden Völkern leuchten! — —

Auch das Burschenleben ist gefallen. Es

hatte seine höchste Blüthe im Heldenaufschwung von 1813 und 1815 erreicht, und starb wie alles Schöne schwindet, wenn es die Pracht entfaltet hat. Das Naive, unbewußte Sichhingeben des Studenten war zu dem Bewußtsein gekommen, daß sein Treiben in der Vaterlandsliebe seinen Ruhe- und Auflösungspunct gefunden. So wurde das Chamäleon von Bursche, welcher für Alles glühte, schwärmte, so wurde er aus einem jovialen Jüngling ein ernster Vaterlandsfreund. Diese einseitige Richtung war freilich der Triumph und, nach den Zeitumständen der nothwendige Zielpunkt, aber auch der Endpunct, hinter welchem Carricaturen und Fratzen standen. Denn, wenn aus der Blüthe die reife Frucht sich entfaltet hat, muß sie abgeschüttelt werden; sonst fault sie. Das Ende der Blüthe und der Anfang der Frucht fällt zusammen. —

Darum habe ich gesagt, das wahre Burschenleben ist todt und auf dem großen Gottesacker der Geschichte neben so vielen andern Blu-

ihren begraben, aus deren Metamorphose wir unser künftiges Heil erwarten.

Saget nicht: es wird auferstehen!

Wehe über die Auferstehungen und Fluch über die Auferstandenen! Was todt ist, hat dem Leben seinen Zoll gezahlt, und wenn es ohne Blut und Mark sich aus der Gruft erhebt, so wird es zum hohnlachenden neckischen Gespenst, welches die Lebenden schreckt und in den Wahnsinn treibt. Das ist der Fluch in der Geschichte unsers Planeten, daß die Todten sich nicht zur Ruhe begeben wollen, um die kalten Knochengerippe sich den warmen Purpurmantel werfen, hinaustreten in die dichtgedrängten Menschenreihen, noch kosen und buhlen mit frischen, rothen Lippen und uns, die Berechtigten, zu verdrängen bemüht sind.

So hat sich das Burschenleben wieder erheben wollen, nachdem es gestorben war und ist als Fratze, als unheimliches, grauenhaftes Gespenst erschienen, welches an der Greisesbrust Kotzebue's sein Meisterstück vollbracht und sich später in den

tollsten Erscheinungen umhergetrieben hat, bis es von den Lebenden bestattet und noch einmal eingesargt worden ist.

Dort in seiner Gruft möge es bis zu jenem Tage ruhen, von dem die religiöse Anschauung spricht. Dann werden neben den andern großen Todten der Geschichte auch die Burschen in wahrhafter Auferstehungspracht einherziehen mit ihrem Präses, ihren Senioren, Landsmannschaften, Füchsen, Brandfüchsen, mit ihren Hiebern, Standarten, Pokalen und Kanonen. Jetzt aber: Ruhe ihrer Asche!

3.

— Was sich jetzt wieder in manchen Theilen Süddeutschlands regt, verhält sich eben so zu dem wahren Burschenleben, wie die faule, wurmdurchstochene Orange zu der köstlichen Blüthe, aus der sie hervorgegangen ist. Denn die Jünglinge sind ihrer Sphäre entrückt, treiben sich in einer kalten, lieblosen, für ihr Anschauungsvermögen neblichten

Politik umher, werden Spielbälle von schlauen Ehrgeizigen oder von gründlich-philisteriösen Schwärmern, und opfern ihre Jugend und ihre Jugendfreuden einem Götzen, der äußerlichen Vereinigung Deutschlands auf, dessen hohle Phrasen-Nichtigkeit sie vermöge ihrer Unerfahrenheit und der Machinationen gewisser Leute nicht zu durchschauen im Stande sind. —

Auch sie sind Gespenster, und desto gefährlichere, je mehr sie das Leben nachzutäuschen bemüht sind und das melodramatische Rüstzeug jener Zeit abgelegt haben. Man könnte sie nur als Carricaturen im jetzigen Studentenleben aufführen, welches in das Bürgerthum übergegangen, das Schroffe, äußerlich Bezeichnende verloren hat und als dessen Repräsentant ich das berliner Universitätsleben hier schildern will.

Berlin ist die modernste Hochschule Deutschlands. Da sie in der neuesten Zeit gegründet

worden, findet sich für ihre Besucher nicht: der historische Kram vor, den die Verbindungen und Landsmannschaften anderer Universitäten zu bewahren, fortzupflanzen und zu heiligen wissen. In jeder Residenz bildet sich dadurch von selbst ein Nivellirtsein aller Stände, daß sie die Gebräuche und Gewohnheiten — denn von Sitten kann gar nicht die Rede sein — der Höhergestellten nachzuahmen, in sich aufzunehmen, oder wenigstens den ihrigen anzupassen suchen. Nun macht man sich aber (wie in dem Grade wohl nirgends anderswo) in Berlin zugleich lächerlich und verhaßt, wenn man auf den Einfall kommt, eine gewisse äußere Stellung oder historische Beziehung durch ein äußeres Auftreten oder eine äußere Erscheinung zu manifestiren. Hier ist Alles neu und modern; die Kleidung, die Häuser, die Gesetze und der Staat. Alle Sitten, herkömmliche Gewohnheiten wünscht man zum Teufel, und weiß sie schön zu fassen, sobald sie sich bei Tage auf der Straße zeigen, des Nachts, wenn gerade Mond-

schein sein soll und kein Geld brennt, mögen sie ihr Wesen treiben. Geld und Geist sind die beiden einzigen aristokratischen Elemente unter der Mittelclasse, wozu sich fast alle Berliner rechnen; aber farbige Mützen, hohe Stiefeln und kurze Röcke bilden gar nichts Hervorstechendes. Die komische Erscheinung weiß man nicht zu würdigen und hat hier täglich ganz andere dergleichen zu bewundern. — Man glaubt entweder, der burschikose Kleiderheld sei dem Narrenhause entsprungen: dann läuft ihm die Gassenjugend Schritt für Schritt nach; oder man ist der Meinung, der kurzröckige, langstieflige, farbmützige Student wolle etwas voraus haben vor den übrigen ähnlichen langröckigen, kurzstiefligen Filzhut-Leuten, und dann klopft man ihm aus purer Demokratie auf die übermüthige Nase. Darum ist das äußere Auftreten der hiesigen Studirenden kaum von dem der übrigen Stände zu unterscheiden. Manche unter ihnen geben unsern Galanthommes nichts nach; die Meisten tragen sich wie anständige Bürger, deren Ge-

schäft sie gerade nicht gewählt haben, aber doch ihrer täglichen Umgebung angemessen, sich kleiden.

Hierzu kommt, daß der kostspieligen Verhältnisse halber die meisten inländischen Studirenden erst dann sich hierher begeben, wenn sie die ersten Jahre ihres Trienniums oder Quadrienniums auf andern kleinern Universitäten zugebracht haben und nun Berlin theils der Residenz halber besuchen, theils, um entweder den Vortrag des oder jenes berühmten Mannes zu hören, oder — was wohl meistens der Fall ist — um ihre Examinatoren kennen zu lernen und sich unter ihren Augen zum Examen vorzubereiten, welches in der medizinischen und juristischen Carriere nur hier gemacht werden darf. Aus dieser Erscheinung geht hervor, daß meistentheils junge Leute herkommen, die ausgeraſ't haben, schon in ein bürgerliches Verhältniß treten wollen, und den ernsten Geist der Wissenschaft wie den des Lebens aufzufassen bemüht gewesen und anzuwenden bemüht sind. Der geborene Berliner, der das hiesige Gymnasium verläßt,

an Ort und Stelle in seiner Familie lebt, ist schon vermöge des praktischen Sinnes, der hier fast durchgängig sich geltend macht, darauf von selbst hingeführt, daß das Studentenleben eine Durchgangsperiode sei, die man sobald als möglich wegwerfen und mit einer schon weit solider klingenden Schulamts-Candidatur oder Auscultator-Stelle vertauschen müsse. Ja, es geht so weit, daß viele in Berlin erzogene Studirende ihren Stand gern verleugnen, wenn sie in Gesellschaft vorgestellt werden, und mehr Aufmerksamkeit bei Herren und Damen zu finden hoffen, sobald sie statt sich den Anwesenden als N. N., Studiosus der Philosophie, Studiosus der Medizin vorstellen zu lassen, ihren Namen schlechtweg nennen.

Und sie haben nicht Unrecht. Wenigstens erzählten mir hier manche Ausländer, die nur der Residenz und der socialen Verhältnisse halber herkamen, sie hätten trotz ihrem vornehmen Titel und ihrer gerade nicht abschreckenden Persönlichkeit da eine kalte Aufnahme gefunden, wo man wußte,

muß sie sich zu den Studenten zählen. Die bejahrten Herren hätten den Kopf geschüttelt, als wollten sie sagen: Der Studiosus sollte doch lieber hinter den Heften hocken, als uns hier am eleganten Tisch den Vorrang streitig machen wollen und das auszukramen, was er so eben im Collegium gehört. Die Damen hätten die Nase gerümpft und es gar nicht undeutlich zu verstehen gegeben: Studenten ständen im schlechten Renommé und das kecke Wesen paßte gar nicht für den glattgebohnten Salon. Sogar die Mädchen hätten sich im Galoppwalzer gar nicht recht frisch und munter mit ihnen umhergedreht und, da sie sich unbemerkt glaubten, zu einander herübergeflüstert: Ja, wenn's ein Lieutenant oder ein Referendarius gewesen wäre! —

4.

Das find' ich schlimm! Denn der hiesige Student verdient es wohl, daß sich der Familienvater ihm vertraulich nähert und dem Fremdling

manche Erholung und Zerstreuung bereitet. Aber so gehet es! Erst, wenn ein Referendarius-Schmetterling aus der Studentenpuppe steigt, schneiden sie ihm artige Gesichter, und laden ihn ein. Ich wage es hier nicht zu entscheiden, ob es für die hiesigen Studirenden ein großer Verlust ist, wenn sie so wenig in Gesellschaften gezogen werden. Die Flachheit derselben würde auf die jugendlichen Gemüther eine ironische Wirkung machen, die nothwendiger Weise Burschikosität im unedlen Sinne des Wortes herbeiführen müßte. Wie dem auch sei — die Urheber der hiesigen Studenten-Ausschließung haben daran nicht gedacht, und es ist Unverstand von ihnen, wenn sie sich lieber von prosaischen Alltagsweltsmenschen umschwärmen lassen, als daß sie sich mit jungen Männern umgeben, die wie die hiesigen Studirenden, Kenntnisse mit Savoir-Faire und einem noch unverfälschten, für das Gute und Schöne glühenden Herzen verbinden.

Nirgends ist so wenig für eine angemessene, nicht kostspielige Erholung und Zerstreuung der Studiren-

den gesorgt, wie in Berlin. Thees, Bälle u. s. w. sind ihnen ganz verschlossen, und die löbliche Einrichtung anderer Theater, die den Studenten das Entré um fast die Hälfte herabläßt, gehört bei uns zu den frommen Wünschen, deren Erfüllung man um so mehr entgegensieht, da die Direction nur von dieser Ermäßigung des Preises Nutzen haben würde. — Denn klassische Stücke ziehen den Musensohn am meisten an, und Jeder weiß, wie wenig Billette zu solchen Vorstellungen verkauft werden!

Nirgends verdienen die Studierenden wohl eine größere Achtung und Beachtung, nirgends möchte man ihnen so zuvorkommend, so hilfsbereit entgegentreten, wie in Berlin. Ich habe jahrelang in hiesigen Studentenkreisen gelebt und ich habe mit inniger Freude und wahrhaft deutschem Hochgefühle Erscheinungen wahrgenommen, die mich mit den gerechtesten Erwartungen, mit den [illegible] Aussichten für die Zukunft des Vaterlandes zu erfüllen berechtigt sind.

Welch eine aufgeweckte, rege Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst herrscht durchgängig unter diesen jungen Leuten, wie sind fast Alle von der großen Idee, von der Innigkeit und Heiligkeit des Christenthums erwärmt und durchglüht, wie mächtig hat sie der ernste Geist der Geschichte unserer Tage ergriffen, und wie kennen sie die Stellung, die Berechtigung und die Erwartungen ihres Vaterlandes. Ich werde die hier nur angedeuteten Puncte von dem Facultäts-Studium, dem Kunstsinne, der religiösen und politischen Anschauung der hiesigen Studirenden in einem andern Artikel ausführen; hier will ich als Einleitung für das folgende Thema noch einmal wiederholen: statt des äußern Auftretens ist bei den hiesigen Studirenden ein originelles inneres Leben getreten, dessen ideelle, aber doch auf empirische Basis begründete Weltanschauung, dessen unzweideutig jugendlich feurige, aber doch nicht extravaganten Ansichten mir bei dem zweiten vernünftigen Gespräch sogleich den Berliner Musensohn verrathen. Ich will damit

nicht sagen, als ob es hier nicht noch andere Leute gebe, bei deren Unterhaltung sich die höhern Ausgesprochenen Tendenzen vorfinden. Aber sie merkt man auf — so ganz sind gar doch solche. Nur der Student, der freie, unbefangene, sinnige Jüngling, der mit kosmopolitischem Herzen in die Welt hinausschaut, und sie mit all ihren Widersprüchen an sich drücken, in ihr aufgehen will — nur er ist im Stande, sich so auszusprechen, und auf diese Weise Sachen und Personen zu orientiren. Glaube mir — ich will's Euch auf ein Haar sagen, ob der, welcher gerade spricht, ein Student ist. Ich habe Leute gekannt, die an demselben Tage, an dem sie Auscultatoren geworden, ganz anders wie gestern in ihrer Unterhaltung sich benahmen, als wenn die kleinste bürgerliche Stellung, der geringste Nexus mit dem prosaischen Leben, als wenn ein Schein vom Scheine eines Amtes — und das ist die Auscultatur — als wenn dies schon bleierne Gewichte wären, die sich an die Psyche hängen und sie in das feiste, spießbürgerliche Philisterthum

hinunterziehen. Schüttelt die Köpfe, zweifelt so-viel Ihr wollt — ich spreche von gemachten Erfahrungen. Ich kann's gerade nicht seciren, worin das Scharf-Charakteristische des Studenten-Dialogs besteht. Er ist keck, läderlich, zuversichtlich, pathetisch, tieflyrisch, rhapsodisch, kernig, derb, pikant, in scharfen Umrissen zeichnend — mit einem Worte: er ist Studenten-Dialog. Als königlich preußischer Referendarius, als Doctor der Philosophie, als wohlwürdiger Kandidat der Theologie, muß man die leichten, luftigen Flügel abstreifen; man hat Rücksichten; — man wird langweilig.

— — Und so geht es weiter! Man erklimmt eine Stufe nach der andern, und auf jeder setzt sich mehr Erde, mehr Staub; auf jeder haften mehr bleierne Rücksichten an dem armen, gequälten ehemaligen Musensohn, bis endlich das letzte Bißchen Poesie in der Beamten- und Ehebärenkratie untergegangen, bis ein Oberlandesgerichts-Präsident, ein Professor ordinarius, ein Superintendent in voller Glorie dasteht und bis allmählig der Mensch

so ganz und gar zur Erde geworden, daß man sie beide vermischte.

5.

Doch fort mit der alten, traurigen Adams-Historie! Für Alle, die in ihr leben, schreibe ich zur Erhebung und Erheiterung diese Zeilen auf, welche ihnen eine vergangene Zeit wieder vor die Seele rufen soll. Und wenn so manchem preußischen und deutschen akademischen Freunde, der jetzt in fernen Gauen des Vaterlandes weilt, — wenn ihm diese Blätter zur Hand kommen, möge er aus ihnen die Liebesgefühle eines ehemaligen Studiengenossen lesen und möge ihm die Erinnerung an gemeinsam verlebte Jahre eben so immer gegenwärtig bleiben, wie der Schreiber dieses stets den Silberblick seines Lebens darin finden wird; wenn er an so viele Commilitonen, an ihre Treue, ihre Liebenswürdigkeit, wenn er an ihre schönen Träume, ihre Pläne, ihre Entwürfe denkt. —

Und wenn auch das Vaterland durch Trac-

tate, Douanen, Dialekte und Dynastien getrennt und zerrissen ist, wenn auch das Wort deutscher Biedermänner von einer Seite zur andern nicht herüberschallt, so zieht sich doch ein ewiges Liebesband durch die Herzen des heranreifenden Geschlechtes, welches auf den Universitäten geschlungen wird, wo die Convenienzen der engbrüstigen Krähwinkelei schwinden, wo eine ewige Völkerwanderung von allen deutschen Landeskindern Statt findet, wo der Süddeutsche den verschrieenen Norddeutschen kennen lernt und wo die Flammenherzen an einander schlagen. —

Welch eine Verschiedenheit der Individuen ihrem Vaterlande nach, findet sich auf der Berliner Universität. Derbe Altpreußen, kecke Schlesier, aufgeräumte Rheinländer, patriotische Pommeraner, ritterliche Posener, picante Brandenburger, gelehrt-spitzfindige Sachsen, sinnige Schwaben, verschlossene Anhaltiner, melancholische Schweizer, ernste Franzosen, französirende Russen, düstere Polen, tiefsinnige Schweden und Dänen, technisch-

prosaische Nordamerikaner, kurz eine Musterkarte von fast allen Nationen sehet Ihr hier vor Euch. Ich habe trotz der vielen lebendigen Beispiele mir nie recht erklären können, woher es wohl kommen mag, daß Studenten, die z. B. von Königsberg oder Greifswald kommen, dort rohe und nach ihrer Art burschikos gelebt haben, sobald sie kurze Zeit das hiesige Residenztreiben angesehen, fast immer total umschlagen und aus Raufhähnen und Trunkenbolden sinnige, fleißige Menschen werden. Ich glaube ein Nexus der verschiedenartigsten Ursachen finde hier Statt, dessen in einander geschlungene, auf einander wirkende Fäden die wunderbare Erscheinung herbeiführen. Die Krähwinkelei der Berliner in Bezug auf Studenten fällt weg und bringt daher auch keine Rückwirkung von Seiten dieser hervor. Die vielen Abwechselungen und Ressourcen der großen Stadt lassen die Hochschüler ganz unbeachtet; das finanzielle Interesse, welches sie in Anregung bringen, geht in dem unter, was so viele Andere reichlich bieten; und ihr individuelles Auftreten

verliert sich in dem heterogensten Wechsel der mannigfaltigen Erscheinungen. Gehen durch Königsberg, eine Stadt von 65000 Einwohnern — gehen dort ein paar lustige Musensöhne in auffallender Tracht durch die Straßen, so stehen die anständigsten Leute still und begaffen in großen Haufen die närrischen Jünglinge. Begibt sich nun gar ein Studentenzug in seiner pompösen Decorationspracht zu irgend einem Professor, um ihm entweder zu gratuliren oder ihn zu begraben, so sind alle Balcone, Häuser-Estraden, Straßenecken und Bäume schon Stunden lang vorher mit ängstlich harrenden Zuschauern besetzt, das Volk wogt durch die Plätze und die elegante Welt lauscht an den Fenstern. Was folgt daraus? Der Unsinn erregt Aufmerksamkeit, wird, anstatt sich zu vernichtigen, immer completer, geht durch das ganze Triennium und in gewissen pedantischen Formen auf's Leben über.

Und das ist der wahre Teufel, der oft an Männern haftet, die ihre Universitätsstadt nie verlassen

haben, nach vollendeten Studien ein untergeordnetes Amt, ein Landschulen-Rectorat, eine Richterstelle in irgend einem kleinen Neste u. s. w., übernehmen, darin fortvegetiren und nun gerade die äußerlichste, zufälligste Seite des Burschenlebens, die Plumpheit, Ungeschliffenheit, das Uebermüthige, Schroffe, die Gleichgiltigkeit und den Indifferentismus für Alles, was mit ihnen und ihrer Kneipe in keiner unmittelbaren Berührung steht — die gerade diese tadelnswürdigen Eigenschaften so recht con amore ausbilden und als verknöcherte und ihre Umgebung mit verknöchernde Esel ins Grab sinken. Dergleichen Leutchen gibts besonders in Altpreußen recht Viele; und ihr Ursprung ist in den ganz eigenthümlichen, hier nicht näher zu erörternden socialen Verhältnissen der Königsberger Studirenden zu suchen. Mit eben diesen und ihren Folgen auf die dortige Gelehrten- und Beamtenwelt, wie auf die ganze Provinz steht die merkwürdige Erscheinung genau in Verbindung, daß die publicistische, belletristische und künstlerische

ästhetische Bildung Altpreußens so sehr vor dem intellectuellen Aufschwung seiner übrigen Mitschwestern in den Hintergrund getreten ist; daß die empirischen, practischen Wissenschaften dort nur gedeihen, daß die nivellirende, die schroffe Geistes-Aristokratie einigermaßen versöhnende allgemeine Bildung dort fast gänzlich fehlt, daß nur Sterne erster Größe am altpreußischen Himmel glänzen und daß die mittelmäßigen Köpfe dort sehr mittelmäßig sind.

6.

Und sollte nicht umgekehrt der mächtige Aufschwung Berlins für Kunst und übersinnliche Anschauung, seine ungetheilte Aufmerksamkeit, seine rege Theilnahme für das öffentliche Leben der Völker, für ihre Fortschritte, ihre Tribunenkämpfe und ihre Leiden, sollte dasjenige geistige Element, das hier durch alle Classen erfreuend und erweckend geht, und das unerklärbar, unzersetzbar in sich selbst Berlin erst zu dem macht, was es ist: sollte diese

unnennbare, in jedem Augenblick hervortretende sensible, aber auch zugleich stabile Volubilität, nicht eine Rückwirkung des hiesigen tüchtigen Universitätslebens sein, dessen Mitglieder das, was sie von der geistigen Situation der Residenz gewonnen, reichlich wieder in die mannigfaltigsten Verhältnisse ausströmen, in die sie Familien, oder Gesellschaftshaupt führen.

Ich glaube, ja, und um so mehr, da an der Berliner Universität, wie wohl an keiner andern, ein Kreis von Männern vorwaltet, die nicht blos als Sterne ihrer Wissenschaft, sondern als Zierde der ausgedehntesten, auf den Mechanismus der Staatsverwaltung und der gesellschaftlichen Zustände am einflußreichsten eingreifenden Geschäftsstellungen dastehen, und die also vermöge ihrer lebendigen Anschauung von Theorie und Praxis ihre Schüler aus der todten Buchstabenwelt in die frische Erfahrungswelt führen.

Ich will Dich mit dem äußerlichen Wesen dieser Männer bekannt machen (ihr Inneres liegt

Dir in ihren Schriften offenbart; und darum bitte ich Dich, mich nach dem Universitätsgebäude zu begleiten, wo Du gar Manches und Manchen zu sehen bekommen wirst.

Wir stehen auf dem einfach grandiosen Opernplatz, dessen Vorderwand die Universität bildet. Sie war ehemals ein prinzlicher Palast und wurde 1800 zu ihrem jetzigen Berufe bestimmt. Die Umgebung, in der sie steht, deutet schon zur Genüge an, daß nicht bloße Stubengelehrsamkeit, sondern eine vielseitige in das Leben und seine mannigfaltigen Zurückbeziehungen eingreifende Richtung aus ihr hervorgehen soll. Denn ihr gegenüber erhebt sich Kalliopens Tempel, Apollo nebst den Musen schaut in die Auditorien hinein und die Klänge seiner Götterleier knüpfen sich an das tiefernste Wort der Wissenschaft. Seitwärts siehst Du das königliche Palais, rechts das mächtige Zeughaus, dort die Bibliothek, hier die Akademie und vor Dir die Linden. Glaube nicht, daß diese Lage mitten unter öffentlichen Gebäuden, von de-

nen jedes eine große Idee des Staates repräsentirt und den sinnigen Beschauer zum Nachdenken und zum Handeln anregt — glaube ja nicht, daß diese günstige Lage der Universität ohne erfreuliche Folgen auf ihre Besucher bleibt. In Städten, wo die Hochschule nach irgend einem abgelegenen Winkel zwischen verfallene Kirchen und Klöster verlegt ist; wo Alles traurig, düster, abgelebt aussieht, wird der Studirende sich entweder durch kecken Uebermuth über die klägliche Umgebung erheben wollen und — worauf ich nicht genug aufmerksam machen kann — aus innerer Nothwendigkeit zum Renommiren übergehen, oder das, was er täglich vor Augen hat, das Einsame, Veraltete, Todte, wird in seine Studien einfließen und er mit der Zeit ein einsamer, veralteter Hieroglyphen-Gelehrter werden. Beides ist bei diesen Leuten nicht zu befürchten, die eben den Platz heraufkommen. Die heiteren Linden mit ihren Kunstschätzen, Industrieläden und eleganten Besuchern, der Opernplatz, diese architektonischen Schönheiten — kurz diese Umgebung

taucht, wie mit einem Zauberschlage, in die moderne Welt hinein, bringt in den Gebäuden die mächtigsten Gedanken der neuen Zeit verkörpert vor die Seele und läßt die Universität nicht als in sich abgeschlossene Gelehrtenzunft, sondern als den höchsten Anknüpfungspunkt an das sociale Leben erkennen, welches zu durchschauen, zu berechnen, zu verklären, der l e t z t e, h ö c h s t e Zweck bleibt. Der junge Gelehrte ist täglich unter das concentrirteste Leben der Residenz versetzt, und versöhnt in der Idee und Anschauung dieses mit den Idealen und Träumen seiner Phantasie. —

Jetzt sind wir vor dem Gitterthore und wollen in den großen Vorhof eintreten. „Haben Sie was zu handeln?“ fragen im höflichsten Fistelton uns beim Hindurchgehen die zwei sogenannten Universitäts-Juden, welche aus den abgelegten Kleidungsstücken der Musensöhne keinen unbedeutenden Gewinn ziehen sollen. Wir schütteln den Kopf und schreiten vor. Bist Du ein Fremder, so wunderst Du Dich gewiß über man-

chen: Bizarre, in der Structur des Universitätsgebäudes, über die burleske Fensterordnung und ihre verschiedene Form und kannst Dich nicht recht zufrieden geben, wie Du in den Flur zu treten im Begriffe bist. Wie wogt und treibt sich das auf ihm umher, welch' eine Unzahl von Köpfen, welch' Gesumme und Gebrumme! Ich brauche Dir gewiß nicht über die Bedeutung der sechs schwarzen Bretter Aufklärung zu geben, die zu Lectionsanzeigen, Stallmeister-Empfehlungen, Relegationssünden, Bibliothek-Reglements, Krankenvereinsanzeigen, Gebührentaxen für Zeugnisse, Doctor-Diplome, Stipendien-Verleihungen, Preisaufgaben, Bitten, nicht aus dem Fenster zu springen und die Lampen nicht zu beschädigen, zu Belehrungen, wenn Se. Magnificenz sich sprechen lassen — kurz die zu Allem gebraucht werden, was in das Universitätsleben eingreift. Die Uhr verkündet eben in drei lauten Schlägen, daß es voll sei. Die Vorlesungen beginnen erst um ein Viertel; ich will Dich daher unterdeß orientiren. Die durch

die halbe Breite des Gebäudes vom Mittelpuncte an bis zum Ende des Square-Flügels sich hinziehenden Corridore enthalten in doppelten [illegible] Reihen Auditorien, die bald beschränkt, bald geräumig für die minder oder mehr Schüler an sich ziehenden Professoren bestimmt sind. Hier siehst Du das Sprechzimmer, worin die Lehrer in den Zwischenstunden weilen, und Zestir- und Lavirgeschäfte abmachen. Ich könnte Dich hineinführen und Dich mit einem Schlage Männern, wie Schleiermacher, Savigny, Neander, Stuhr, Eichhorn, Böckh, Hoffmann, Raumer, Steffens, Ritter und Gans entgegenstellen. Ich will Dich aber lieber einzeln mit ihnen bekannt machen, und Du sollst sie auf ihren Thronen, d. h. auf ihren Kathedern kennen lernen, wo das lebendige Wort Dir ihren innersten Kern kund gibt. Laß uns die breite, steinerne Treppe hinaufsteigen und in das größte der Auditorien, in das von Nr. 17 treten. Ueber 400 Plätze sind mit jungen Theologen besetzt, die, ihre Hefte vor sich, erwartungsvoll nach

der Thüre blicken und in ein Ruhe forderndes Pst! ausbrechen, als diese sich mit dem Schlage ein Viertel öffnet. Eine tiefe Stille, ein ehrfurchtvolles Schweigen begrüßt den Eintretenden.

7.

Hast Du diesen Mann noch nicht gesehen, so hefte genau Deine Blicke auf ihn und präge Dir seine Züge tief in Dein Gedächtniß ein. Aber nicht blos dieses — nein, Dein Gemüth, Deine innerste Seele muß diese Gestalt auffassen, damit Du durch die Erinnerung an sie, durch das Bewußtsein, daß solche Menschen auf dem Erdenrunde, daß sie in Deiner Umgebung leben; damit Du durch die lebendige Ueberzeugung erhoben wirst, wie ein gleich Dir an irdische Verhältnisse gebundener Erdenbruder sich schon hier fessellos in das himmlische Reich des Lichtes und der Seligkeit aufzuschwingen im Stande ist. Was liesest Du in diesem Gesichte, aus diesen geschlossenen Lippen, aus diesen langen, herabhängenden Augenliedern, aus dem feingeformten Kinne, aus der demuthsvoll vorgebeugten Ge-

stalt, aus dem nachlässig abgenutzten Anzuge, aus diesem ganzen Auftreten? —

Hast Du niederdeutsche Gemälde gesehen, aus denen mit unnachahmlicher Sicherheit Apostelgestalten hingehaucht sind, die in bräunlicher, orientalischer Färbung, in christlich-demüthiger Körperform jene milden, schmerzverklärten, glaubensseligen, aber zugleich strengen, abgeschlossenen, überzeugten, das Schwert der Kirche verkündenden Züge bewahren? — —. Nun so sage mir: ist eine jener Gestalten nicht verkörpert, steht Paulus nicht vor Dir, wie er ringt, den ins Fleisch gesetzten Stachel zu überwinden, wie jeder Tag, jede Stunde, jeder Gedanke ihn mehr den irdischen Verhältnissen entrückt, und wie er aus großem, christlichen Herzen jene Flammen- und Liebesworte in die sündige Welt sendet, die durch sein Evangelium bis auf die spätesten Zeiten getränkt und gesättigt wird, und aus ihnen Kampfesmuth und Widerstandskraft gegen den andringenden Teufel schöpft?

Sage mir — verlangt es Dich nicht, an seine Lippen zu fliegen, und andächtig aus ihrem Hauche jene Liebe, jene Ergebung, jene Milde, jene Seligkeit zu saugen, die ihm innewohnt, ihn begeistert und über unser Treiben erhebt?

— O wie oft in prüfenden Momenten der Selbstbeschauung, wenn der Gott meines unsterblichen Theils ermahnend vor mich hintrat, wenn die edle, heilige Seele sich unbefriedigt von dem poetischen, politischen und philosophischen Kartenhäuserkram zurückzog, und ihre himmlischen Fühlfäden sich nach etwas gleich ihr Reinem, Göttlichem, Ewigem sehnten; wie oft, wenn im ironischen Bewußtsein von der Nichtigkeit aller Erscheinungen, in der hohnlachenden Ueberzeugung, wie toll, wie abgeschmackt, wie unhaltbar all die Philosopheme, die Kunst-Theorieen, die Staatsgrundgesetze seien, an denen wir herumzerren und herumzerren, ohne in Jahrhunderten einen Silberblick zu finden, der sich aus der Sonnenhöhe nur zufällig auf diese Thonerde verliert; wie oft wenn in diesem

Irrewerden an mir selbst und an dem, was mir das Theuerste und Heiligste gewesen, der Teufel zu mir hintrat und mich, den Verzweifelten, Vernichteten, Verwaisten hinabziehen wollte in sein gleißendes Reich; wie oft hat alsdann *August Neander* den Sturm beschwichtigt, die Dämonen zur Ruhe gewiegt und mir die Seele gestärkt und erfrischt durch christlichen Himmelsthau, durch ewige, göttliche Liebesworte!

Er hat den besten Theil erwählt. Wir mühen uns ab, das Sinnliche zu verklären, und folgen am Ende — ohne es vielleicht selbst zu wissen — unserm Egoismus und unserer *Sinnlichkeit*. *Er versinnlicht* das Göttliche, indem er das Evangelium interpretirt und für ihn das Wort Gottes *jenes* im concretesten Sinne und zugleich das Medium für alle irdischen Verhältnisse ist. Diese Passivität, dieses Aufgehen von Allem in die Offenbarung, ist eine nothwendige Consequenz des durch das Christenthum festgestellten Zurücktretens der äußerlichen Objectivität in das innere We-

wußtsein der eigenen Mangelhaftigkeit und Sündhaftigkeit und ihres Stützpunkts auf das ergänzende und versöhnende Kreuz. Wir, die wir es ignoriren, und die irdischen Verhältnisse als ganz und abgeschlossen betrachten, denen Weltgericht wohl die Weltgeschichte, aber nicht der Himmel ist — wir sind eben so wenig Christen, als die jetzigen indifferenten Juden — Israeliten, und wir könnten gar leicht de facto, wenn auch nicht de nomine, in das Heidenthum zurückverfallen, dessen Grundidee ja durchaus nicht der Polytheismus ist. Darum eben steht Neander in seiner christlichen Eigenthümlichkeit so groß und wirkungsreich in der jetzigen kecken, unchristlichen Zeit da; und ich will unter hundert mir zu Gebote stehenden Beweisen hier nur Folgendes anführen.

Ich hatte einen wackern Freund, von den Universitätsjahren her einen Studien- und Stubengenossen Neander's. Differenzen über das Fichtesche System und seinen Werth hatten in späterer Zeit die sonst engverbrüderten Männer verschie-

dene Ansichten aussprechen lassen und bewirkt, daß sie sich nie mehr wiedersahen. Nach vielen Jahren liegt mein Freund auf dem Krankenbette, und da er wohl einsieht, daß seine Starrsinnigkeit Neander's liebevolles Entgegenkommen nicht zu würdigen gewußt hatte, so treibt es ihn an, seinen ehemaligen Commilitonen über seinen jetzigen Zustand zu benachrichtigen. Neander läßt ihm sagen: „Trotz unserer verschiedenen Ansichten waren unsere Herzen nie getrennt; meines schlug stets für Dich; Ich komme zu Dir.“ Er glaubte zu einem Kranken zu schicken, und schickte zu einem Sterbenden. Dieser vernahm mit Entzücken die Botschaft und stammelte sie fortwährend vor sich hin. Seine Seele schien erhoben, als sie sich den großen Mann vergegenwärtigte, sein Auge blitzte noch einmal auf, seine Hand faltete sich und freudig verschied er, indem die Worte auf seinen Lippen erstarben: Mein Herz schlug stets für Dich. Ich komme zu Dir.

Noch viele andere Geschichten, von seiner

Mildthätigkeit und seiner Naivetät, von seiner Charakterfestigkeit und seinem bestimmten Wesen, müßt' ich Dir erzählen; ich müßte Dir den liebenswürdigen Wirth am Theetische schildern, wie er in der Sonnabends-Gesellschaft unter seinen Schülern die um populär-theologische Gegenstände sich drehende Unterhaltung anregt und verfolgt; ich müßte noch Bogen voll schreiben, um Dir die Gründe aufzuführen, welche seinen eminenten Einfluß auf die hiesigen Theologen feststellen. So viel will ich Dir aber zum Schlusse sagen: Wenn Du in einem Kreise von jungen Leuten, die der Gottesgelahrtheit beflissen sind, den Namen Neander nennst, so wird augenblicklich Alles ernst und feierlich gestimmt. Und wenn die Schilderung, die ich eben gegeben, Dich oft an ihn denken läßt und Dich bewegt, in sein Wesen und in seine Schriften näher einzugehen, so bin ich fest überzeugt, Du hast durch Dein ganzes Leben Nutzen und Frommen von den paar Momenten, die Du mir willig oder unwillig geschenkt.

8.

Auch die künftige Stunde soll Dich nicht reuen, die Du hier mit mir zubringst. Sieh — wie es zur geöffneten Thüre hereinströmt, wie Studenten, Bürger, hohe Beamte, Lieutenants, Generale, Banquiers, Liberale, diplomatische Nobilitäten und Gelehrte durcheinander wogen, wie kaum nach fünf Minuten die Bänke erstürmt sind, und wie bis zum äußersten Ende des an 600 Zuhörer fassenden Saales kein Stehplatz übrig bleibt. Der Eingang und die Thürpforten sind dichtgedrängt besetzt; Kopf an Kopf starrt durch den Flur bis zur Treppe und die Lebhaftigkeit derjenigen, die im Hafen sitzen, mischt sich mit dem Ungestüme derjenigen, die ihn draußen erst durch Bitten und Drohungen zu erringen streben. Immer mehr Exspectanten eilen durch das Portal, drängen sich im Vorhofe zusammen und glauben ihr Ziel zu erreichen, wenn sie die u n t e r n Stufen der Treppe mit e i n e m Fuße zu berühren im Stande sind. Wie treibt, ringt da Alles, um einen Fuß vorwärts

abzugewinnen, wie werden strategische und tactische Machinationen angewendet, um den Vordermann zu verschieben und sich an seine Stelle zu setzen. Da hast Du ein kleines Bild des demokratischen Elementes, worin diejenigen, die jenseits der Wohlhabenheit, der Gemächlichkeit und der Ruhe schmachten, mit aller Wuth, aller Kraftanstrengung gegen die ankämpfen, welche sich in den Besitz jener edeln Güter gebracht haben. Diese Letzteren repräsentiren wir, die wir hier inwendig fest auf unsern Bänken sitzen, mit prosaisch-gewissen Gesichtern in die Welt hinausschauen und uns vielleicht im Innern über die armen Leute da draußen moquiren, die im Wintertage der Kälte preisgegeben, sich vergeblich abbemühen, in das Paradies zu kommen.

Aber die Demokratie bricht sich trotz der ihr entgegengesetzten Riesendämme Bahn, stürzt vernichtend über sie hinweg und begräbt die stolzen Aristokraten in den Wellenschooß. So ging es auch hier. Je dringender, fordernder und ungestümer

die hineinstrebenden Männer der Zukunft auf dem Flure riefen: Nach einem größern Auditorium! Rückt zusammen! Wir haben Eintrittskarten in der Tasche! — desto bestimmter, abweisender und indignirter erwiederten von ihren Plätzen aus die festsitzenden Männer der Gegenwart: Hiergeblieben! Ruhe! Warum seid ihr nicht früher gekommen? und wie die Redensarten alle heißen mögen, mit denen man den Demos einzuschüchtern und zu verblüffen sucht. Unter Plaudern und Lachen der Glücklichen und unter Geschrei und Getöse der Zurückgesetzten verging eine halbe Stunde; der ersehnte Professor erschien noch immer nicht, konnte nicht erscheinen. Denn im Taumel ihres errungenen Besitzes hatten unsere Aristokraten es außer Acht gelassen, wie denn bei der bis zur untersten Stufe der Treppe Kopf an Kopf gedrängten Masse derjenige hindurchzukommen im Stande sein soll, dessen Anwesenheit ihren Glücksgütern, als da sind: ein bequemer Sitzplatz, eine Lehne u. s. w. erst Werth verleiht. Sie

harrten und harrten und waren mit Blindheit geschlagen, wie es den Aristokraten in der großen Geschichte häufig zu gehen pflegt. Endlich erhebt sich draußen ein Freudenruf; der bisherige Plebs wird emancipirt; ein neues Leben — die Aula — geht ihm auf! Diejenigen, welche im Auditorium der Thüre am nächsten sind, werden sogleich vom Strudel der Bewegung ergriffen, stürzen sich nach und kommen noch zur rechten Zeit an. Die Hochtories aber — d. h. diejenigen, welche die höchste Spitze des Saales eingenommen hatten, können sich noch gar nicht von dem neugestalteten Völkerleben überzeugen, stehen erst dann auf, als sie sich allein gewahren, schreiten gravitätisch vorwärts und sie, die vorher auf breiten, bequemen Sitzen prunkten, sie müssen sich gar sehr drücken und quälen und Gott danken, wenn sie in der Aula hinter irgend einem Plebejer sich unterdrücken können. Ich war auch so 'n Hochtory und fand natürlich diejenigen, die vorher draußen standen, jetzt ganz vorn, da sie der Bewegung am nächsten gewesen

waren und sie hervorgerufen hatten. Das ärgerte mich und ich rief unwillkürlich aus: Also bis in die geweihten Hallen der alma mater drangen die Principien der Revolution, auch hier heißt es: la propriété se change!.... Da unterbrach mich ein hunderthändiges, enthusiastisches Klatschen; die Universitäts-Convenienz war dem überströmenden Herzensdrang gewichen; Eduard Gans hatte den Katheder bestiegen und seine öffentliche Vorlesung über „die Geschichte der Restauration bis auf den heutigen Tag“ begonnen.

Eine in den Annalen des deutschen Universitätslebens wohl einzig dastehende Versammlung! Die große Aula mit mehr denn tausend Individuen angefüllt, mit der Elite von wissenschaftlich gebildeten jungen Leuten, die in ihre Mäntel eingehüllt, dichtgedrängt nebeneinanderstehen; dazu das Feierliche des prächtigen Saales, der mit seinen langen, gothischen Fenstern, alterthümlichen Verzierungen einen um so pittoresteren Eindruck machte, da der nicht getroffenen Vorbereitungen

halber nur zwei Lichter vor dem Katheder brannten, deren schwacher Schimmer gar phantastische Beleuchtungen auf die verschwimmende, weite Fläche warf; dann die ganz eigenthümlichen Figuren an der Decke, die in Folge des undeutlichen Reflexes wie farbige Schatten niederschauten und gespenstisch winkten; zuletzt die Spitze des Ganzen, der schwarze Promotions-Katheder, auf dem Gans stand, hellumleuchtet von zwei Kerzen und gewaltig abstechend gegen seine dunkle Umgebung — alles dies Unerwartete flößte den Anwesenden keine ganz gewöhnliche Stimmung ein.

Wie ich so dastand, durchkreuzten kritische Gedanken meinen Kopf. Er will die neueste Geschichte vortragen, von der er selbst ein Theil ist — diese Geschichte, deren Genien und Dämonen noch leben und kämpfen, von deren organisch zusammenhängendem Ganzen auch nicht der kleinste Theil vor unsern Blicken klar und gelichtet daliegt und deren nothwendiges Ende und Versöhnungs-Motiv nur der anzugeben im Stande ist, der zur

Läuterung des Menschengeschlechtes die verschlungenen Fäden in einander geknüpft hat?! Will er uns neue Facta, will er durch seine Verbindung mit Diesem oder Jenem uns neue diplomatische Aufschlüsse, neue psychologische Gründe für manche Ereignisse geben, welche die reiche geschwätzige Memoiren-Literatur der Franzosen noch nicht in alle Welt hinausgesendet hat? Will er die Idee, die Philosophie der Begebenheiten in der neuesten Zeit construiren, ohne in den Kaffeehaus-Politikerton zu verfallen?

Also dachte ich, und las eine Antwort auf meine Frage in dem klaren Weltauge Friedrichs des Großen, dessen treffliche Büste neben dem Katheder steht, und vernahm die andere aus dem Munde des Professors, der eben dasjenige, was ich oben andeutete, ausführte und klar und bündig bewies, die neueste Geschichte sei grade ihrer Idee nach vor das Tribunal des Katheders zu bringen.

Es ist schwer, mit ihm zu rechten. Die Süßigkeit, der Rhythmus seines Styls, der Wohl-

laut und die Kraft seines Vortrags, seine Vollendung im oratorischen und seine wahrhafte Größe im rhetorischen Theile, lassen schwer gegen sie ankämpfen; und er hat durch strategische Uebermacht den noch so geschickten Feind schon geschlagen, ehe dieser an seine taktische Ueberlegenheit zu denken und sie gehörig zu benutzen im Stande ist. Wie weiß er durch die Musik seiner Sprache und durch blitzende Gedanken uns über trockene, politische Discussionen hinwegzuführen! Ich glaube, dieser Mann ist im Stande, Euch Pandekten und Institutionen in Zuckerbrödchen und Bonbons einzugeben! — —

9.

Ich habe Dich, mein theurer Leser, im Gedränge verloren und ich freue mich, Dich hier unter der Uhr wiederzufinden. Wenn ich Dich bis jetzt des Gegensatzes halber mit dem Manne des gottseligen, apostolischen und dem Manne des geschichtlichbewegten, modernen Zeit-

alters bekannt gemacht; so will ich Dir jetzt den Mann vorführen, der Alles in sich verband und harmonisch versöhnte, was die ausgedehnteste, bis in die fernste Vergangenheit und Zukunft hinüber- und hinausreichende Weltanschauung aufzuhäufen vermag und der in die tiefsten Schachten der Vernunft wie in die höchsten Regionen des übersinnlichen Glaubens hinab- und hinaufgestiegen war. Wollte ich Dir die Stelle bezeichnen, wo er körperlich weilt, so müßte ich Dich nach dem Kirchhofe geleiten; willst Du den Raum kennen lernen, wo sein Wort, seine Schriften und seine Schüler geistig umgestalten und aufbauen werden, so sieh Dir eine Weltkarte an. Hier kann ich Dir nur das Auditorium No. 8. und den Katheder zeigen, wo Hegel jahrelang im Kreise seiner Schüler und Collegen jene Vorträge gehalten hat, die Alles ergründend, erforschend und feststellend, was dem Menschen theuer und heilig ist, in ihrem mächtigen Einfluß wohl ewig bleiben. Nicht lange ist es her, daß er dahingegangen ist, und ich will Dir

eine wunderbare Historie erzählen, die sich für mich an seinen Todestag knüpft.

Freitag am 11ten November 1830 um fünf saß ich wie gewöhnlich in diesem Auditorium und erwarte Hegel. Er kam. Bleich, verfallen schwankte er die Stufen des Katheders hinauf, zog sein Heft aus der Tasche und setzte seine Vorlesung über die Geschichte der Philosophie fort. Welche Vorlesung! — Wie rang der Tod mit jedem Worte, das er auszusprechen bemüht war, wie gespenstisch legte sich ein Keuchhusten zwischen jeden Satz! Aber welch' himmelstürmende Gedanken blitzten von dieser gefurchten Stirn herab; wie mild, wie sonnenhaft, wie frühlingsklar leuchtete sein schönes Auge, wenn es sich weit öffnete und wie aus einem schweren Traum erwachend auf den zahlreichen Zuhörern weilte, als wunderte es sich über die irdische Umgebung. Wenn die moderne Philosophie sich personificirte, sie müßte Hegel's Gestalt und Physiognomie annehmen, seine äußerlich scharf ausgeprägt gewesene sehnsüchtige, wehmüthige, ewig stre-

bende Vernunftseligkeit, die noch nicht zur Auflösung in die Glaubensseligkeit gekommen ist. — — — Ich hatte den Reisewagen nach dem Portal der Universität kommen lassen und fuhr um 6 nach Frankfurt hinüber, wo ich meinen von weither dorthin zur Messe angekommenen Vater überraschen wollte. Schon Sonntag riß ich mich von ihm los, um Montag Nachmittag das für mich höchstwichtige Hegelsche Collegium nicht zu versäumen. Nach 5 steige ich am Opernplatze ab, eile ins Auditorium und finde es hellerleuchtet aber leer. Ich stutze und setze mich, ermüdet von der Reise, auf meinen einsamen Platz. Punkt ein Viertel auf 6 öffnet sich die Thüre und Hegel tritt herein. Im Nu sind alle Bänke besetzt. Womit? kann ich nicht deutlich sagen. Jünglinge in veralteten Burschentrachten, Männer in verschollenen Costümen, Perrückenköpfe, griechische und römische Profils — Alles luftig und schattenartig durcheinander und emsig lauschend auf die Worte des Vortragenden. Ich sah kein einziges

bekanntes Gesicht, außer dem eines Studenten, der vor einem Jahre gestorben war; — aber doch viele Physiognomien, die entfernte Aehnlichkeit mit Portraits und Büsten berühmter Philosophen hatten; Hegel war sehr verändert, noch klarer und milder in seinem Angesichte. Die Sehnsucht war von diesem gewichen und statt ihrer thronte die errungene Seligkeit auf der nicht mehr gefurchten Stirn. Er schien ein Gedanke geworden zu sein; so abgerundet, so untergetaucht hatte sich Alles bei ihm in eine Idee, in eine Gewißheit, in einen Culminationspunkt. Den durch Worte näher zu bezeichnen, bin ich nicht im Stande; Beethoven und Raphael haben ihn durch Töne und Farben wiederzugeben gesucht, und man sagt: es ist ihnen gelungen. — Mund und Auge waren geschlossen; und doch sprach er, las er vom Hefte. Oder besser gesagt — denn er sprach nicht — (dieser Ausdruck ist zu materiell) er dachte seinen Zuhörern etwas vor, die vermöge ihrer ausgebildeten Organe seine Gedanken aufzunehmen ver-

standen, ohne des Mittelweges der Sprache und des Gehörs zu bedürfen. — — — — — — — Ich weiß nicht mehr, wie ich zur Thüre hinausgekommen bin. So viel erinnere ich mich, daß ich vor der Universität einen Freund fand, der mich anredete: „Wie siehst Du aus? Bedenke doch, wie der Selige den Tod betrachten lehrte, und zeige Dich jetzt würdig, sein Schüler genannt zu werden. — Dich scheint die Nachricht von Hegel's Tod sehr angegriffen zu haben.“ — „Todt?! Großer Gott! Wann ist er gestorben?“ — „Vor etwa einer Stunde.“ —

10.

Wir wollen jetzt das Universitäts-Gebäude verlassen, mein ungeduldiger Leser; und ein anderes Mal will ich Dich in mehrere Auditorien führen. — Dann sollst Du Dich mit Heinrich Steffens befreunden lernen, der in den Vorlesungen über physische Geographie Dich durch unnachahmliche, unwiderstehliche Feuerkraft und durch einen

gewissen lyrischen Schmelz seiner Rede in das innerste, bis zur Schauerlichkeit lebendige Treiben der Welten- und Erdenbildung zu führen weiß, die die Ur-Naturgeister heraufbeschwört, wie sie mit der bald stillstehenden, bald fließenden Materie ringen, sie im Jubelchore bekämpfen und die Masse und die anti-diluvianischen Monstragebilde in die Flötz- und Kalkgebirge zurückdrängen. Wie sein Auge glänzt, wie seine Gesichtsmuskeln sich krampfhaft bewegen, wie aus tiefer Brust die Zauberworte herauftönen, als hätten auch ihn die Gnomen und die Bergmännchen seiner nordischen Heimath umlagert gehabt, als hätten sie ihn hinabziehen wollen in das Naturleben, bis Religion und Philosophie ihn diesen Gespenstern entzogen und ihn, den ehemaligen Naturmenschen, zur Schellingschen Naturphilosophie und zum Glaubenshimmel der lutheranischen Seligkeit emporgetragen haben! — — Friedrich von Raumer sollst Du kennen lernen, den deutschen Biedermann, den praktischen Staatsbürger, den

hellen, klaren Kopf, den tiefsinnigen Forscher, den ewigen Geschichtsschreiber und den liebenswürdigen Lehrer. — — Und wird es Dich nicht ernstfreudig durchschauern, wenn Du vor Schleiermacher's Katheder sitzen wirst und den Mann sprechen hörest, an den jeder Christ mit Erhebung denken sollte, weil er durch die Schärfe seiner Dialektik, durch das Hellgeistige seiner unantastbaren Anschauung wieder so Viele mit dem Christenthum versöhnt hat, die es durch Wassersuppen- und Thränenquetscher-Predigten herabgewürdigt gesehn hatten. —

Doch genug! Wo solche Männer lebendig, liebreich und zum Theil uneingeschränkt verwalten und wirken, da muß der Ernst der Wissenschaft und das Beispiel allen Unsinn und alle Trägheit verscheuchen. —

XIV.

Die Franzosen und Wir.

Was sind doch die Pariser für unhöfliche Leute; wie weit sind sie in der Cultur zurück! Der Franzose setzt sein Alles daran, um seine politische Meinung durchzuführen, und ihr den Erfolg zu sichern. Er witzelt, disputirt, poltert, schimpft, schreibt nicht blos dafür — das thun die Exaltirtesten bei uns zuweilen auch — nein, er schlägt sich für sie, macht Revolten, setzt Verschwörungen ins Werk — ja er durchdenkt sogar seine einmal gefaßte Idee. Hat man das bei uns je gehört? Ich frage Euch auf Gewissen: hat man bei den vielen Schlägereien, die bei uns Statt gefunden, eine politische Tendenz gehabt? Wir kennen die politische Prügelei gar nicht, wir wissen wahrhaftig nicht, wie so ein Ding aussieht. Verschwörungen und Revolten sind als Theaterstücke ins Theater verwiesen. In

Gesellschaft und auf der Straße sind wir gute Christen; wir wissen aus manchen Schauspielen, was es heißt, des Nachts durch den Generalmarsch aus dem Schlaf geweckt zu werden; da wird die Marseillaise gepfiffen und getrommelt, da dürfen wir auf unser Recht „pochen."

Von politischen Gedanken will ich nun gar nicht reden! Wir haben zwar ein politisches Wochenblatt, aber keine Gedanken darin. Auch um die politischen Diners beneid' ich die Franzosen ganz und gar nicht. Weiß Gott, ich möchte doch um Alles in der Welt keinen blutrothen Burgunder trinken, wenn ich dabei an die Guillotine denken müßte, auf der mein Vater verblutete...

Wir essen auch zuweilen gut, aber dann geschieht's der Kunstliebe und dem Andenken eines großen Mannes zu Ehren. Und das schmeckt schon der Aesthetik halber. Denn Jeder denkt sich dabei: der große Mann, den ich hier verherrliche, hat, so groß er auch war, nie so gut essen können, als ich jetzt; ja, er hat hungern müssen. Wie groß

muß ich erst sein, der ich, ohne groß zu sein, alle Tage gut Essen kann. Das ist ein großer Gedanke, ein Berliner Gedanke! — Sollte man es glauben, die Manie der Franzosen geht so weit, daß sich die Farbe, der Schnitt ihrer Kleidung nach ihren politischen Ideen modificirt. Einem Carlisten könnt Ihr's zwanzig Schritt davon ansehen, weß Geistes Kind er ist. Den Republikaner, der Euch übrigens sein Evangelium groß entgegenschreit, verräth sein Hut; den Napoleonisten der Napoleon-Rock; den Demagogen der zerrissene, und den Juste-milieu-Mann der wohlhabende Rock. Nun frage ich: ist das Cultur oder Barbarei?

Wer die Mysterien der eleganten Welt kennt, wer es weiß, welch einen Zauber die nach dem individuellen Bedürfniß mit Geschmack angeordnete Wahl aus Stoffen und Farben, ich will nicht sagen auf das schöne Geschlecht, nein, auf den physischen Menschen ausübt, wer von dem geheimnißvollen Reflex durchdrungen ist, der zwischen gewissen Formen in der Garderobe und den tiefsten

Tiefen der Seele zusammenhängt, der wird mich verstehen, wenn ich sage: es ist ein großer Unterschied, ob Du helle oder dunkle Beinkleider trägst; ob Dein Hut romantisch in die Höhe strebt, oder ob er antik sich zusammenflacht. Es läßt auch einen großen psychologischen Blick in Dein Leben werfen, wenn Dein Halstuch sich moralisch und spießbürgerlich anschließt, wenn es das Kinn verdeckt, wenn es, ein ironisches Spiel der Winde, umherflattert. Und nun gar der Schnitt des Rockes, das Tragen des Stockes und der Haare! Welche Nüancen gibt es da für welthistorische Epochen in der Bildungsgeschichte des Menschen, von denen jede einzelne mehr werth ist als der ganze politische Kram. Und das Alles wird nivellirt durch den Terrorismus der Franzosen.

Also nur meine politische Meinung soll die Garderobe bestimmen; — keine höhere Rücksicht? Ob ich mich zur antiken oder ironischen Weltanschauung bekenne, ob ich Supernaturalist oder Rationalist, ob ich Stoiker oder Epikuräer, ob ich

lyrisch oder episch gesinnt bin, ob ich lieber in die Oper oder ins Schauspiel gehe — das soll gar keinen Einfluß haben?! Seht diesen Jüngling; der versteht sich zu kleiden und den Reflex seines Innern durch Farben, Stoffe und Bewegungen wieder abzuspiegeln. Meint Ihr, es sei Zufall, daß sein graciöses Stöckchen stets in schönen Wellenlinien durch die Luft sich bewegt? Das deutet die Sturm- und Drangperiode, die sentimentale Richtung seines Gemüthes an. Gesetzt, der junge Mann wäre Franzose und Napoleonist; er müßte alsdann einen schwarzen, gravitätischen Stock tragen und mithin die edelsten Regungen seines Gemüthes einem Phantome hinopfern. — Hier prangen als Symbole fast alle Farben in seinem Anzuge friedlich neben einander; dürfte er sich wohl in Paris mit weiß neben roth und blau sehen lassen, ohne als ein Parteigänger verschrieen zu werden?

Durch alle Buchhandlungen ist zu zu beziehen:

„**Der Eremit;**“ Blätter für Politik und öffentliches Leben, herausgegeben von Dr. Fr. Gleich.

Diese Zeitschrift gehört zu den beliebtesten und ausgebreitetsten im nördlichen Deutschland. Freisinnig und furchtlos bespricht sie die Erscheinungen des öffentlichen Lebens in politischer, bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht und die in jeder Nummer mitgetheilten Miscellen gewähren einen umfassenden Ueberblick aller hervorspringenden Tagesereignisse, so wie die eine stehende Rubrik bildenden chronologischen Ueberblicke, einen fortlaufenden Geschichtskalender der bedeutendsten im Völker- und Staatenleben sich zutragenden Vorfälle in der Zeit geben. — Zur Besprechung der neuesten Literatur sind die in der Regel alle vierzehn Tage hinzugefügten Beilagen bestimmt, mit denen ein Anzeigeblatt zu Ankündigungen jeder Art verbunden ist.

Als Beweis, wie vielen Beifall der Eremit bisher gefunden, kann der Umstand allein dienen, daß ungerechnet der seit seinem nunmehr achtjährigen Bestehen fortwährend zunehmenden Zahl von Abonnenten, mehrere einzelne Nummern in besondern Auflagen bis zu 8 und 10,000 Exemplaren gedruckt werden mußten und diese starken Nachschüsse häufig in wenigen Tagen vergriffen waren.

Der Preis des Jahrganges dieser Zeitschrift ist 6 Thaler Conv. Geld oder 10 Gulden 48 Kreuzer Rhei-

nisch, wofür dieselbe durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen bezogen werden kann.

Altenburg.

Expedition des Eremiten.

Nothwendige Beleuchtung der Schrift: „Letztes Wort über die polnische Sache vom Professor Krug in Leipzig.“ Von † z †. Nebst einem Nachwort, betreffend das Portrait von Europa, von Krug. Altenburg 1832. 4 Gr.

Die Art, wie sich Prof. Krug zum allgemeinen Erstaunen über die Polensache sowohl als über mehrere andere Zeitereignisse in seinem „letzten Wort“ und seinem „Portrait von Europa“ aussprach, verdiente jedenfalls eine um so nähere Beleuchtung, je mehr es auffallen mußte, diesen einstigen Verfechter des Liberalismus plötzlich so durchaus in seinen früheren Ansichten umgewandelt zu sehen. Die obige Schrift ist ein wesentlicher Beitrag zur Erkenntniß dieser nicht unmerkwürdigen Ummandlung und dient dieselbe besonders dazu, die Widersprüche nachzuweisen, in welche sich der Vf. des „letzten Wortes“ und der angebliche Staatsmann im „Portrait von Europa“ bei seinen Raisonnements über die Polen und deren neueste Bestrebungen und seinen früheren Aufstellungen in anderen Schriften über die Griechen, deren Freiheitskampf, Europa's Benehmen dabei, und endlich des bekannten v. Stourdza nur zu bekannt gewordene Schrift, verwickelte, um — dem beliebten Juste milieu des Tages zu huldigen.

J. Jacoby's

Bilder und Zustände.

Zweites Bändchen.

Bilder und Zustände

aus Berlin,

von

J. Jacoby.

Zweites Bändchen.

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.
(In Commission bei Otto Wigand in Leipzig.)
1833.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Seite

XV.

Unsere Poeten.

Wenn ich doch singen könnte, davidisch-innig, homerisch-gewaltig, aristophanisch-keck!

Dann vermummete ich meine Schmerzen in bunte, ironische Schalksnarrentracht, setzte ihnen Kappen auf, und legte sie in einen großen, krystallenen Sarg.

Mit dem zög' ich auf die Berge und lockte durch gellende Querpfeifentöne alle die Philister, Speichellecker und Jüste-milieu-Menschen herbei und würfe ihnen meine Schmerzen an den Kopf und sänge sie zu Tode.

Denn meine Schmerzen sind neckische, schauerliche Gesellen; sie haben spitze, zweischneidige Dolche und verbergen unter der ironischen Carnevalsmaske Gift und Galle. Wie sollten sie den Schelmen das Herz durchbohren, ihnen das Gehirn zerfleischen und das Lebensmark aussaugen. Wie sollte meine Melodie im schauerlichen Rhythmus sinneverwirrend und gespensterhaft durch die erstarrenden Lüfte ziehen und Tod und Wahnsinn denen zutragen, denen sie gelten!

Aber meine Freuden würde ich zu heiligen, duftigen, ewigen Kränzen flechten; aus den schwellenden Lippen der Rosen müßten Nachtigallen flöten und in den Silberhaaren der Lilien sich Goldkäfer wiegen. Der Jasmin müßte den Lorbeer umschlingen; und Eichenblätter sich mit Palmen verschwistern.

Und die Posaune ergriffe ich und riefe mit Weltgerichtstönen mir die todte Polonia aus der Gruft hervor und setzte ihr einen Immortellenkranz

auf das hingemoderte Haupt und sänge ihr ein Lied vor, das wie schaffender Gottesodem in ihre erstarrten Glieder Lebensfrische und Feuergluth gießt.

Ich sänge die Schlachten von Grochow und Ostrolenka; ich sänge den Todesmuth der Männer, Frauen und Jünglinge; ich sänge von der wankenden Zarenburg; — — — — — — — — — — — — von dem vergossenen Blute, aus dem die Dämonensaat für die gierigen Slaven heranreift; ich sänge von der großen Schuld, die bis in das künftige Geschlecht hineinreicht; — — — — — — ich sänge von der Nemesis.

Und die Gräber öffnen sich und die Gewalt der Klänge bringt die gefallenen Helden ans Tageslicht. Aus Sibiriens Eisgefilden und von den Wahlstätten kommen sie herbei und lauschen dem Liede, das sie erweckt hat. Verstümmelt, vermodert nahen sie sich und zücken die Schwerter und schwingen die Lanzen und rufen: „noch mehr

von dem Liede! noch mehr von dem Gesang! Auch zarte Knaben und liebliche Jungfrauen sind unter den Schattengestalten; sie ringen die Hände und bitten: noch mehr von dem Gesang!

Allen kränzte ich die glühenden Schläfe mit kühlendem Lorbeer und hieße sie hinuntersteigen in die stille Clause. „Denn die Zeit wird auf ihrer Gottesharfe über Euren Gräbern ein Lied singen, das Euch tröstet und beruhigt. — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — —

Nicht nur für die Todten, auch für die Lebenden hätte ich Kränze und Lieder. Was würde ich wohl Lelewel, was Czartoryski zukommen lassen? Du alter, antiker Lelewel mit dem griechischen Geist und dem römischen Sinn, der Du nicht weinen

kannst, weil Du von Marmor bist — Dir würde ich einen Lotos-Blumenkranz aufsetzen, dessen betäubender Duft als Todesengel in Deine Seele zieht, Dir würde ich ein Lied singen, das mit schmeichlerischen Lauten sich an Dein gebrochenes Herz legt und Dich zur Ruhe wiegt. — Du armer, alter, Du reicher, jugendlicher Mann — jüngst sah ich Dich im Traume, wie Du durch die Straßen von Paris wanktest und einen ungeheuren Schmerz mit Dir schlepptest, welchen die schmerzreiche Seinestadt wohl noch nie in sich getragen. Und dieser Schmerz peitschte Dich mit Schlangenhieben, die Du nicht abzuweisen und zu versöhnen im Stande warst, weil Du keine Thränen hast und in der antiken Idee lebst.

Aber den Fürsten würde ich anders bedenken. Gestern schaute ich in sein mildes, klares Auge und las darin eine mächtige Geschichte, die ich hier aus guten Gründen nicht erzählen will. — — Eine Krone, einen Thron und einen Zepter sah ich traumhaft in seinem Blute vorüberziehen

und wußte, was ich davon zu halten hatte. Der angeborene Purpurmantel umwallt seine Schulter und die Majestät leuchtet von seiner Stirn. Wenn ich ihn besänge, weihete ich ihm ein Königslied; und wenn ich einen Kranz auf sein Haupt setzte, so müßte es der Goldreif sein. —

Immer mehr Melodien brechen und brausen aus der Brust hervor, immer mehr Kränze werden geflochten. Sie sind für Euch, Ihr wackeren deutschen Ehrenmänner, die Ihr durch Wort und Schrift die deutsche Freiheit gegründet und befestigt habt. Ach — ich kann Euch keinen Lorbeer zollen; denn noch ist das Werk nicht vollendet. Nehmet einen Kranz von Eichenblättern um die deutsche Denkerstirn und mögen sie Euch stets daran erinnern, wie viel noch zu thun, wie tapfer noch zu kämpfen ist, bis das deutsche Freiheitsbäumchen zur deutschen Freiheitseiche — geworden. — — — — — — — — — — — — Wie die Nachkommen jetzt das Andenken Derer segnen, die trotz Papst, Kaiser und Pfaffengezücht die

Reformation festgestellt haben, so wird durch die fernste Zeit Euer Name leuchten, die Ihr trotz Fürsten, Kaiser, Aristokraten und Büreaukraten-Gezücht die deutsche Preßfreiheit und Repräsentativ-Verfassung errungen. Man will sie Euch nehmen; — — — — — Redet, schreibet, laßt wie Posaunenruf Euer Wort durch die deutschen Lande erschallen. Denkt nicht an die Mitwelt — denkt — an Eure Nachkommen, die Euch fluchen oder segnen werden. —

Auch blasse Todtenkränze, auch elegische Leichengesänge sprossen auf. Sie sind Euch, Ihr Julikämpfer, geweiht, für die man es dieses Jahr nicht die Mühe werth hielt, eine Messe lesen zu lassen. Fürchtet sich etwa der Julikönig vor den Julitodten, daß sie geweckt durch die Kirchengesänge hervortreten aus ihren Grüften und ihn fragen:

was hast Du aus unserem Blute keimen lassen? Wo ist Polen?

Wenn ich doch singen könnte!

Die Freiheitskämpfer der Vorwelt sänge ich her; Themistokles, die Brutus, die Gracchen, Christus, Luther, Tell, Washington und Kosciuszko sänge ich herauf.

Kämpfet mit uns in Worten, in Schriften und in Schlachten! Jetzt gilt es, ob das Reich, welches Ihr gegründet, auf Jahrtausende zurückgedrängt werden soll. —

Und vor meinen König trete ich hin und legte die duftigsten Kränze, die lieblichsten Lieder zu seinen Füßen. Der Lorbeer schmückt schon seine Stirn; die Palme des Gesetzgebers und des Beförderers der Künste und Wissenschaften erringt er täglich. Und jene unvergänglichen Perlenkränze aus Freudenzähren und Dankesthränen, die Tausende seiner Unterthanen im Gebete für sein Wohl an sich tragen — sind sie nicht die heiligsten Weihgesänge, gebenedeitesten Hochlieder, die bedeutungsvol-

ler als die Hymnen, für den Welteroberer ertönen?! Nur einen Kranz könnte ich ihm reichen, den er noch nicht besitzt. Das ist der Kranz des Befreiers; — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
das ist ein Demantkranz, der heller leuchtet als das Diadem und der den Namen Friedrich Wilhelm III. den Heroen der Vorwelt gleichstellt. —

Aber ach — ich kann nicht singen und habe mich sogar vergebens abgemüht, eine treffende Definition des Liedes zu finden.

Was ist das Lied? —

Das Lied ist bald ein loser, schalkhafter Zephyr, der mit Blumen tändelt, bald eine Windsbraut, die über Meereswogen stürmt und ihre Wellen beschwichtigt oder zum Himmel emporpeitscht.

Bald ist es ein Zauberstab, der milde, wonnige Gefühle weckt, bald ein Schwert, das Schlachtenmuth und Rachedurst in die Seele haucht.

Bald ist es ein Schmetterling, der von Frühlingslüften getragen — nur dazu lebt, um sich in

Blumenkelchen zu wiegen und ihren Gewürzhauch einzuathmen, bald ist es ein Aar, welcher dem Himmelszelte nahe wohnt, seinen göttlichen Sphären-Melodien lauscht und die höchsten Felsenzacken spielend umkreis't.

Bald ist es ein Morgenroth, das mit purpurnem Auferstehungsschimmer den Lebenshimmel färbt, bald ein Abendroth, das scheidend noch einmal die Erde küßt.

Bald ist es auch Mondlicht, das sich bluß und wehmüthig im klaren Bache abspiegelt, bald Sternenlicht, das lustig und traulich winkt, bald auch ein Nordlicht, das drohend und Unheil verkündend einherzieht.

Schüttelst Du, mein Leser, den Kopf und sagst: ich habe Dich nicht verstanden, so antworte ich Dir: ich will mich populärer ausdrücken.

Die ganze Welt ist ein Lied, und die Weltgeschichte seine Melodie. Die schönen Stellen hat Gott, die schlechten der Teufel componirt und den Text hat das Schicksal geschrieben. Menschen

und Begebenheiten sind Noten. Manche singen immer in F-moll, Andere in C-dur.

Auch der Himmel singt Lieder: das sind Sonne, Mond, und Sterne und ihr Licht ist ihr Gesang.

Auch die Erde singt Lieder: das sind die Sterne, Blumen, Thiere und Menschen.

Wenn die Steine glänzen, singen sie. Denn Farbe ist Gesang.

Willst Du wissen, wie die Blumen singen, sie athmen ihren Duft ein; Duft ist ihr Gesang.

Wenn die Bäume grünen, singen sie.

Was sind die Vögel anders als lebendige Lieder! Die Nachtigall ist das hohe Lied.

Was ist der Mensch anders als ein lebender Hymnus zu Ehren Gottes! Freude, Sehnsucht, Liebe, Schmerz sind seine Lieder.

Willst Du wissen, wie Gott singt, so lese die Psalmen, Klopstock und die lichtvollen Blätter der Geschichte.

Das ist Alles, was ich vom Liede zu sagen weiß; eines zu dichten ist mir unmöglich. Verse habe ich zu Tausenden gemacht und denke sie herauszugeben, wenn mich hungern wird.

Und wenn ich mir's so recht überlege, warum ich nicht zu singen im Stande bin, so finde ich den Grund darin, weil noch kein ungeheurer Schmerz durch meine Seele gezogen ist, höchstens ein Bischen Gram und Kummer. Wenn ich eine Schlacht verloren hätte oder wenn ich gerädert worden wäre, dann wäre ich vielleicht ein großer Dichter geworden. In den Sterbemomenten machen die Menschen gewiß die gewaltigsten Gedichte und können sie nur nicht aussprechen, weil ihnen die Zunge erstarrt ist. Die besten Epigramme sind unter dem Galgen in schwebender Stellung gedacht; keine Feder eines Lebenden vermag wohl ein solches Heldengedicht aufzuschreiben, als es in der Todesstunde durch die Gedankenwelt Bonapartes gegangen; und Petrarca's Lieder mögen schwerfällig gegen den Schwanengesang desjenigen sein,

der sich aus Liebe mordet und in den letzten Augenblicken seines Mädchens gedenkt.

Denn der Schmerz und immer nur der Schmerz bleibt das Element des Gesanges. Das Epos ist der Schmerz über vergangene Handlungen und Zustände und über die Nichtswürdigkeit der aus ihnen hervorgegangenen Gegenwart. Das Drama ist der Schmerz über die Unheiligkeit der Leidenschaften und über die Unversöhnlichkeit des hervorragenden Individuums mit den Ursatzungen der Gewohnheiten und der Tradition; die heitere Lyrik ist der Schmerz über den entflohenen Genuß und die Elegie ist der Schmerz über den Schmerz.

Große Männer haben keine andern Freuden als ihre Schmerzen gehabt und ich denke mir Gott nicht als die absolute Freude — denn worüber sollte er sich freuen? — sondern mehr als absoluten Schmerz. Als dieser bei ihm zum Bewußtsein kam, wurde die Welt.

Daß auch diese ihres Schmerzes bewußt werde, sich in ihm reinige und sich auflöse — das ist ihr

Zweck, das ist die Idee der ganzen Weltgeschichte. Gott sandte seinen Sohn hernieder, um den größten aller Schmerzen in die Welt zu verpflanzen; den Glauben an die Unvollkommenheit und die Gebrechlichkeit aller irdischen Dinge und Verhältnisse. Darum ist Christus auch als Verkündiger des größten Schmerzes der größte Dichter geworden und geblieben. —

Jetzt — sagen die Leute — komme ein noch größerer Schmerz, als ihn Christus vom Himmel auf die Erde gebracht, über das Menschengeschlecht. Es wolle sich losreißen von der überirdischen Weltanschauung und den auf sie begründeten Institutionen; es wolle das christlich germanische Leben und seine Erscheinungen zertrümmern; es wolle die Reformation auch auf die socialen Verhältnisse ausdehnen; es wolle diese nicht mehr als einen provisorischen Uebergang, dem das Jenseits erst Verklärung und Vollendung verleiht, sondern als ein ewiges Object statuiren, welches in sich und an sich ohne alle religiöse Beimischung die höchste Blüthe des menschlichen Geistes aufweisen soll.

Ob es damit seine Richtigkeit hat, ob die Revolution in ihren strengsten Consequenzen zum nothwendigen Lebensbedingniß der heutigen Menschen geworden, bezweifle ich darum, weil, wenn die alte Welt reif zum Fallen wäre, und den Schmerz ihres bevorstehenden Unterganges empfände, sie diesen in Liedern und Heldengedichten ausgesungen hätte; welche stets beim Emporblühen einer neuen Epoche elegisch hervorblitzen, unserer Zeit aber ganz mangeln.

Oder sollte jetzt nicht mehr in Worten, sollte in Handlungen gedichtet werden?! Sollte das, was seit 89 geschehen, Clio's Poesie sein, welche sie den alten Zuständen wehmüthig nachruft und in denen sie die neuen, kommenden andeuten will?! Sollte sie in Bonaparte's Laufbahn das letzte Drama der Weltgeschichte noch einmal am mächtigsten vorgeführt haben, um fortan von dieser Kunstform, in welcher das Individuum allein schroff und übermächtig auftritt, auf immer Abschied zu nehmen?!

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — —

Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß es mit der Poesie in Berlin immer verkehrt war. Als die ganze Welt Hexameter oder Pentameter, dichtete Friedrich der Große hier seine Schlachten. Jetzt dichtet die ganze Welt Revolutionen und Schwertergeklirr — hier dichten sie fades Wortgeklingel.

Berlin und Poesie?! Das heißt eben so viel als ein vierwinkliges Dreieck, als ein vernünftiger Narr, als ein trockener Regen. Wo soll hier die Poesie herkommen? Natur haben wir in der Stadt nicht; außer im zoologischen Museum, auf den

Wangen mancher schönen Frauen, in den Landschaftsdekorationen des Theaters und im Diorama von Gropius. Geht nun der Poet vor das Thor hinaus, um dort die Natur aufzusuchen, so findet er sich gar bitter getäuscht und muß ein wahrer Hexenmeister sein, wenn er ein Dutzend Verse von der beschreibenden Gattung zusammenbringt. Denn viele Leute wollen behaupten, die Bäume in unserem Thiergarten seien blos angestrichen, und schon der selige Hoffmann hat es gesagt, sie würden Alle sämmtlich im Winter eingepackt und nach der Stadt in die Treibhäuser transportirt. Mit unserm blauen Himmel ist es auch nicht weit her; den haben sie wahrscheinlich hell polirt. Wie kommen also unsere Dichter zu ihren poetischen Ausbrüchen? Die Schmerzen sind von Polizei wegen verboten; hier soll Niemand an Schmerzen laboriren. Wozu ist das Stadtgericht und der Fiscus?! — — —
— — — — — — — — — —
— — — — Die Schmerzen werden bis auf die Wurzel ausgerottet, und wo sie den-

noch hervorbrechen, kann man sie dreist verklagen. Die Censoren und die Bettelvögte sorgen schon dafür, daß einem gar keine Schmerzen zu Gesichte kommen. Ueberhaupt haben Beide sehr viel Aehnliches mit einander; die Einen confisciren die händeringenden Gedanken, die Anderen die händeringenden Menschen. Wenn man daher in Berlin zu Schmerzen gelangen will, muß man erst eine lange Promenade machen; etwa nach dem Kreuzberge. Dort sind alle die Schlachten aufgezeichnet, die man geschlagen hat. Ueber den goldnen Buchstaben stehen wehmüthige Genien aus Bronze, und schauen gar traurig auf die vollbrachten Heldenthaten. Droben in den Lüften schwebt der Genius Preußens und blickt elegisch herunter, als wollte er sagen: was ist aus der großen Todessaat entsprossen? ..... Wenn man das gewahrt und versteht, kommt der ungeheure Schmerz von selbst.

Doch unsere Poeten gehen nicht nach dem Kreuzberge und singen doch. Ich kenne hier ei-

nen Redacteur eines gedruckten Blattes — denn gelesenen darf ich nicht sagen — der immer eine große Poesie losläßt, wenn bei Hofe Jemandem ein Klystier gesetzt worden ist. Der Mann hat leider seinen guten Grund dazu und verdankt seinen Klystierspritzer-Gedichten mehr, als wohl irgend Jemand durch Verse je errungen hat. — Andere besingen die Unterröcke der Tänzerinnen, die Eingeweihten ihre Waden; und die diplomatischen Poeten steigen noch höher hinauf und werden wirklich productiv. Das nenne ich diplomatische Dichtkunst. Guter Gott — als die Elsler's hier waren, was hat sich da gethan! die halbe preußische Armee wurde zoetisch und elegisch gestimmt und stand mit Ferngläsern in langen Reihen aufgestellt und recognoscirte den Feind, und ließ einen ungeheuren Kanonendonner erschallen, wenn er die kleinste Blöße zeigte und attakirte ihn von allen Seiten. Zu Hause kam aber erst der hohe Nachgenuß; da wurden die Gefühle auf das Papier hingehaucht. Und wenn so 'n tapferer Lieutenant

poetisch wird, so ist es eine Poesie zum Auffressen. Das haben wir erfahren.

Doch Scherz bei Seite — mit der Poesie hat es hier immer erbärmlich gestanden, insofern sie in Worte eingekleidet wird. Chamisso und Stägemann sind die einzigen Dichter, welche wir besitzen. Der Erstere muß sich vergebens in Berlin nach einem Stoff umgesehen haben; denn eine seiner gelungensten, neueren Productionen, ist auf die Hundesteuer basirt, doch wahrhaftig das undichterischeste Motiv. Von Stägemann kann man ohne Mitleiden nicht sprechen. Er hätte ein großer Dichter werden können, und ist ein Staatsrath geworden. Als solcher hat er Convenienzen gegen die Poesie. — — Er und sein König hätten doch bedenken sollen, daß das Vaterland viele Staatsräthe aber keinen Dichter besitzt, und daß die ersteren blos e r n a n n t, die letzteren aber g e b o r e n werden. Ueber seine P o l e n l i e d e r will ich nicht mit ihm rechten; die hat der preu-

sische Staatsrath und nicht der deutsche Dichter geschrieben. — — —

Ich komme nun zu den Poeten, die in anderem Material, als dem der Sprache, dichten. Da steht unser Rauch obenan. Seine Statuen sind ewige Heldengedichte, in denen der marmorne Hexameter sich homerisch ergießt; seine Louise in Charlottenburg ist eine elegisch-innige Ode, die im weichen, schwellenden Rhythmus das Herz mit Wehmuthsschauern erfüllt. Dann Schinkel mit seiner versteinerten Poesie. Ist nicht sein Schauspielhaus ein romantisches Epos mit verschlungenen Reimen und zum Himmel emporstrebenden Gedanken, und ist nicht sein Museum ein klassisches Gedicht, worin die Säulenordnungen sich wie asklepiadisches Versmaß gestalten und die antike Idee sich in allen Verhältnissen offenbart. Zuletzt unser Josty, der aus Teig und Zucker die lieblichsten erotischen Tändeleien verfertigt und bald Baisers-Madrigale, bald Pasteten-Epigramme, bald Kirschkuchen-Idylle seinen begeisterten Anhängern vor-

setzt. Diese drei Herren sind gar große Poeten und haben Jeder sein Publicum. —

In manchen Weinkellern und auf den hiesigen Kirchhöfen liegt die meiste Poesie begraben. Wer sie nur zu heben verstände!

XVI.

Am 6ten August 1832 Abends, oder: die Bundestags-Beschlüsse.

Dieser Aufsatz ist von der Censur gestrichen worden. Ich werde dafür sorgen, daß ihn meine Leser in französischen Blättern finden.

Der Verfasser.

XVII.

Die hochselige Königin Louise.

Oft weinet mein Herz und meine Seele; und das Auge ist es nicht im Stande.

Das wird ein grauenhafter, unseliger Schmerz, der in Berlin zur Raserei führen kann. Denn hier ist es schwer, zu Thränen zu kommen. Die Kirchhöfe liegen weit zum Thore hinaus, und in den Kirchen sind keine Heiligenbilder.

Aber in Charlottenburg ist eins; eine gramstillende, himmlische, engelmilde Lichtgestalt.

Da wall' ich hinaus, wenn's mir in der Brust pocht und kocht, wenn's mit glühenden Messerstichen mein Gehirn zerfleischt und wenn mir der Teufel naht.

Ich lasse mich in das Mausoläum der Königin führen; das begleitende Mädchen kennt mich

als einen fleißigen Besucher und läßt mich auf kurze Zeit gern allein.

Ich verhänge die Fenster, mache Feuer und zünde die großen Wachslichter auf den prächtigen Candelabern an.

Geisterhaft zieht der Kerzenschein durch den kleinen, geweihten Raum und die frischen, von frommer, königlicher Hand hier aufgehängten Todtenkränze duften Wohlgerüche. Engelchöre rauschen von der Ferne her und legen sich an das beschwichtigte Herz.

Ich enthülle die Statue. —

Da liegt Venus-Maria vor mir, groß und schön im Leben, doppelt schön im Tode. Ja — ihr Geist ist herniedergestiegen und hat sich zu Marmor verkörpert. Sollte nicht ihre Seele in diesem Steine wohnen?! Aber ist es denn noch Stein, oder nicht schon der Himmel?! Denn was ist der Himmel anders, als göttliche Harmonie? —

Wenn sie sich erhöbe und mich, den Fremdling, fragte, was mich zu ihr in die stille Clause so oft hinauszöge? —

Dann würde ich sprechen: Du hast im Leben keine reine Bitten gern versagt und gewährest im Tode gewiß jede.

Umrausche mit deinen Geisterfittichen deinen hohen Gemahl, und ströme von jenen lichtvollen Höhen Gesundheit und Lebensfrische auf sein würdiges Herrscherhaupt.

Die du entrückt dem irdischen Treiben jetzt dort weilest, wo die Verhältnisse zu göttlicher Harmonie aufgelöst sind, die du es zu würdigen weißt, wenn der Mensch nach Freiheit strebt, die du die Herzen deiner Völker kennst — senke große Gedanken in seine große Seele, laß ihn die Bedürfnisse und die gerechten Forderungen der Gegenwart kennen lernen, scheuche die bösen, unvernünftigen Rathgeber von seiner Seite und verhüte, daß er

ein Feind und ein Widersacher der großen heiligen Sache werde. —

Elegisch zuckt es um die Lippen der Göttergestalt, Seufzer ziehen durch den Tempel hin und eine große Thräne küßt das königliche Marmorauge.

Ach — ich habe dich verstanden! — Kleine geistlose Lebende sind mächtiger als die großen Geister. — —

XVIII.

Eine Carricatur.

In seiner Stube saß ein junger Mann und schrieb emsig vor der Lampe. Die Fensterladen waren eng verschlossen und der frohe, lustige Tag, der draußen sein heitres, helles Wesen trieb, sendete durch die Ritzen nur wenige Strahlen in das Gemach. Der Jüngling schien sein Geschäft jetzt vollendet zu haben; denn er erhob sich, faltete das vor ihm liegende Papier zu einem Briefe und wollte es versiegeln. Da zuckte ein grauenhaftes Lächeln um seine Lippen und die Vorahnung einer schauerlichen, gespensterhaften Wollust leuchtete durch sein mattes Auge. Er öffnete das Blatt und las sich selbst mit klarer Stimme Folgendes vor:

„Mein geliebter Julius!

Indem Du diese Dir wohlbekannten Schriftzüge liesest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden.

Wenn Du mich lieb gehabt hast, so forsche nicht weiter nach den Ursachen meines Selbstmordes. Sie liegen tiefer und heiliger, als Du wohl ahnst.

Begib Dich sogleich mit polizeilicher Begleitung nach unserer Lieblingsstelle im Wäldchen. Unter der Eiche findest Du meinen Körper.

Meine Angelegenheiten sind geordnet. Das Testament liegt bei meinem Vormund.

Ich drücke Dich im Geiste an mein müdes, krankes Herz, welches so gebrochen, so unselig zerrissen ist, daß das Bewußtsein der nahen Auflösung seine wilden Schmerzen nicht zu besänftigen vermag. Sie stechen und quälen und martern mich noch jetzt und wer weiß, ob der Tod sie verscheucht, ob sie nicht mit mir unter die Grube fahren und mir dort zum harten Kopfkissen dienen. —

Doch, nein! Noch nie als in diesen Momenten, in denen mein Geist von allen irdischen Verhältnissen losgebunden, klar und wahr die Dinge betrachtet — noch nie bin ich so fest überzeugt gewe-

wesen, daß die Ewigkeit nur in der Welt- und Menschengeschichte zu suchen und zu finden ist.

Diese Ueberzeugung gebe ich Dir als ein schwer errungenes Vermächtniß, welches, wenn Du seine Wahrheit anerkennst, Deinem und dem Leben derjenigen, die als Planeten an Deine Seelen-Sonne gewiesen sind, eine andere Richtung vorzeichnen wird.

Du wirst Dich von dem Wege losreißen, den Du eingeschlagen hast, indem Du durch Kunst und übersinnliche, religiöse Anschauung die Oede des Erden-Daseins vergebens auszufüllen trachtest. Du kennst hierüber meine Ansichten, und hast sie troz Deiner scharfsinnigen Dialektik nie zu widerlegen vermocht. Die Kunstwelt ist zusammengesunken und steht nur noch als eine Reliquie, als eine Antiquität da und hat ihren lebendigen Einfluß auf die Herzen verloren, weil sie mit ihnen ohne organischen Zusammenhang bleibt und die Menschen aufgehört haben, Träumer zu sein! Wie groß und herrlich sich auch die Tempel der Alten erhe-

ben, in denen marmorne Göttergestalten wallen, in denen goldne Lieder und Hochgesänge die Statuen beleben; wie mächtig sich auch die Dome des Mittelalters wölben, in gothischer Sehnsucht zum Himmel emporstreben und in sich jene Meister bergen, die Gott und seinen Sohn in ihren Pinsel lockten und sie dann andächtig fromm aus ihren Freuden, aus ihren Schmerzen und aus Farbenpracht schöner schufen, als sie wohl sind — wie dies Alles in unser prosaisches Jahrhundert hineinleuchten mag — glaube mir, es ist ein großer Zauberpalast, zu dem nur Wenige den Schlüssel haben, und in den das Volk nie hineingelangt; es ist ein Garten, der für den Frühling und den Sommer der Welt geschaffen war. Wir aber leben jetzt im Herbste, die Blüthen sind geknickt, die grünen Blätter fallen ab und die Frucht fault, wenn wir sie nicht schütteln. Was soll ich Dir nun von der religiösen Weltanschauung sagen, die Du so consequent verfolgst, die Deine besten Kräfte für Unerreichbares, Inhaltloses, Niedagewesenes,

Erträumtes und Phantastisches vergeuden läßt?! O wenn ich doch einen Theil der Eiseskälte, einen Theil des Nichtigkeitsgefühls in Deine Seele zu gießen im Stande wäre, wie sie mich, der ich in diesen ernsten Momenten doch gewiß wahr und übereinstimmend mit meinem Gewissen denke — wie sie mich ironisch erfaßt, wenn ich an ein Leben jenseits des Grabes, an eine Vergeltung in höheren Regionen vor dem Allmächtigen denke. Wie mag Dein klarer Geist daran glauben, daß noch jenseits Stadtvogteien und Criminalgerichte und Stadtgerichte existiren, und daß diese lumpigen irdischen Verhältnisse vor ein überirdisches Tribunal gezogen werden, dessen Räthe die Herren Engel und dessen Oberrichter Gott-Vater ist. Du weißt, daß wohl Niemand in dem Grade als ich in der Lage gewesen ist, ein religiöser Mensch — im orthodoxen Sinne des Wortes — zu werden, daß wohl Niemand so oft Gelegenheit gehabt hat, den überraschenden Faden der Nemesis und der Vorsehung in Familien- und Staats-

verhältnissen zu gewahren. Aber meine Beobachtungen, meine Studien und mein Geist haben mir gesagt: hier auf Erden ist der Wirkungskreis, der Anfangs- und der Endpunkt des Menschen. Der Einzelne ist sterblich, das Geschlecht ist unsterblich. Für dieses zu arbeiten, sein zeitliches Wohl zu befördern, heißt für die Ewigkeit arbeiten. Eine andere gibt es nicht. Wer sie erfunden, hat aus Eigennutz oder aus Mitleid gehandelt. Der letztere ist jetzt übel angebracht, weil die Welt seiner nicht mehr bedarf, weil sie zum Selbstbewußtsein gekommen, weil sie erkannt, daß die Feststellung der zeitlichen Interessen auf eine ewige Basis ihr Zweck ist und weil das traumhafte Hinweisen auf eine andere Ewigkeit als die der Geschichte die Menschen ebenfalls traumhaft macht. —

Diesen Lebenpuls der neuen Welt, die Feststellung der zeitlichen Interessen auf eine ewige Basis und ihre dergestalt gänzliche Losreißung von jeder übersinnlichen Anschauung, daß sie unabhän-

gig, isolirt und organisch in sich ausgebildet dastehe — hat man die Freiheit und den Weg, welcher zu einer solchen Gestaltung führt, die Revolution genannt.

Ich bin von jeher ein Kämpfer für die Freiheit, ein Kind der Revolution gewesen. Daß Du in meine Fußstapfen tretest, daß Du den Kunsttand und die Religionsträume bei Seite legest, daß Du erkennest, warum es sich jetzt handle, wie die Welt de facto schon seit 89 sich von dem bunten Kram losgesagt hat und wie sie jetzt danach ringt, in einer neuen Form ihre Versöhnung wieder zu finden, mit einem Worte, daß Du zur Erkenntniß Deines Berufs gelangst, der bei Deinen Fähigkeiten und Deiner großen, edlen Seele nur darin besteht, ein Rüstzeug und ein Kämpfer für die Freiheit und für die Feststellung und Sicherung der zeitlichen Interessen der Völker zu werden — das ist mein letzter Wunsch, mein letztes Gebet. —

Wenn Du ein gemeiner Mensch wärest, so

würdest Du vielleicht sagen: er zeigt durch den Augenschein, wohin seine Lehren führen, zum — Selbstmorde!

Aber das sagst Du nicht; denn Du bist ja mein guter, mein herrlicher Julius. Glaube mir — ich hätte froh, freudig, selbstgenügend, vielleicht groß leben können. Aber ein ungeheures Geschick trat mir entgegen und zermalmte mich; — *ich muß enden.*

Lebe wohl. Dein

Theodor.

Er rief den ihn bedienenden Knaben. Es war ein munterer, blonder Junge mit rothen Backen, großen, flammenden Augen und einer heiteren, lächelnden Gesichtsbildung. Der kam herangesprungen und fragte nach dem Begehr des Herren. Theodor fuhr bei dem lebensfrohen Anblick zurück, faßte sich aber bald, gab ihm den Brief und befahl *diesen*, Morgen um 6 Uhr zu Julius hinzutragen und sich jetzt nach seiner Kammer zurückzubegeben. Er wolle verreisen und so bald nicht

gig, isolirt und organisch in sich ausgebildet dastehe — hat man die Freiheit und den Weg, welcher zu einer solchen Gestaltung führt, die Revolution genannt.

Ich bin von jeher ein Kämpfer für die Freiheit, ein Kind der Revolution gewesen. Daß Du in meine Fußstapfen tretest, daß Du den Kunsttand und die Religionsträume bei Seite legest, daß Du erkennest, warum es sich jetzt handle, wie die Welt de facto schon seit 89 sich von dem bunten Kram losgesagt hat und wie sie jetzt danach ringt, in einer neuen Form ihre Versöhnung wieder zu finden, mit einem Worte, daß Du zur Erkenntniß Deines Berufs gelangst, der bei Deinen Fähigkeiten und Deiner großen, edlen Seele nur darin besteht, ein Rüstzeug und ein Kämpfer für die Freiheit und für die Feststellung und Sicherung der zeitlichen Interessen der Völker zu werden — das ist mein letzter Wunsch, mein letztes Gebet. —

Wenn Du ein gemeiner Mensch wärest, so

würdest Du vielleicht sagen: er zeigt durch den Augenschein, wohin seine Lehren führen, zum — Selbstmorde!

Aber das sagst Du nicht; denn Du bist ja mein guter, mein herrlicher Julius. Glaube mir — ich hätte froh, freudig, selbstgenügend, vielleicht groß leben können. Aber ein ungeheures Geschick trat mir entgegen und zermalmte mich; — ich muß enden.

Lebe wohl. Dein

Theodor.

Er rief den ihn bedienenden Knaben. Es war ein munterer, blonder Junge mit rothen Backen, großen, flammenden Augen und einer heiteren, lächelnden Gesichtsbildung. Der kam herangesprungen und fragte nach dem Begehr des Herren. Theodor fuhr bei dem lebensfrohen Anblick zurück, faßte sich aber bald, gab ihm den Brief und befahl diesen, Morgen um 6 Uhr zu Julius hinzutragen und sich jetzt nach seiner Kammer zurückzubegeben. Er wolle verreisen und so bald nicht

wieder kommen. Der Knabe empfing das Schreiben und machte eine eigene Bewegung mit den Gesichtsmuskeln, als er es in Händen hielt. „Was fehlt Dir, Junge?“ — fragte der Herr. „Das Papier riecht nach Leichenduft, grade so wie unsere Stube, als die todte Mutter auf dem Bette lag“ — antwortete zitternd Jener. „Du bist ein Kind!“ meinte Theodor, und wies ihn zur Thüre hinaus. Er kleidete sich vom Kopf bis zu Fuß neu an, steckte zwei Pistolen, Pulver und Blei und ein Buch in die Tasche, verweilte wenige Augenblicke auf einem milden, ältlichen Frauen-Portrait, das an der Wand hing, löschte die Lampe und eilte davon.

Er war bald an dem Ort seiner traurigen Bestimmung angekommen. Am Ende eines kleinen Wäldchens erhob sich ein Hügel, der von der einen Seite den Anblick auf die majestätische Residenz, auf der andern die Aussicht auf ein Dörfchen gewährte, das zerstreut in der Mitte von Wiesen und Aeckern lag.

Theodor setzte sich auf den Rasen und nahm Seneca's bekannte Schrift zur Hand. Er hatte sie noch nie gelesen und der Instinct trieb ihn jetzt dazu. In ihr heißt es unter Anderm:

„Kann wohl das letzte Uebel gar ein Uebel sein?!
Nur gut und edel, nicht lange leben, ist jedes Menschen Ziel; und doch ist
Jeder Herr des Erstern, keiner des Letzteren."

Der Tod ist die Schwelle auf der Wohnung der Ruhe; und Du zitterst vor und auf der Schwelle?

Wir sind große Kinder, die sich vor dem Tode, wie die kleinen Kinder sich vor ihren nächsten Verwandten fürchten, wenn diese eine Larve über das Gesicht ziehen. Wer ist uns näher verwandt als der Tod? Reiß ihm muthig seine Larve ab, nimm ihm das Beil, den Strick, nimm ihm das Gefolge von Aerzten, Pfaffen und Klageweibern, — und was bleibt übrig?! — Nur der Tod. Den Schmerz erträgt jeder Podagrist, jeder erschöpfte Wollüstling, jedes Weib in Kindesnöthen. Je heftiger der Schmerz ist, je schneller geht er vorüber.

Ich werde sterben, das heißt: ich werde zu kränkeln aufhören; meine Fesseln werden sich lösen; ich werde aufhören um Weib und Kind zu jammern, ich werde Niemandem, selbst dem Tode nicht länger unterworfen sein. Der Tod befreit dich von jedem Uebel, selbst von der Furcht vor ihm selbst.

Sterben wir nicht jeden Tag? — Das Kind wächst munter zu; aber sein Leben nimmt ab. Wir theilen jeden Tag mit dem Tode. Es ist nicht nur der letzte Tropfen, der den Becher leert; sterben vollendet den Tod nur. — So lange du lebst, lerne sterben, wenn du gleich das Gelernte nur einmal übst.

Kinder und Wahnsinnige fürchten den Tod nicht. Wie schimpflich wäre es für die Vernunft, uns das nicht geben zu können, was der Wahnsinn gewährt!

Wieder werden, was ich einst war, das ist der Tod.

Er ist entweder das Ziel der Reise oder ein Ruhepunkt, wo wir die Kleider wechseln. Ist er das Leztere — wohl uns! wir gewinnen durch ihn. Denn unsere Kleider waren überall zu eng. Ist er das Ziel, so war dieses der Reise nicht werth. Doch wir entschlafen ermüdet und fürchten keine Träume.

Wir umschiffen nur die Küsten des Lebens. Kindheit, Jugend und Alter fliegen gleich Dörfern, Städten und Ruinen an uns vorbei. Endlich erblicken wir den Hafen; und wir Thoren meinen, er sei eine Klippe.

Der Zwang ist hart; aber wer zwingt dich, unter dem Zwange zu leben? Tausend Wege führen zur Freiheit, kurze, schnelle, alltägliche Wege. Dank den Göttern, die keinem Menschen das Leben mit Gewalt aufdringen. Leben ist kein Glück; nur wohl und zufrieden leben ist eines. Darum lebt der Weise nicht so lange er muß; sondern so lange er will. Wenn der Gram an seiner Seele nagt, wirft er die Last von sich.

Du sagst: so lange man lebt, dürfe man hoffen! So hätte man also das Recht, das Leben um jeden Preis zu kaufen?!

Du sagst: das Glück vermag Alles für den Lebenden; ich aber sage dir: es vermag nichts gegen den, der zu sterben weiß.

Wie oft läßt man sich zu Ader, um Kopfschmerzen zu vertreiben.

Es gibt Tugendprediger, die den Selbstmörder einen Sünder schelten? Es sind Hunde, die dich an der Pforte der Freiheit anbellen. Der Schöpfer war mitleidiger. Nur ein Weg führt ins Leben, tausende führen hinaus.

Ich darf das Haus wählen, wo ich wohne und ich sollte mir den Tod nicht wählen dürfen, der mich jenseits geleitet?

Der Tod gehorche unserem Willen. Von unserem Leben sind wir Anderen Rechenschaft schuldig, von unserem Tode nur uns selbst. —

Theodor legte das Buch unwillig fort. Nein — rief er aus — ich werfe das Leben nicht darum

weg, weil es keine Freuden gewährt und weil ich im Tode Ruhe zu finden hoffe. Es ist ein träger, ekelhafter Zustand, dem ich entgegengehen muß; und alle seine Annehmlichkeiten und Vorzüge vor dem bewegten Dasein gebe ich nicht für einen Schmerz hin, der als menschlicher Antheil meine Seele durchzogen hat. Eben, weil der Silberblick in das Leben und seine Tiefen mir aufgegangen war, weil ich es inbrünstig an mein gluthvolles Herz gedrückt hatte, weil ich seine mannigfaltigsten Pulse an meiner Brust stürmen und wiederklopfen empfand, weil ich es fühlte und durchzudenken vermochte, welch ein großer thatenreicher und unsterblicher Wirkungskreis vor mir lag — darum treibt es mich eben zu der mir verhaßten That, da ein ungeheures Geschick zwischen mich und meinen verzweifelten Weg getreten und da es mir zur Klarheit geworden ist, daß ich ein siechés, mattes, unharmonisches Leben fortführen werde, in das die Gespenster meiner verscheuchten Ruhe neckisch und hohnlachend hineingreifen. Großer

Du sagst: so lange man lebt, dürfe man hoffen! So hätte man also das Recht, das Leben um jeden Preis zu kaufen?!

Du sagst: das Glück vermag Alles für den Lebenden; ich aber sage dir: es vermag nichts gegen den, der zu sterben weiß.

Wie oft läßt man sich zu Ader, um Kopfschmerzen zu vertreiben.

Es gibt Tugendprediger, die den Selbstmörder einen Sünder schelten? Es sind Hunde, die dich an der Pforte der Freiheit anbellen. Der Schöpfer war mitleidiger. Nur ein Weg führt ins Leben, tausende führen hinaus.

Ich darf das Haus wählen, wo ich wohne und ich sollte mir den Tod nicht wählen dürfen, der mich jenseits geleitet?

Der Tod gehorche unserem Willen. Von unserem Leben sind wir Anderen Rechenschaft schuldig, von unserem Tode nur uns selbst. —

Theodor legte das Buch unwillig fort. Nein — rief er aus — ich werfe das Leben nicht darum

weg, weil es keine Freuden gewährt und weil ich im Tode Ruhe zu finden hoffe. Es ist ein träger, ekelhafter Zustand, dem ich entgegengehen muß; und alle seine Annehmlichkeiten und Vorzüge vor dem bewegten Dasein gebe ich nicht für einen Schmerz hin, der als menschlicher Antheil meine Seele durchzogen hat. Eben, weil der Silberblick in das Leben und seine Tiefen mir aufgegangen war, weil ich es inbrünstig an mein gluthvolles Herz gedrückt hatte, weil ich seine mannigfaltigsten Pulse an meiner Brust stürmen und wiederklopfen empfand, weil ich es fühlte und durchzudenken vermochte, welch ein großer thatenreicher und unsterblicher Wirkungskreis vor mir lag — darum treibt es mich eben zu der mir verhaßten That, da ein ungeheures Geschick zwischen mich und meinen verzweifelten Weg getreten und da es mir zur Klarheit geworden ist, daß ich ein sieches, mattes, unharmonisches Leben fortführen werde, in das die Gespenster meiner verscheuchten Ruhe neckisch und hohnlachend hineingreifen. Großer

Gott — auch in der Todesstunde verlassen sie mich noch nicht und grinsen mich an und rufen mir zu: Unsinniger, feiger, mondsüchtiger Knabe!

Bei diesen Worten wehete er mit krampfhaften Bewegungen die milden Frühlingslüfte ab, welche seine heiße Stirn fächelten, griff nach den Pistolen, spannte den Hahn und —

Die Sonne war eben im Untersinken und färbte mit ihrem Purpurschimmer den Abendhimmel, unter dem in feuriges Gold eingehüllt die Residenz sich ausbreitete. Der Jüngling setzte das Mordgewehr an den Mund und schaute wollüstig mit dem Todesgrauen spielend auf das majestätische Panorama. Unter der Masse von Gebäuden ragte eine Kirche hervor mit mächtigem Kreuze auf der Kuppel, das durch die pittoreske Abendbeleuchtung blutroth sich erhob. Auf dieses war Theodors Auge unwillkürlich gerichtet. Denn eine weiße, milde, verklärte und ihm wohlbekannte Frauengestalt schien ihm von dort zu winken. Von ferne her erschallten Harfenklänge; der Genius auf dem

Kreuze wies nach dem Himmel. Theodor blickte hin; wie festgebannt stand er da; ein leiser Schrei entwand sich seinen Lippen; die Pistole fiel ihm zu Füßen und entlud sich an der Erde; er stürzte besinnungslos zu Boden.

Den andern Morgen erschien sein bekümmerter Freund in Begleitung von Trägern auf dem Platze. Er fand Theodor befinnungslos am Boden ohne Wunden liegen; und der mitgebrachte Arzt erklärte, hier sei etwas Eigenthümliches vorgefallen, indem das aufgeregte, krampfhaft bewegte Antlitz des Kranken trotz seiner geschlossenen Augen, auf ein reichhaltiges, durcheinanderwogendes, inneres Leben hindeute, das isolirt von der Außenwelt hier sein geheimnißvolles Wesen treibe.

Theodor lag in demselben Zustande den Tag über auf seinem Lager. Sein Gesicht wurde immer bleicher, sein Pulsschlag immer matter. Doch nahmen seine Züge, je mehr es zum Abend ging, eine mildere, versöhntere, und zuletzt eine elegische Gestalt an. Als diese durchduftet von der Resig-

nation und Erhebung ihren Culminationspunkt erreicht hatte, als auch nicht mehr die geringste Spur von dem wilden, verzweifelten, unchristlichen Grundwesen in den sich sanft hinziehenden Wellenlinien des Antlitzes zu lesen war; da hob sich wie mit einem Zauberschlag die Brust und das Auge, das bisher immer dem Portrait an der Wand zugewandt lag, öffnete sich.

Ohne im Geringsten befremdet zu sein, sagte er mit matter Stimme zu Julius: verbrenne den Brief, den ich Dir im tollen Wahnsinne geschrieben, und streue seine Asche nach allen vier Weltgegenden aus, damit sie nirgends hafte und Fluch und Unheil säe. Laß mir einen Geistlichen der katholischen Kirche kommen.

Dieser erschien bald; ein würdiger, heiliger Mann. Er setzte sich an das Bett des Kranken und fragte nach seinem Begehr. Theodor antwortete: Christus hat mir befohlen, in Euren geweihten Busen die Geschichte meines unseligen Lebens niederzulegen, ehe ich eingehe in das Himmelreich.

Er begann: Mein Vater stammte aus Frankreich, und brachte, als er sich nach Deutschland begab, seinen wüthenden Republicanismus mit. In diesem erzog er mich, und mein einziges Gebet als Knabe war: Gott erlöse uns von dem Uebel der Könige. Er lehrte mich die Weltgeschichte und bewies mir, wie alle ihre Schandthaten den Königen angerechnet werden müßten. Er wußte den giftigsten Haß gegen alles Monarchische in mein junges Herz einzuflößen, indem er mich nach den verschiedensten Residenzen führte, mir dort die fürstlichen Prunkschlösser und nicht weit davon die zusammensinkenden Hütten der Dürftigen zeigte und dann zu mir sagte: hätten wir keine Könige, so brauchte so Mancher nicht zu hungern und dem Teufel in die Arme zu fallen. Einstens war ein großes Manöver, wobei sich mehrere hohe Herren befanden. Mein Vater wies mir die besternten und vergoldeten Herren und setzte hinzu: merke Dir diese Gesichter; so sehen die bösen Geister aus. Aber — fragte ich — warum schlägt

wenn sie nicht wie die Ratten todt?! Da zog eine höhnische Freude über das Gesicht meines Vaters, sein Auge leuchtete hell auf und eine große Thräne fiel ihm die Wange hinab. Er drückte mich stürmisch an sein hochklopfendes Herz, küßte mich mit einer wahren Wuth und flüsterte mir zu: Du bist mein lieber, wackerer Theodor, ich werde noch an Dir im Grabe Freude erleben. —

Wie mußte diese Scene, wie mußte das überraschende, freudige Aufwallen meines Vaters tief auf mein unbefangenes, kindisches Gefühl einwirken. Schon als Knabe von zehn Jahren dachte ich an Königsmord, wie meine Spielgenossen an Kuchenschneiden denken mochten. Ich trug diesen Gedanken immer mit mir umher, schmückte ihn durch meine Phantasie aus und erfand mir die allerliebsten Geschichten. Ich dachte mir die prächtige Parade recht lebhaft. Ringsum schmucke Fußsoldaten und blanke, glänzende Reiter; auf hohem, golddecktem Roß der König. Ich nahe mich ihm mit meinem kleinen Hirschfänger, stoße ihm diesen

bis ans Heft in die Brust und sage: Du böser Fürst — da hast Du Deinen Lohn. Hinter mir steht der Vater, und lobt mich und streichelt mir die Wangen und gibt mir gebrannte Mandeln, indem er sagt: bist ein braver Junge — Theodor! So malte ich mir mein Lieblingsbild in jeder müßigen Stunde aus, und es erhielt immer mehr Farbe und Charakter, je älter, je vernünftiger ich wurde, je mehr meine durch den Vater allein cultivirte Bildung ihren Zielpunct im Königshaß fand. Denn dieser war der Nerv aller Lehren, die er mir gab; und da ich kein versöhnendes Gegenelement in mir trug, da die Verachtung gegen das Christenthum mir eingeprägt war, da ich den Namen Gottes nur nannte, wann ich ihn anflehte, er möge seinen Donnerkeil auf das Haupt der Könige senden; so darf wohl Niemand sich darüber wundern, wenn der Geist meiner Knabenjahre sich immer consequenter ausbildete, in die Jünglings-Epoche gestaltend hinüberreichte und zum Dämon meines ganzen Lebens wurde.

Ich hatte eine fromme, gottesfürchtige Mutter, deren Portrait hier an der Wand hängt. Es war eine hohe, blasse, milde Frauengestalt, aus deren großen, blauen Augen himmlische Verklärung leuchtete und deren zarte, fast durchsichtige Hände sich oft zum Gebete falteten. Sie durfte auch nicht den geringsten Antheil an meiner Erziehung nehmen; mein Vater ließ mich nicht aus den Augen und war darin sehr streng. Er nannte die Ansichten meiner Mutter Weibergewäsche und oft bemerkte ich bei ihr Thränen, die wohl meiner unseligen, gottverlassenen Erziehung gelten mochten. Eines Nachts schlief ich auf meinem harten Lager; da öffnete sich die Thüre und beim blassen Mondlicht, der durch das Fenster schimmerte, schlich meine Mutter an mein Lager, faßte mich in ihre Arme und trug mich auf diesen in ihr Schlafgemach. Mir wurde so wohl, so innig ums Herz, als ich an ihrem Halse hing und den Athem ihres Mundes in meine Seele einsog. Eine elektrische Wärme durchzuckte meinen Körper und eine un-

beschreibliche Seligkeit, die ich in Worten nicht beschreiben kann, erfüllte und heiligte mich. Als wir an den Ort unserer Bestimmung gekommen waren, setzte mich die Mutter auf die Erde hin. Sie nahm einen Schleier von der Wand und zeigte mir zwei große Gemälde. Mein Sohn — sagte sie — das ist der Sohn, und das die Mutter Gottes. Ich sah mir beide neugierig an. Es war ein schmerz-verklärter, gottseliger, Gnade und Verzeihung spendender Welthelland, der mit gebrochenem Auge und durchstochener Brust an dem Kreuze schwebte und dessen Blut in Strömen auf die sündige Erde herunterfloß. Daneben hing eine mater dolorosa, die viele Aehnlichkeit mit der Mutter hatte. Ganz dieselben zarten, bläulich weißen Hände, ganz derselbe milde, kummerschwere, überirdische, Trost und Erhebung verkündende Himmelsblick, ganz derselbe feingeformte Mund, auf dem Cherubshymnen und Seufzer sich wiegen, ganz dieselbe würdige, demüthige, majestätische Haltung. Ich fragte nach der Bedeutung der Bilder. Die Mutter zog mich

zu sich hin und erzählte mir die wunderlichsten Geschichten. Sie erzählte von Gott, seinem Sohne, von Joseph, von Maria, von den Heiligen und von dem Kreuzestod Christi für die Sühnung des Menschengeschlechtes. Und immer geisterhafter wurden ihre Züge, immer mächtiger und eindringlicher ihre Worte. Sie weinte, schluchzte laut und sagte mir: Wenn Du so fortfährst, Theodor, so wirst Du ein unseliger Mensch und einst ein unseliger Geist. Du bist noch zu jung und zu unverständig, als daß ich Dir auseinandersetzen sollte, wie Dein Vater der Teufel ist, der mich verführte und auch Dich der Hölle aufopfern will. Ich habe mich von ihm losgerissen und bin zurückgekehrt zu dem Mittler, der gnaden- und erbarmungsvoll mich wieder aufgenommen und mir verziehen hat. Auch Dich — mein Sohn — auch Dich will ich retten. Der Geist ist mir erschienen und hat mir geboten, Dich hierher zu führen. Knabe — Du träumest Königsmord! Weißt Du, daß die Könige Gesalbte des Herrn, daß sie Gottes Vertreter auf

Erden sind, und daß also Königsmord ein Gottesmord ist? — Sie riß mich zu sich empor, stürzte auf die Kniee und betete, indem sie mich in die Höhe hielt, mit lauter Stimme: „Du Weltenheiland, der Du sprachst: laßt die Kindlein zu mir kommen, Du Mutter Gottes, die Du m e i n e Mutterschmerzen zu würdigen weißt — rettet, rettet mein Kind aus den Klauen des Satan, hauchet Gottesodem in seine Seele und nehmet Euch seiner an. Und umschwebet und schirmet und führet ihn; Christus, sei Du ihm Vater und Du, Maria, sei ihm Mutter. Und sendet eure Engel hernieder und lasset diese ihn beten lehren."

In diesem Augenblicke trat mein Vater in das Zimmer, kam zu uns heran. „Wie kommst Du zu dem Hokus-Pokus?" fragte er die Mutter, indem er auf die Bilder wies und mit seinem Degen beide durchstach und zerriß. Ich hörte einen Seufzer, und die Mutter, die noch kniete und mich fest an sich gepreßt hatte, zuckte schmerzlich zusammen, als das Schwert durch das Ma-

rienbild fuhr, und rief aus: heiliger Gott — jetzt muß ich sterben! — — Sie sank zusammen; ein leiser Hohn spielte um die Lippen meines Vaters; er schaute die Mutter lang und ernst an. Ich werde diesen Blick nie vergessen; er war wie ein scharfer Dolch, welcher der Mutter ins Herz fuhr und sie tödtete. Es lag in diesem Blicke eine geheimnißvolle, grauenhafte Geschichte, deren verschlungene Fäden ich wohl ohne, doch nicht mit Gewißheit angeben kann.

Der Vater sagte mir, daß die Mutter gestorben sei. Ich küßte ihre kalte Stirn und entfernte mich mit ihm. Er verbot mir, je ihn an das zu erinnern, was in jener Nacht vorgefallen war.

Meine Erziehung wurde consequent fortgeführt. Die Erinnerung an jene traumhafte Begebenheit blitzte wie ein Ammenmährchen in meine Jünglingsjahre hinein und gaukelte mir das schöne Bild meiner Maria-Mutter vor. Je älter ich wurde, je lächerlicher fand ich die christliche Tradition. Hatte ich sie früher aus Unwissenheit igno-

rirt, so ignorirte ich sie jetzt aus Verstand und konnte gar nicht begreifen, was denn eigentlich Sünde sei und was die Welt so Großes gesündigt hatte, daß sie eines Mittlers am Kreuze bedurfte. Frivole Spöttereien meines Vaters, der mir erzählte, er sei Mitglied einer großen, weitverzweigten Gesellschaft, deren Tendenz darin besteht: das Christenthum, welches de facto gar nicht mehr existire, auch der Form nach auszurotten und einen neuen, religiösen Zustand an seine Stelle zu setzen, dessen Dogmen Haß gegen Könige und die Wohlfahrt und das Heil des Fähigen seien; seine mir mit Flammenschrift ins Herz geprägte Lehre, daß die Welt faul und krank wäre, daß sie sterben und vermodern würde, wenn nicht bald der wahre Erlöser erscheint, der aus Fleisch und Bein, aus Leidenschaften und menschlichen Trieben zusammengesetzt, sie von dem himmlischen, überirdischen, ausgeputzten Theater-Erlöser befreie; und zuletzt sein Hinweisen auf mich, daß ich vermöge meiner Erziehung, meiner Fähigkeiten und meines strengen

Charakters dazu berufen sei, der Christus der neuen, sich emporringenden Zeit zu werden — Alles dieses umstrickte mich mit einem solchen Zaubernetze, daß ich nie Gelegenheit fand, von dem Labyrinthe aus den Ueberblick auf eine andere Aussicht zu gewinnen.

Mein Vater wurde eines Morgens todt in seinem Bette gefunden; die Leute sagten, der Schlag hätte ihn gerührt. Ich war zwanzig Jahre alt, hatte die naturwissenschaftlichen Studien an der Universität begonnen und eine recht frohe Zukunft vor mir.

Meine Freiheits- und Umgestaltungs-Theorie hatte sich immer mehr ausgebildet. Der Letzteren lag eine Verbesserung, ein Hervorheben und eine Vergeistigung der Technik (worunter ich das Gesammtgebiet der Händearbeit, auch wenn sie auf intellectueller Basis beruht, verstand) zu Grunde und meine ersten Studien unterstützten mich und halfen mir oft aus. Ich übergehe diese Zeit hier, weil ich sie in meinen Schriften bezeichnet habe,

die in Frankreich erschienen sind. Ich haßte das Christen- und das Königthum; oder besser gesagt, ich verachtete sie, weil ich sie nur ein krankhaftes Dasein fortschleppen und ihrem nahen Untergange entgegenwanken sah. Ich strebte nach der Freiheit, die ein eben so vollkommnes, untrügliches Organ für die Moral des Staates werden sollte, als es das Gewissen für die Moral des Einzelnen ist.

Da kamen die Julitage. Das waren Dithyramben in meinem Lebensgedichte. Ich warf meine Papiere ins Feuer. Denn Klio hatte ja das Werk vollbracht, an dem ich und Tausende mühsam und pygmäenhaft gearbeitet. Was für Ströme, was für Hoffnungen durchstürmten im Freudenrausche meine Seele. Ich eilte ins Freie und dankte dem Weltgeiste für das große Ereigniß. Was sage ich Ereigniß?! Für mich waren die Julitage kein Ereigniß; sie waren eine Epoche wie das Erscheinen Christi. Du alte Welt — rief ich aus — Du prahlst ewig mit dem Einen, der

für Dich den Kreuzestod gestorben ist. Wie erlischt Dein mythenhafter Schimmer gegen den wirklichen Glanz, womit die neue Zeit beginnt. Tausende stürzten sich für unsere Wohlfahrt unter die Kanonenkugeln und starben den Märtyrertod für die Freiheit; Hunderte von Heilanden liegen auf dem Kirchhofe von Montmartre begraben und die dankbare Nachwelt wird zu ihren Leichenhügeln hinpilgern, wie die Schwärmer einst nach dem Grabe Christi wallfahrten. — Wir haben auch einen heiligen Geist; das ist der heilige Geist der Freiheit, der nicht als weiße Taube girrt, sondern als mächtiger Adler durch die Länder kreist und der Sonne entgegenjauchzt. Wir haben auch ein Evangelium; das ist das Evangelium der Menschenrechte, welche nicht auf Papier, sondern mit Flammenschrift in unsere Herzen geschrieben sind. Wir haben auch Apostel; das sind die großen Männer, welche die neue Zeit in Werken und Schriften verkündeten, das sind wir Alle, die wir den Heldensinn und den Schlachtmuth und den Königshaß

im Herzen bergen. Wir haben auch ein Kreuz; das ist die Legitimität. Wir haben auch einen ewigen Juden, der die Freiheit verrieth und verkaufte; das ist der weitverbreitete Stamm der Könige, die nicht sterben können und wollen.

Und als nun die Nachrichten von Belgien, von Italien, von Polen ankamen, da jubelte mein Herz, da stürzte mich der Freudenwirbel fast dem Wahnsinne in die grauenhaften Arme. Und da ich Niemanden hatte, dem ich mich hingeben durfte, eilte ich ins Freie, umklammerte die Bäume und weinte mich aus. Und erzählte ihnen die große Geschichte, welche beginnt, und wunderte mich, daß sie kalt und leblos blieben und nicht vor Freuden warm und lebendig wurden. Des Nachts redete ich die Sterne an und sagte ihnen, was geschehen und flehte zu den alten Göttern auf ihnen, sie möchten heruntersteigen, und mit uns kämpfen und die zu Boden schmettern, welche sie gestürzt hatten. In die Kirchen drängte ich mich und stellte mich vor den Allerheiligsten hin und sprach:

Deine Zeit ist um. Wir werden die Freiheit an Deine Stelle setzen, die große, wahrhaft himmlische Göttin, die keine Priester und Laien kennt, vor der wir Alle geweihte Priester sind, die wir für sie gekämpft und das Sacrament der Bluttaufe empfangen haben. — —

War das neue Frankreich die Feuerlilie, welche aus der Todtensaat des Juli emporsproßte, so war Polen eine Flammenrose, die den Freiheitsduft für den ganzen Osten in sich barg und in deren Kelch der Phönix schlummerte, welcher auf seinen Fittichen auch unsern Frühling trug. Ich wollte mich in die Heldenreihen stellen; man versagte mir den Paß und setzte mich unter polizeiliche Aufsicht.

Ich habe Ihnen darum meinen damaligen, gotteslästerlichen, nichtigen Freudenrausch so ausführlich erzählt, um Ihnen einigermaßen den Zustand bemerklich zu machen, in den ich verfallen mußte, als unglückliche Nachrichten aus Polen und Italien ankamen.

Wuth, Hohn, Rachedurst und Verzweiflung peitschen mich und webten sich in meine Träume. Ich glaubte den russischen Feldherrn vor mir zu sehen und stürzte mich auf ihn und würgte ihn mit meinen Fäusten. Wenige Tage darauf kommt die Nachricht an, daß er zu derselben Stunde gestorben sei, als ich meinen Traum gehabt.

Da war es um mich geschehen. Düstere, schicksalsschwere Mächte hatten in mein Leben hineingereicht und mich zu sich hinabgezogen. Ich fühlte mich zu etwas Hohem, Großem, Unsterblichem berufen. Der eingeschlummerte Gedanke an Königsmord erwachte wieder und trat vor meine Seele. Er war tief in meiner Erziehung, in der Erinnerung an meine Kinderjahre begründet. Tag und Nacht rief es mir zu: Du verkennst Deine Bestimmung! und wenn ich das Auge schloß, umschwebten mich feurige Gespenster, die die Physiognomie meines Vaters trugen, und reichten mir Dolche und Mordgewehre. Sie zeigten mir einen König, entblößten seine Brust, wiesen auf die

Stelle des Herzens und flüsterten: Stoß zu! Erwachte ich, so fühlte ich einen tödtlichen Schmerz; die alten, grauenhaften Bilder wogten wieder vor mir auf und brannten durch mein Gehirn. Je unglücklichere Nachrichten für die Freiheit ankamen, je wüthender verfolgten mich die bösen Geister. Sie neckten und höhnten mich aus und erzählten mir die vergangene Geschichte, wie ich so muthig als Knabe mit dem Hirschfänger gewesen und so feig als Jüngling geworden wäre. Ich sah wohl ein, daß ich entweder auf dem Schaffotte oder im Tollhause enden müsse. — Ich will hier übergehen, was ich gethan, um der Stimme meines Innern zu genügen und was sich Schreckliches ereignet hätte, wenn mein König nicht ein himmlisches Gottesantlitz an sich trüge.—— Einen Schleier will ich darüber legen, der aus meinen Reuethränen gewebt ist und den Sie aus Mitleid nicht lüften werden. —

Mir blieb nach ruhiger Ueberlegung Nichts als der Selbstmord übrig. So in diesem Zu-

stande, unter diesen Martern und Qualen, unter diesen Peitschenhieben von Dämonen fortzuleben — hieße tausendfach in jeder Stunde sterben, wäre Wahnsinn gewesen.

Ich wollte das düstere Werk im Freien vollführen und hatte schon die Todeswaffe an den Mund gesetzt. Mein Blick war nach der Residenz gerichtet, die in der goldnen Abendröthe sich vor mir ausbreitete. Ein mächtiges, glänzendes Kreuz starrte mir von einer Kirche entgegen und auf ihm schwebte eine hohe, weiße, wehmüthig ernste Frauengestalt — ganz meiner Mutter in jener Schreckensnacht ähnlich. Sie winkte mir und wies mit vorgestreckter Rechten nach dem Himmel. Ich schaute unwillkürlich hin und erblickte in heiliger Glorie Christus und Maria am Firmamente dahinschweben. Sie trugen das Gepräge der Bilder, welche mein Vater damals durchstochen hatte; nur waren sie bedeutsamer, verklärter und göttlicher. Der Dornenkranz schmückte das Haupt des Erlösers und sein leidendes, triumphirendes,

sühnendes und vergebendes Haupt lehnte sich an ein riesengroßes Kreuz, auf dem Sonnen und Planeten ihre Bahn durchliefen und das mir das Weltall zu sein schien. Seine Brust war noch immer durchbohrt und das Blut floß noch immer aus den Wunden. Was soll ich von der Mutter Gottes sagen, die mich aus den wohlbekannten, himmlischen Zügen anschaute, mir meine Mutter, deren Abbild sie war, vergegenwärtigte und mich mit ihrem erbarmenden Blicke zu fragen schien: mein lieber Sohn — wie geht es Dir? Und wie ich nun so dastand, emporgewendet zu der Erscheinung, da fiel ein blutiger Tropfe aus den Wunden des Mittlers auf meine Brust und eine Thräne aus dem Maria-Auge auf meine Stirn. Ich fühlte, wie mein Herz sich freudig ausdehnte, wie die Sünde aus ihm wich, wie Zerknirrschung und Erhebung in meine Seele einzogen. Ich fühlte, wie jene Thräne mich mit Himmelsthau durchduftete, wie sie den Wahnsinn und die Wuth kühlte und mich gotterfällt und

gottselig machte. Der Körper sank bewußtlos zusammen, weil er unheilig und verstrickt war; aber mein Geist erhob sich auf entfesselten Schwingen und blickte in die Tiefe der Dinge. Ich vernahm ein Gewitter, sah einen zuckenden Blitz und hörte Harfenklänge. Denn Cherubim und Heilige waren vom Himmel herniedergestiegen, schlugen den Psalter und sangen: Hallelujah! eine Seele ist gerettet worden! Hallelujah! Und einer der Engel trat zu mir hin, und erklärte mir die heilige Schrift, und erzählte mir von Christus und von Maria, und lehrte mich, wie die Freiheit nur in ihnen sei und taufte mich und weihete mir das Abendmahl. Und fragte mich: ob ich meine Sünden bereue? und als ich antwortete: aus tiefem Herzensgrunde: — da sprach er: so ist Dir vergeben worden um des Erlösers willen, der auch für Dich sein Blut vergossen hat. Er zeigte mir die Welt, wie sie krank und zerrissen sei, weil sie sich von dem abgewandt, in dem allein Heil und Seligkeit und Freude und Trost sei. Er deu-

tete auf viele, mir wohlbekannte Menschen hin, deren Mund gar gewaltig spottet und von dem großen, irdischen Geiste prahlt, der sie erfüllt und begeistert, und deren Herz sich vor Jammer und Ekel zusammenkrümmt und wohl erkennt, daß es Alles verloren und nur eiteln Tand zu gewinnen habe. Auch ihre Stunde wird einst kommen; und sie werden entweder reuig zu dem Erlöser zurückkehren, dessen erbarmungsvolles Strahlenauge sich ihnen tagtäglich offenbart, oder sie werden unselig in die Grube fahren, und durch die Ewigkeit den abgefallenen Geist fortschleppen. Er küßte mich und befahl mir: Gott den Preis und die Ehre zu geben und seinem Diener meine Reue zu verkünden.

Das hab' ich gethan und erwarte meine Stunde. Sieh — der Engel schwebt wieder zu mir heran; er ist mild und bleich. Er berührt mich mit seinen Flügeln und befiehlt mir, ihm nachzusprechen, was er mir vorsagt.

Gelobt sei Jesus Christus, mein Erlöser und mein Heiland! —

— — —

Er war verschieden. —

XIX.

Das schöne Geschlecht.

Viele Autoren fingen diesen Artikel mit Diderot's Ausspruch an, der ungefähr heißt: Wenn ich von den Frauen spräche, so würde ich meine Feder in Schmetterlingsstaub und in Regenbogenfarben tauchen.

Der Franzose des achtzehnten Jahrhunderts durfte sich nicht anders ausdrücken. Das Leben war damals frivol, zerissen und Ekel und Uebersättigung allen seinen Erscheinungen aufgedrückt. Nur in das Verhältniß gegen das andere Geschlecht hatte man etwas Eigenthümliches, Chevaleresques, Zurückhaltendes und Pikantes hineinzulegen gewußt, worin auch große Geister Erholung und den Kampfplatz für die Spiele ihres schlagenden und eleganten Witzes suchten und fanden.

War auch alles Heilige in den Koth hinabgezogen worden, so behielt doch die Galanterie und zwar die ausgesuchteste, scharfsinnigste und romanenhafteste — ihren Flitterthron inne. Sie beruhte auf Egoismus, auf Sinnlichkeit und war in ihrem innersten Grundwesen eine frivole Spielerei, welche den ersterbenen Funken wieder zur hellen Gluth anfachen sollte. Doch übte sie ihrer zarten Maske halber einen wohlthätigen Einfluß auf die versunkenen Gemüther aus; und wer die Memoiren jener Zeit aufmerksam gelesen, wird gefunden haben, daß die Salons der geistreichen Frauen sich gleich einem Zauberfaden durch das ganze gesellschaftliche Leben zogen und ihm in seiner oberflächlichen Erscheinung die Gestaltung und die Würde geben. Darum ist Diderot's Ausspruch so charakteristisch, so inhaltsschwer für das Verhältniß der Frauen in den vorletzten Decennien des achtzehnten Jahrhundert. Schmetterlingsstaub, der leicht hingehaucht ist und nur das Auge ergötzt; Regenbogenfarben, die als Strahlenbrechung durch die Wol-

kenwellen schimmern und in ihnen zugleich ihre Wiege und ihr Grab finden — das waren die damaligen Tinten für die Malerei des weiblichen Geschlechtes. Ob jener Schriftsteller wohl bei seinem Gleichnisse daran gedacht haben mag, daß der Regenbogen als Symbol der Versöhnung und Beschwichtigung über uns dahinzieht. Ich zweifle; nur um Farben, nicht um das innere Wesen war es ihm zu thun.

Die Zeiten sind ernster, heiliger, bedeutungsvoller geworden und haben selbst in Frankreich den Blüthenstaub von dem Umgange mit dem andern Geschlechte verscheucht. An seine Stelle ist mehr eine unaffectirte Hingebung des innern Menschen, mehr ein Verhältniß getreten, das nicht tändelnd und zephyrartig im Schmetterlingsleben über alle Blumen fortgaukelt und aus ihren Kelchen nascht, sondern das auf Sittlichkeit und auf Bedürfniß beruht. Ich sage: Bedürfniß, und glaube dieses prosaische Wort hier verantworten zu dürfen. Je wichtiger die Geschichte um uns schaltet, je

mehr wir mit in den Strudel hineingezogen werden, je eiserner, je beschränkter, je inhaltsschwerer, je entsagungsvoller, je andringender das Leben wird — je mehr tritt die ernste, heilige Bedeutung des weiblichen Geschlechtes in seinem wahren Standpuncte hervor, je mehr kommt der Fluch des Lächerlichen über alles Zierbengelartige, über jede Hyper-Galanterie und über die sentimentalen Mondscheingefühle, je mehr tauchen edle, weibliche Gestalten auf, die ihre Zeit wohl erkannt haben und ihren Stachel hinwegzuküssen bemüht sind. Darum noch einmal sei's gesagt: der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte ist jetzt kein bloßes Getändel mehr — sondern für die Besseren ein Bedürfniß, das Milde und Versöhnung in die aufgeregte Brust des Mannes haucht. Das haben die wilden, großen Geister wohl erkannt, aus Stolz verschwiegen und es nur dann gestanden, wenn der innere Geist ernstmahnend an ihnen vorüberzog. So schreibt Byron der höhnische, zerrissene Byron: Wenn ich nur ein weibliches Wesen

in meiner Nähe weiß, wird mir schon wohl und warm um das Herz. —

Diese Betrachtungen werden dem Leser zur Gnüge den ernsten Standpunkt andeuten, von dem aus ich dieses Thema vorzuführen gedenke. *Der Berliner hat auf nichts so stolz zu sein als auf seine Weiber und Mädchen*; und sie bilden köstliche Blumen in dem großen Kranz deutscher Frauenwürde. Alles, was in Scandalgeschichten über die Frivolität des Geschlechtes hier erzählt worden ist, mag wohl erlogen und aus wüsten Phantasiegebilden zusammengesetzt sein. Der Edle weiß die genossene Gunst zu verschweigen; er denkt daran, daß das Weib am Meisten gibt, wenn es geheimnißvoll nimmt. — Nur der Schurke prahlt und drückt *sich* den Stempel der Verworfenheit auf, den er aus Rohheit einem edlen Geschlechte andichten wollte. — Wie sich Jemand über Frauenwürde und Weibertugend ausspricht — das ist der beste Maßstab, nach dem Du seinen innern Gehalt, Werth oder

Unwerth zu beurtheilen im Stande bist. — Eine niederträchtige, gemeine Seele erblickt allenthalben die Buhlerin; eine edle, gotterfüllte sucht sie selbst da wegzuläugnen, wo sie wirklich dasteht. — — Fallen doch auch Sterne vom Himmel! Warum nicht Mädchen und Frauen? Wo gibt es nicht verlorene Kinder? und wer trägt die Schuld von ihrem Falle? — —

Auch hat man das verbrauchte Thema hervorgesucht und unseren Frauen vorgeworfen, sie überschritten auf diese oder jene Weise den vorgeschriebenen Weg der Häuslichkeit. Hierauf mag die kurze Antwort genügend sein: In Berlin befindet sich jetzt keine Schriftstellerin. — Ueberhaupt ist es eine schwierige, inhaltsschwere Frage, wo hört der scharfbezeichnete Weg der Frauenthätigkeit auf? Die Erziehung, welche man ihnen hier angedeihen läßt, eröffnet den leicht erregbaren weiblichen Seelen oberflächliche Blicke in die meisten Bestrebungen des menschlichen Geistes; und grade die Oberflächlichkeit ist es, welche zum Rai-

sonniren und Schwatzen auffordert. Ich kenne hier mehrere geistreiche Frauen, deren zartsinnige Weiblichkeit, deren mildes, versöhnendes Urtheil stets einen Kreis von gebildeten Männern um sich vereinigen; und ich habe mich vergebens bemüht, in diesem Verhältnisse etwas Carrikirtes, Gezwungenes oder Ueberschwängliches zu finden. —

Das Geschlecht erkennt von Tag zu Tag mehr die Heiligkeit seines beschränkten Berufes und sucht alles Fremdartige aus ihm zu entfernen. Sappho, deren mächtige Lieder ihr zum Schwanengesange wurden, steht ihm als Wahrzeichen da, wie das Weib sich sein eignes Grab gräbt, wenn es den stillverschwiegenen Gefühlen laute, öffentliche Worte gibt. Im tiefen Herzensgrunde spenden sie einen ewigen Liederfrühling, in dessen Gebüschen sich Nachtigallen und Genien wiegen; aber ausgesprochen werden sie zu Dämonen, die ihr Netz über das Lockenhaupt ziehen und es zu den unterirdischen Mächten herunterjubeln. Auch den Männern würde es so gehen, wenn Gott ihnen nicht

den Spott, den Hohn und den Spott über sich selbst, die Ironie, gegeben hätte. — Aber ein Weib mit dem ironischen Zug um den Mund — gleicht einem gefallenen Engel, der über seine Unseligkeit noch spottet. —

Doch statt des weitschweifigen Raisonnements will ich Dir einige Bilder geben, die ich oder zuverlässige Freunde hier geschaut haben und in denen weibliche Portraits figuriren. Wer Scandal erwartet, schlage diese Blätter nur um. Mild und verklärend soll die Liebe über Alles leuchten; und vorzüglich über das Geschlecht, das die Liebe als heilige Flamme in sich birgt und sie selber ist. —

1.

Mein Freund war ein reicher Banquier und machte ein großes Haus. Seine schöne, geistreiche Frau war die Zierde der Feste, die er gab; und er mochte dieselben meistentheils nur deshalb Statt finden lassen, um die reizende Auguste in ihrem Elemente bewundern zu dürfen.

Nirgends als grade in großen gesellschaftlichen Kreisen entwickelte sich dergestalt ihre Liebenswürdigkeit, ihre Lebensfrische, ihre Unterhaltungsgabe, ihre versöhnende, zartsinnige Weiblichkeit. Selbst die äußere Haltung gestaltete sich reizender, anmuthiger und eigenthümlicher. Mochte es der wahrhaft ästhetische Anzug, mochte es der pikante Zug im Gesichte sein, welcher andeutete, daß seine Besitzerin sich bewundert wußte — kurz Auguste war die Königin jedes Salons, und wer den bunten Schmetterling so zephyrartig von Blume zu Blume dahinflattern, wer ihn nur naschen, tändeln und kosen sah, wer nur seinen leichten, melodischen Flügelschlag vernahm — der mochte wohl weiter nichts als ein reizendes Phänomen in ihm suchen, dessen lockende Farbenmischung seinen Werth ausmacht und dessen einziges Element die wiegende und schaukelnde Frühlingsluft ist.

Wer Auguste so nahe wie ich kannte, der würde ganz anderer Meinung. Wer sie in ihrer Häuslichkeit, in der Umgebung ihrer Kinder ernst-

heiter schalten und walten, wer sie ordnen, beseitigen, aufbauen, wer sie mit ihrem Manne berathen, überlegen sah — der erkannte wohl, daß die Schmetterlingsflügel nur angesetzt seien, und daß die zarte Hülle einen tiefen, rüstigen Geist bewahre. Sie kam mir oft an einem Gesellschaftsabend ganz fremd, ganz unbekannt vor — wie ein Veilchen, das in Rosenblut getaucht, Myrthendüfte emporsenden und auf hohem Lilienstengel majestätisch prangen wollte. —

Ich sprach mich einmal mit ihr über diesen Punkt aus; ich fragte sie, woher diese Veränderung ihres ganzen Wesens käme, sobald sie in den Gesellschaftssaal träte. Sie lachte mich aus, meinte, so'n gelehrter Mann, wie ich, sollte doch wissen, daß Frauen sich mit einer Tinctur einreiben, ehe sie den Salon durch ihre Gegenwart erfreuen — und flog davon.

Ich hatte die Sache albern angefangen. Man muß die weibliche Seele nie geradezu ausforschen; sie sucht etwas dahinter und wird alsdann entwe-

der affectirt oder göttlich grob. Jetzt machte ich meine Sache klüger. Nach geraumer Zeit behauptete ich in Augustens Gegenwart, daß sich manche Frauen durchaus auf ihre gesellschaftlichen Unterhaltungen präpariren müßten — und lachte dabei etwas boshaft vor mich hin. Das hatte gezündet und öffnete der Schönen den Mund. Als ob sie sich gar nicht getroffen fühlte, ließ sie eine Pause vergehen, und brachte alsdann durch geschickte Wendung ein Gespräch über die Talente ihres Geschlechts auf das Tapet. —

„Ihr Herren der Schöpfung" — sagte sie ungefähr — „glaubet Alles mit Euren Argus-Augen durchschaut zu haben; und Euer Blick ist umnachtet, wenn Ihr das kleine Herz des Weibes anzünden wollet. Was sag' ich: „das Herz?!" In seine Tiefe steiget Ihr wohl nie hinab und findet nie die aufklärende Fackel, welche Euch Licht über unser räthselhaftes Treiben und Wesen bringt. Denn Euch fehlt die Liebe, die Milde und die Versöhnung. — Aber nicht einmal unsern Ver-

stand, unsere Außen-, unsere Convenienzseite versteht Ihr und wißt Ihr zu beurtheilen. Weil bei Euch das äußerliche Auftreten, die gesellschaftliche Conversations-Stellung und Euer Verhältniß zu der hin- und herwogenden Umgebung meistentheils etwas Euch Fremdartiges, Erlogenes, Zufälliges, Wechselndes und Wechselvolles ist, so glaubt Ihr dieselben Ingredienzien bei Euren Colleginnen voraussetzen zu dürfen und vergesset ganz, daß, wenn auch im schlimmsten Falle die Frau täuscht, sie selbst getäuscht ist, und vermöge ihres erregbaren und gern zur Versöhnung geneigten Sinnes die lügenhaften, ephemeren Gestaltungen, welche sie etwa umgaukeln, zu Lichtbildern in sich umgewandelt hat. Unser düsteres Auftreten ist deshalb weit tiefer und bedeutungsvoller als das Eurige. Ihr schüttelt eine ausgesprochene Ansicht, eine ganze Unterhaltung, ja ein persönlich gewordenes Verhältniß so ab, wie Ihr einen Rock auszieht, und bleibet ohne ihn oder mit ihm immer dieselben. Bei uns ist das ganz anders:

Wir empfinden, was wir sprechen, wie wir sprechen, mit wem wir umgehen und wie wir mit ihm umgehen. Es schlägt tiefe Wurzeln in unser Gemüth, in unser innerliches Wesen. — Darum ist unsere Aeußerlichkeit weit wahrer, weit nothwendiger bedingt, weit schärfer ausgeprägt, weit inhaltsschwerer als die Eurige. Euer Anstarren will Vieles aufdecken, das unsere Blicke verbergen; Ihr wollt ein historisches Bild geben, wir geben wirklich ein Genre-Bildchen; Eure Hülle ist epigrammatisch, ironisch, wie schon die Schwalbenschwänze an Euren Rockschößen andeuten; die unsrige ist lyrisch, gefühlvoll. Ja — lachen Sie nur, Doctor — aber die gefühlvolle Hülle — ich habe doch Recht; und Sie werden mich verstehen, sobald Sie sich nur viele Mühe geben. Wenn so 'n hochgelahrter Mann, wie Sie sind, mit seinen Weltverbesserungsplänen, mit seinen Jeremiaden, mit seinem politischen Scharfblick, mit seiner poetischen Ueberschwänglichkeit, mit seinem ästhetischen Berechnungsgefühl

— kurz mit den Eigenschaften, die man nun einmal aus purem savoir faire an sich tragen muß — in den leichten, lustigen Gesellschaftssaal tritt, wo Alles tändelnd und gaukelnd vorüberzieht, wo, statt der „marmornen, griechischen Göttergestalten," lebende, rothwangige, märkische Mädchengesichter neckisch sich hin- und hertreiben, wo statt der tiefen, ernsten und durchdachten Abhandlungsform die pikante Unterhaltung oder das lose Gespräch bald nach dieser, bald nach jener Richtung zuckt, bald eine schelmische Harlekinstracht, bald eine dunkle Mönchskutte und bald ein prächtiges, blitzendes Gewand trägt; — sagen Sie mir, Doktor — was denken Sie sich, was empfinden Sie alsdann? wissen Sie sich in Ihrem Elemente, oder kommt Ihnen die ganze Historie wie ein Carnevalstraum vor? müssen Sie nicht an sich halten, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, welches beurkunden soll, wie thöricht, wie albern ihre jetzige Umgebung sei? spielt nicht die nichtswürdigste Ironie um Ihre Lippen, und finden Sie in

den sogenannten gesellschaftlichen Damenkreisen wohl etwas Anderes als die närrischen Capitel in dem Romane Ihres Lebens?! — Und doch schwatzen Sie, küssen Sie uns die Hand, trinken Thee, werden galant und pikant, und geben trotz Ihrer Gelehrsamkeit und Ihrer Tiefe einen recht passablen Gesellschafter ab, der hin und her zu flattern und von Allem und von nichts zu sprechen weiß. Das ist Lüge, Verstellung, — Ironie werden Sie sagen —; doch man kennt das. Sie und Ihres Gleichen präpariren sich, ehe Sie in den gewohnten Salon treten, nicht wir. Für uns sind die geselligen Kreise die poetische Welt, in der wir Erholung aus den Beschäftigungen mit der Häuslichkeit und wo möglich Anregung und Freude zu finden hoffen; für Euch — gestehen Sie es nur ein — Abstecher aus den höheren Regionen in die niedern Sphären. Ihr wollt Euch zerstreuen, wir uns hier sammeln. Wenn ich die seidenen Kleider rauschen höre, die Lichter angezündet sehe, so erfaßt mich ein eigner, behaglicher

Geist. Ich fühle es, daß ich hier schalten und glänzen kann, daß hier das mir angewiesene Verhältniß, daß auf dem leichten Rhythmus der Unterhaltung meine Seele frisch und freudig fortzuschweben im Stande ist. Meine Bewegungen und Worte sind nicht berechnet; der Zufall oder die von meinem Innern aus bestimmende Gewalt flößt sie mir ein. Ich spreche über Alles, schwatze, necke, lache, werde närrisch, geistreich, sentimental, barock, was Sie nur wollen; ein dithyrambischer Schwung, eine gewisse Lyrik treibt mich, durchglüht mich, ich bin gar nicht mehr dieselbe, die ich in der Kinderstube oder am Stickrahmen war. Kehre ich zu meinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück, so brauche ich mein schimmerndes Gewand gar nicht abzulegen und mich nicht erst herabzustimmen. Denn mein früheres Wesen war kein forcirtes; es wurde durch seine Umgebung hervorgerufen und schmilzt zusammen, sobald diese verschwindet. Ja — ja meine Herren — was ich da auseinandersetze, sind Ihnen böhmische Dörfer,

unter uns gesagt — wenn Ihr Geschlecht von Allem so wenig versteht — als von uns Frauen — so ist seine Erkenntniß nicht weit her. Gott befohlen — Sie haben die Lection verdient." —

Wir sahen uns schweigend an und mußten ihr im Stillen recht geben, wenn wir auch einige colossale Zweifel laut äußerten. —

Man weiß, wie der unselige Handel mit Papieren hier oft plötzlich Familien um ihren Wohlstand bringt. Weitaussehende Speculationen und die Juliereignisse — oder wie die Männer der Zukunft sagen — die Juli-Epoche thaten auch bei meinem Freunde das Ihrige. Er war reich zu Bette gegangen und stand als Bettler auf. Glücklicher Weise bekam er seiner Geschäftskenntnisse halber einen Posten bei der Bank, der ihm seinen Lebensunterhalt sicherte. Seine Frau wurde ihm zum tröstenden Engel; sie bot all' ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit auf, um ihm das neue, ungewohnte Verhältniß so heiter als möglich zu gestalten. Auch ihrer harrten bittere Entsagungen;

der Schimmer und der Glanz, mußten einer beschränkten Häuslichkeit Platz machen. Aber nicht der geringste Zug von Mißmuth verunzierte ihr schönes Antlitz; sie war dieselbe wie ehedem und belebte und erquickte den kleinen Kreis durch ihren Witz und ihren Geistesreichthum. Manche Thräne küßte sie ihrem Freunde von dem Auge weg; und wenn sein Blick düster zur Erde sank, dann hob sie ihre Kinder jubelnd in die Höhe und zeigte ihm den großen Schatz. Von dem Morgen bis zur Nacht thätig und geschäftig, sah man sie im einfachen Kleide die Wirthschaft ordnen und führen, und Niemand hätte in ihr das gesucht, was sie in Gesellschaften gewesen. Am Abend strebte sie durch heitere Unterhaltung ihren Mann in eine fröhliche Stimmung zu bringen; und gelang ihr das, so war sie freudig, ausgelassen und sprudelte vor Laune und Humor.

Hatte ich sie früher bewundert, so verehrte ich sie jetzt. Einige Wochen in der Zurückgezogenheit ließen sie mich näher kennen und besser verstehen

lernen — als viele geräuschvolle Jahre. An ihr wurde es mir klar, welche Tiefe, welche Heiligkeit der weibliche Geist in sich birgt und wie er trotz seiner zarten, gebrechlichen Hülle mächtig fortzuschreiten im Stande ist.

Ich müßte mich selbst belügen — sagte sie mir einst — wenn ich mir und Andern einreden wollte, daß mein jetziger Zustand mir eben so lieb als der frühere wäre. Die Erinnerung an ihn macht mich elegisch gestimmt; und ich schäme mich gar nicht, es zu sagen, daß ich den Glanz und die Pracht ungern vermisse. Sie sind nichts — und doch etwas. Sagen Sie mir, was Sie wollen — eine stoische Frau bleibt ein Unding. Es ist unser Beruf in leichtem, luftigem Element zu arbeiten und es zu verklären; — Venus wurde aus Schaum geschaffen. Der Hang zum Putz, zum Flitter, zum Schimmer knüpft sich an unser innerstes Grundwesen und ist lange nicht so sinnlich, als viele Männer glauben. Wenn sie die Harmonie, die Behaglichkeit, die Seelenfreude uns nachzufühlen im

Stande wären, welche ein geschmackvoller, reizender Anzug, ein prächtiges Hausgeräth g r a d e i h r e r Ueberflüssigkeit und ihrer Zierlichkeit halber uns einflößt —: sie würden vielleicht versöhnlicher und milder über manche Erscheinungen sich aussprechen; die sie jetzt kurzweg als Carricaturen hinzustellen für gut finden. Nach meiner weiblichen Anschauung — S i e mögen sie belächeln — habe ich immer den eigentlichen Reiz und die höchste Würde des Kunstwerks darin gesucht, daß es uns unsere bessere, edlere Natur versinnlicht und verkörpert, und daß es zu dem zurückführt, was in der eigenen Brust schlummert und geweckt werden kann. Ist der geschmackvolle Putz nicht auch ein Kunstwerk, der unsere tändelnden, spielenden Gefühle an den Tag legt und die wir symbolisch an uns umhertragen?! — Wenn ich ein holdes Mädchen sehe mit der blaßrothen Schleife, mit dem durchsichtigen Spitzenkleide, mit den blitzenden Diamanten im künstlich geschlungenen Haare, mit der ätherischen Busenkrause — ich will Ihnen das Alles

deuten und lenke an meine jüngeren Jahren zurück. Ueberhaupt — weiß ich mir es nicht zu erklären, wie Männer, denen sonst ein tiefer Blick vergönnt war, uns unsere Eitelkeit zur Last legen und die Flitter aus unserm Anzuge hinwegwünschen konnten. Man sollte das eben ausgesprochene Wort nie gegen unser Geschlecht brauchen; denn wir können nie genug zu gefallen suchen. — Die Passivität, die Hingebung ist der Inhalt unseres Lebens; sollten wir nicht so viel Poesie als möglich hineinzulegen suchen? Weil von Jugend auf das Kleine und Unbedeutende unser Wirkungskreis war, weil die Krämereien des Lebens uns stets zufielen, weil unser Streben stets dahinging, dem Kleinen Bedeutsamkeit zu geben, werden wir am Ende von selbst an das gewöhnt, was noch unbedeutender als das Kleine ist, an das Ueberflüssige, und ziehen es gern in unsere Sphäre, da das Große uns versagt, das Kleine wirklich kleinlich und das Ueberflüssige wenigstens reizend ist. Wer

ist denn befugt, den Gestaltungen des Letzteren so scharfbezeichnend den gehässigen Namen „Tand“ aufzudrücken, mit dem Ihr so willkürlich um Euch werfet? Das wäre eine philisteriöse Welt, in der nur das Nützliche verwaltet; und wehe uns — wenn wir auf das Nothwendige beschränkt sein würden! Liegt nicht grade im Entbehrlichen, in dem, was keines andern Zweckes, sondern sein selbst willen da ist, der Reiz des Daseins? Und gehört es nicht zu den schönsten Vorrechten unseres Geschlechtes, ja zu seinem Bedürfnisse, dem lustigen Reihe der Zierlichkeit und Anmuth, das für Euch unstet und wechselnd umhertreibt und das Ihr bald dort, bald hier aufzusuchen bemüht seid — eine Vereinigung und einen Ruhepunkt in unserer Umgebung zu verleihen und es als die Manifestation unseres weiblichen Wesens darzustellen? — — Wessen Luxus — ich nehme das Wort im edelsten Sinne — ist denn inhaltsschwerer, fulminanter, weitgreifender und kann eher zur Schande und zur Unseligkeit führen — der unsrige

oder der Eurige? — Ihr verschmähet die äußerliche Erscheinung, das Symbol; aber in Eure Gedankenwelt zieht Ihr so viel Schmuck, so viel Mannigfaltigkeit, so viel Reiz, so viel Zierde, so viel Glanz, Schimmer und Flimmer als möglich hinein. Ringet Ihr nicht nach den zartesten, feinsten Stoffen, um in sie Eure Seele zu hüllen? bringen nicht Eure Dichter die köstlichsten Blumen von allen Weltgegenden zusammen, und tragen sie als Sträuße vor ihrer Brust? War es mir nicht, als ich Göthe und Tieck sah, als wenn der Diamantenreif in ihren Haaren blitzte, als wenn ihre Gefühle sich zu Perlenschnuren um den Hals geschlungen, als wenn sie im ätherischen Gewand daherschritten, als wenn Balsamdüfte aus ihnen hervorquellten? — Und ich frage Sie: putzen nicht die Meisten ihren Geist blos aus? — Ja — Ihr gehet noch weiter — Ihr holet das Heilige, das Ernste, das Göttliche vom Himmel hinunter, und machet daraus lose, verwelkbare, profane Kränze, schmücket Euch damit, schauet zuletzt höhnisch auf

den gebleichten Glanz und werdet ironisch. Das ist ein weitgetriebener Luxus, eine teuflische Spielerei. Denn der Abgrund gähnt neben Euch, jeder Schritt ist bedeutungsvoll, jede Carricatur eine Sünde gegen den heiligen Geist. Wir könnten höchstens bei unserm Putze unästhetisch — Ihr aber unselig werden." —

Ich habe, um den ermüdenden Dialog zu vermeiden, nur meine Freundin sprechen lassen, und will aus der folgenden Unterhaltung ebenfalls meine Zwischenreden für mich behalten.

„Sie urtheilen so schnell über weibliche Autoren ab; glauben Sie mir, daß Sie sehr unrecht thun. Theilen wir jene Damen in Büchermacherinnen und Schriftstellerinnen ein. Was die Ersteren betrifft, wo es sich um einen bloßen Handelsartikel, um eine Waare und um Verdienst handelt, so sehe ich doch gar nicht ein, was denn Ihr Geschlecht allein zu dieser Speculation berechtigt. Wenn ein Mann die Fähigkeit besäße, schnell Strümpfe zu stricken, würden Sie

ein großes Geschrei erheben, sobald er uns ins Handwerk pfuscht und das Metier ergreift, das ihm von Hause aus fremd war? Die Leihbibliotheken brauchen nun einmal Futter; — und am Ende genommen, ist der schlechte Roman einer Frau noch immer für die meisten Leser empfehlenswerther als der schlechte Roman eines Mannes. Denn nichtswürdig und unsittlich wird unser Geschlecht in Büchern wohl nie; das Ihrige aber gar zu oft. — Sentimentalität und Weichlichkeit schadet noch lange nicht so viel als ein Spiegel, in dem die Schwelgerei und die Wollust recht behaglich vorgehalten ist. Sie werden mich verstehen und wissen, welche Autoren ich meine, und wir sind Beide gewiß damit einverstanden, daß es für eine Classe des Publicums gewiß weit ersprießlicher wäre, wenn nur Damen für sie schrieben und sie alsdann wenigstens weiter nichts als harmloses, ätherisches Geschwätz in sich aufnehmen würde." —

„Gehen wir nun zu den Schriftstellerinnen über, die den Willen in sich bergen, Kunst

werke liefern zu wollen. — Hier kann ich Ihnen nicht genug wiederholen, daß in der edlen, weiblichen Seele, in welcher sich die Ansicht bis zur Weltanschauung hindurchgerungen hat, diese originell, abgeschlossen und ihres Charakteristischen halber schon würdig ist, wenn auch nur als Versuch zu Gestaltungen der Poesie ausgeprägt zu werden. Abgerechnet ihren ästhetischen Werth — enthalten dieselben immer den wohlthuenden Versöhnungssinn, die Vermittlung der schroffen Extreme und jenen Zauberhauch, der — wie Ihr Geschlecht gern eingesteht — ihnen mild und beschwichtigend in unserer Nähe entgegenduftet. Wahrlich — uns flößen die Kategorien und Erscheinungen eine ganz andere Anschauung ein als den Männern; unser Gott dürfte ein ganz anderer als der Eurige sein. Ihr suchet und findet seine Spur und seine Idee in der Geschichte, die mächtig über Euch hinrauscht und deren Faden ihr vergeblich zu erkennen strebet. Die Ewigkeit ist für Euch die Manifestation des Allmächt-

tigen, Ihr ringet, in die Massen keinen ordnenden Geist zu bringen und verlieret oft Euren Gott aus dem Gesichte, weil Euer Blick für das Gewaltige und scheinbar Chaotische zu kurzsichtig ist. — Ja — Ihr zweifelt oft an ihm, weil Wolken ihn verbergen und der Raum sich unendlich ausdehnt. — Statt der Geschichtsepochen und Völkersysteme haben wir das einfache Verhältniß der Familie vor uns, durch die bis in die kleinste Nüance der Gottesgeist sich deutlich und klar hindurchzieht und in der seine Nemesis und seine Liebe sich tagtäglich offenbart. Wir suchen unsern Gott nicht in der Weite; wir finden ihn von frühester Jugend unter uns; seinen Frühlingsodem und seinen Blitzstrahl gewahren wir in der Anschauung von kleinen Lebensverhältnissen und wissen ihre Spur zu verfolgen. — Darum ist der große Geist für uns ein Gott, der an unserem individuellen Wesen Interesse nimmt, zu dem wir flehen, wenn das Herz uns schwer wird, den wir erkannt haben, der uns

umschwebt, dem unsere unbedeutendsten Zustände vorliegen, der sich um sie kümmert, der uns erhört, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. Wie mächtig diese religiöse, orthodoxe Anschauung in unser ganzes Dasein hineingreift, wie originell sie uns die Geschichte und das Leben auffassen, wie sie uns durch beide streng den Faden der Nemesis verfolgen, und uns auch das unbedeutendste Ereigniß als groß in seiner Metamorphose und seinen nothwendigen Fortschritten betrachten läßt — das brauche ich Ihnen nicht auseinander zu setzen." —

„Ueber unsere Kunstansichten habe ich Ihnen im gestrigen Gespräche bereits Andeutungen zu geben versucht. Seine Sittlichkeit, seine objective Gestaltung unserer subjectiven, edleren Natur ist seine Aufgabe. Wie manche Kritiker haben behaupten können: das Kunstwerk bedarf keiner Sittlichkeit; sie besteht in seiner Einheit, Harmonie und Nothwendigkeit, — verstehe ich nicht. Machen diese Eigenschaften nicht eben die Sittlichkeit aus? Ist nicht der unsittliche Mensch uneinig und

kreins, unharmonisch und *zufällig*? Ist nicht die Schönheit die *höchste*, die *vergöttlichte*, die göttliche *Sittlichkeit*? Wenn in einer Statue die Glieder und Wellenlinien verrenkt, in einem Gemälde die Farbentöne unharmonisch durcheinander geworfen, wenn in einem Gedichte die Gedanken verwirrt und die Charaktere verschoben sind — wer vermag ihr Unsittliches von ihrer Unschönheit zu trennen und zu sondern? — Das Unsittliche ist das absolut Häßliche; und je mehr Sittlichkeit der Meister in sein Kunstwerk hineinlegt, je mehr erreicht er das *Ideal der Urschönheit* — Seine Unerreichbarkeit in der menschlichen Gestaltung flößt uns nicht — wie Euch — die *Ironie* ein; sondern die Weihe und Demuth, das selige Hinweisen auf den Urquell des Lichtes, das Dankgefühl, schon hienieden die Strahlenbrechungen zu gewahren und uns an ihrer Anschauung für den großen jenseitigen Tag heranbilden zu dürfen — das bleibt *für uns* die höchste Spitze des Kunstwerkes, wie sie bei Euch

in dem Bewußtsein seiner und Eurer Nichtigkeit besteht." — —

„Sie erlassen es mir hoffentlich, die politische Anschauung unseres Geschlechts Ihnen auseinander zu setzen; denn sie ist so patriarchalisch, daß Sie sie bornirt finden würden. Vielleicht befremdet es Sie gar, wenn Frauen an dieser ihnen fremdartigen Materie Theil nehmen. Doch wir leben nun einmal im Staate; unsere schönsten Hoffnungen, unsere Kinder, sind ein integrirender Theil desselben; unsere Privatverhältnisse hängen von den öffentlichen ab; wir üben auf die letzteren durch unsern doppelten Standpunkt als Gattin und als erziehende Mutter einen unmittelbaren Einfluß aus; — wer in aller Welt darf es uns verargen, wenn wir darüber nachdenken, wovon unser Wohl und Weh abhängt? — Für uns ist der Staat ein Collectivum von Familien; unser Beruf geht dahin, die letzteren zu ordnen, zu heben, für ihr Gedeihen zu sorgen und in ihnen die Saat für die Zukunft auszustreuen. Das

Fußgestell der Pyramide bleibt uns überlassen; für ihre harmonische Erhebung, für ihre Spitze mögen unsere Männer kämpfen. Das Ideal Ihres Staates kann nur bei einer tüchtigen Familien-Basis zu suchen sein; aus ihr müssen die gesunden Kräfte in die organischen Glieder hineinströmen, sie erwärmen und in Thätigkeit setzen. Wenn erst der materielle Druck von den einzelnen Familien genommen ist, wenn die Intelligenz ihrer Mitglieder sich vermehrt, wenn jeder Hausvater seinen heiligen Beruf erkannt hat, jede Hausfrau ihn getreulich mittragen hilft: — dann bricht der Tag wohl von selbst herein und die von unten auf vor sich gegangene Revolution dehnt sich bis zur höchsten Spitze des Staatskörpers aus. In welcher Form er sich repräsentiren soll — das sehen wir als etwas Zufälliges an, das sich nach der Individualität des Volkes zu richten hat. Doch mögen Sie es mir glauben, daß den edlen Frauen das reindemokratische Element verhaßt ist; und es bleibt eine Lüge, wenn man uns andichtet,

wir seien meistentheils im tiefsten Herzensgrunde republikanisch gesinnt. Unser innerstes Wesen reißt uns zum Royalismus hin; denn wir sind stets daran gewöhnt gewesen, die uns beherrschende Macht vor uns in Wirklichkeit manifestirt zu sehen, und wir sind vermöge unserer Anschauungsweise und unserer mehr plastischen Natur durchaus auf das Concrete angewiesen, indeß Ihr Geschlecht mehr an dem Abstracten Gefallen findet. Darum ist es für uns Bedürfniß, einem Könige anzugehören, den wir anschauen oder den wir uns concret zu denken im Stande sind."

„Aus dieser Skizze, die ich nur hinzuhauchen und vermöge meiner Beschränktheit nicht so scharf zu zeichnen vermochte, sehen Sie zur Genüge, wie die weibliche Weltanschauung originell zu poetischen Gestaltungen verarbeitet werden kann. Ich gebe gern zu, daß Kunstwerke, die einen gewissen Kraftaufwand verlangen, die, wie die Tragödie, in dem Heroismus des Individuums und in der Ironie des Schicksals ihre eigentliche Vollendung finden,

in Begriffen also, die uns aus der Erfahrung ganz fremd und verschlossen geblieben sind — ich gebe gern zu, daß diese Kunstwerke nicht von Frauen aufgestellt werden sollen. Doch bei der Wendung, die jetzt die Literatur genommen, die das Heroische mehr dem Leben überläßt, und sich mit Genre-bildchen oder mit der Metaphysik der gesellschaftlichen Erscheinungen, mit den Novellen begnügt — bei dieser Gestaltung — sag' ich — dürften geistreiche Frauen ganz an ihrem Platze sein, wenn sie das Erlebte in das poetische Gewand einkleideten. Denn wer hat, wie sie, wohl den Zusammenhang der gesellschaftlichen Erscheinungen so aufmerksam und so versöhnend betrachtet, wem liegt ihr Causal-Zusammenhang, ihre Tiefe so klar vor Augen als gerade ihnen, und wer wäre wohl im Stande, einen so befriedigenden Aufschluß zu geben, als gerade sie, die sie den großen Lebenskreis von seinem kleinsten Ringe an zu verfolgen und ihn harmonisch fortzuleiten berufen sind? So manche Kassandra wandelt noch

heute unter uns umher und birgt ein schweres, gramerfülltes Herz im Busen und blickt in das Leben wie in einen Crystall. — Wenige Schriftstellerinnen haben sich wahr gegeben; die meisten affectirten einen männlichen Sinn, steckten sich in einen Ritterharnisch, indeß die Frauenfüßchen gar zierlich und ängstlich hervorguckten. Ihre Werke sind daher krüppelhaft, gespenstisch — möcht' ich sagen. In Deutschland macht Johanna Schoppenhauer allein eine rühmliche Ausnahme; sie versteigt sich nie und ist deshalb für Männer belehrend und für uns anziehend. — Doch unser Gespräch hat eine zu ernste Wendung genommen; lassen Sie uns es abbrechen. Ich höre meinen Mann, ich habe einige lustige Anekdoten für ihn in Bereitschaft. Er bedarf der Erheiterung. Stimmen Sie mit ein; und möge unsere ganze Sorge dahingehen, die Furchen von der Stirn unseres geliebten Freundes zu verscheuchen."

— — — — — — — — — —

Später kam Auguste in ihre früheren Ver-

hältnisse zurück. Doch gestand sie mir, daß der eigentliche Reiz des Glanzes und der Pracht für sie verloren gegangen sei. Die Naivetät war von ihnen gewichen; sie hatte etwas Anderes kennen gelernt; sie fand eine Absicht in den Festen und in dem Luxus; seine ätherische Hülle, seine höchste Aesthetik genoß sie nie mehr mit ganzer, sich hingebender Seele.

2.

Ich war auf dem Gymnasium und hatte viel zu thun. Meine einzige Erholung bestand darin, ans Fenster zu treten und nach dem Hause gegenüber zu blicken. Dort saß schon seit Jahren Tag für Tag ein liebliches Mädchen, strickte, nähte und sah zuweilen auf.

Nach dem Reglement meines Gymnasiums war die Liebe verboten. Doch ein Primaner hat heißes Blut und die alten Classiker fühlen es ihm gerade nicht. War auch mein Verhältniß zu dem schönen Kinde von drüben Liebe zu nennen? Ich glaube: nein.

Ich hatte es nie in der Nähe gesehen, nie gesprochen, ich wußte nicht seinen Namen. Wie man mit einem Sterne allmählig vertraut wird, der immer an derselben Stelle aufgeht und dessen Glanz einem seit Jahren ins Zimmer strahlte, so gewann ich das Mädchen lieb, welches mit seinen zwei Sternen vor mir zu leuchten anfing, wenn der Tag begann, und sich zurückzog, sobald es Abend wurde.

Fand ich die Kleine nicht am Fenster, so wurde mir ganz wunderlich zu Muthe — wie Jemandem, der nach dem Himmel sieht und die Sonne vergebens sucht. Ich hatte mich dergestalt an ihren Anblick gewöhnt, er war mir in dem Maße zum Bedürfnisse geworden, daß er sich als nothwendige Naturerscheinung darstellte und mir die Abwesenheit des Lockenkopfes so befremdend, so seltsam vorkam, als wenn etwa das grüne Haus von drüben mit einem Male roth angestrichen wäre, oder, als wenn der Kirchthurm dreizehn geschlagen hätte.

Ob sie wohl auch an mich denkt?! — Das

lag mir — aufrichtig gesagt — wenig oder gar nicht im Sinne. Wie sie heißen mag — daran dachte ich zuweilen. Man gibt doch den Sternen, den Blumen, den Farben Namen, wie viel mehr dem Mädchen, das zugleich Stern, Blume und Farbe ist. Ueberhaupt — was ist ein Wesen ohne Namen? Es fehlt ihm immer die rechte Frische, das scharfbezeichnete Colorit, die Besonderheit. Und nun gar ein namenloses Mädchen.... Man kann ja mit Bequemlichkeit gar nicht an dasselbe denken.

Ich rieth hin und her, ich durchmusterte die meisten weiblichen Vornamen. Keiner wollte mir so recht passen; sie klangen mir alle zu rauh, zu hart, zu wenig melodisch. Ich hätte nur die Dienstbotin von drüben fragen dürfen und wäre bald im Reinen gewesen. Aber das mochte ich nicht — theils aus Delicatesse, theils aus reinem Egoismus, weil alsdann das schöne Spiel meiner Phantasie erstört worden wäre und weil ich Furcht hatte, durch einen prosaischen Namen in die prosaischeste Nüch-

ternheit zu kommen. Wenn sie zufällig Caroline geheißen hätte — wahrhaftig! Das ganze Verhältniß wäre aufgelös't gewesen. —

Ich dachte an die Orientalen, die ihren Töchtern Blumennamen beilegen. Rose — Nelke — Lilie — Myrthe — ja Myrthe sollst Du für mich heißen, Du schönes, unbekanntes Kind von drüben.

Jahre waren unterdeß verstrichen. Meine Myrthe duftete und blühte gar lieblich und prangte tagtäglich vor meinen Augen. Ich mochte so früh aufstehen, als ich nur immer wollte; der erste Sonnenstrahl hatte die Blume schon hervorgelockt. Ich war unterdeß älter und verständiger geworden und mancher Blick in das Blumenleben war mir aufgegangen. Ich hatte die Rosenknospen belauscht und erfahren, was sie im Frühlingsschlummer träumten; ich hatte sie geküßt, wenn der Kelch, von Nachtigallenliedern geweckt, sich öffnete. Auch die Lilien waren mir nicht mehr so ganz fremd. Ich konnte in ihren großen Augen lesen, ihren

Duft in meine Seele einsaugen und durfte sie an mich drücken, wenn die heißen Sonnenstrahlen ihr liebergluhendes Haupt zur Erde beugten. Doch die Myrthe hatte ich mir heilig-unberührt gehalten. Wenn es mir schwül und eng um die Brust wurde, blickte ich zu der geweihten Blume herüber und war wieder fromm und gottselig.

Eines Morgens trat eine bejahrte Dame ins Zimmer und fragte mich, ob ich der Poet wäre, der für den Schneidermeister N. das meisterhafte Geburtstagsgedicht angefertigt hätte. Ich mußte mit einem: Ja! antworten und die Matrone fuhr fort. Derselbe hat Sie mir für das Hochzeits-Carmen empfohlen, das ich zum künftigen Mittwoch brauche. Ich wohne gradeüber. Das Mädchen, das Sie am Fenster sitzen sehen, ist meine Tochter, deren Vermählung über acht Tage Statt findet und die ich im Namen des Bräutigams durch Ihre Verse zu überraschen gedenke. Ich versprach ihr, sie zur bestimmten Zeit zu befriedigen, und die Dame entfernte sich. —

Auch nicht das geringste, bittere Gefühl ging durch meine Brust, als ich die überraschende Nachricht hörte. Ich hatte früher kaum daran gedacht, daß meine Myrthe sich verheirathen könne. Ihr Genius hatte mich seit Jahren umschwebt und war in meiner Seele versöhnend und beschwichtigend eingegangen. Möge ein liebreicher Gärtner Dich pflegen und möge er Deinen Duft zu würdigen wissen — das war Alles, was mir durch den Kopf zog.

Ich stellte mir frische Myrthen auf den Schreibtisch und dichtete das Hochzeitscarmen. Ihr Hauch ging auf meinen Gesang über; und ich war mit mir zufrieden. —

Am Tage vor der Vermählung stand ich drüben im Wohnzimmer. Die Mutter war nicht zu Hause und die feierlich geschmückte Braut trat mir entgegen. Sie war weiß gekleidet und hatte den bräutlichen Kranz auf der Stirn. Man kann sich denken, wie der Letztere meine Phantasie anregte. Ich sah sie jetzt zum ersten Male in der Nähe,

und hätte mir sie nie so heilig, so engelmild vorgestellt. Sie war von Myrthenduft umwallt und ich glaubte eine lebendige Blume vor mir zu sehen, in deren Feuerkelch sich Engel wiegen und Psalmen anstimmen. Ich hätte auf meine Knice sinken, ihre Hand fassen und ihr für all' das Gute danken mögen, das sie unbewußt mir gespendet.

Sie rief mir entgegen: Sie sind gewiß der Poet von drüben. Mutter hat mich überraschen wollen; und ich bin hinter die ganze Geschichte gekommen. Geben Sie nur mir das Gedicht; mag es gar zu gern lesen.

Ich reichte ihr das Papier hin und sie sagte etwas gravitätisch-drollig: Sie haben eine Kennerin vor sich. Wir sind auch nicht von gestern und haben auch Verse gemacht.

Doch der Scherz wich bald von ihrem Angesichte; und ihr Auge wurde feucht, je weiter sie las. Sie sah auf und blickte mich lange an. Ich hatte meine reinen Gefühle in den Gesang hineingehaucht und sie in Liliensarben getaucht.

Der Bräutigam mußte sinnlicher, rührender gesprochen haben: meine Worte glichen dem keuschen Mondesstrahle, der sich in den bläulichen Wellen abspiegelt.

Sie fragte mich still-innig: Sehen Sie mich heute zum ersten Male?

Mein Gefühl übermannte mich. Ich erwiederte ihr Alles, was ich wußte; ich erzählte, wie sie mich schon seit Jahren umschwebte, wie das Andenken an sie meine Schmerzen milderte, meine Sünden tilge und die Dämonen zur Ruhe wiege; wie sie in meinen Liedern lebe, durch meine Träume ziehe und wohlthätig und himmlisch in mein ganzes Leben hineingreife. Ich setzte ihr auseinander, wie bedeutungsvoll es für mich sei, sie grade heute an dem Tage kennen zu lernen, wo sie das Eigenthum eines Anderen werden sollte, und wie mir diese Zufälligkeit als Himmelszeichen erscheine, daß ihr Genius immer mit mir verschwistert bleibe, auch wenn sie in das neue Verhältniß getreten sei.

Ein heißer Kuß, zu glühend für einen Genius, brannte auf meinen Lippen; ich fühlte ein feuchtes Auge an dem meinigen; ich hörte den erstickten Ruf: Gehen Sie! —

Nachmittags erhielt ich eine Einladungskarte auf den Abend. Ich ging hinüber und fand eine einfache, herzliche Hochzeitsfeier, wie sie gewöhnlich bei den gebildeten Familien des Mittelstandes hier unter wenigen Verwandten und Bekannten still begangen wird. Man stellte mich dem Bräutigam vor, einem soliden, brauchbaren Menschen, der in einem nahgelegenen kleinen Städtchen Subalternbeamter war und dorthin mit seiner Frau abzugehen gedachte. Er sagte mir, seine Braut wäre ganz von meinem Gedichte entzückt und lud mich ein, ihn ja recht bald in seinem Hause zu besuchen. Ich versprach es ihm; und wir trennten uns recht herzlich. Die Myrthe bekam ich den ganzen Abend über nicht zu sehen; wir vermieden uns gegenseitig. —

Des Nachts hatte ich einen wilden Traum.

Ich befand mich in einem Garten, die Sonne brannte heiß und die Nachtigallen flöteten erotische Weisen. Die Blumen sahen mich sinnlich-gluthvoll an und winkten mir. Das Blut rollte mir stürmisch durch die Adern und meine Lippen lechzten vor Verlangen. Ich flüchtete zur Myrthe und glaubte, der wohlbekannte Genius würde durch kühlenden Himmelsthau meine glühenden Schläfe benetzen. Aber auch die Myrthe beugte sich wollüstig über mich und küßte mich und regte mich auf. Ich erwachte. —

Jener Moment am Tage vor der Hochzeit hatte mein physisches Verhältniß zu dem Frauenbild am Fenster ganz verändert; es wurde ein sinnliches und seine Heiligkeit war entschwunden. Ich bereute es tief, sie je gesprochen zu haben und verließ aus Aerger meine Wohnung, da jetzt drüben statt des Venussternes der große Bär in der Gestalt der alten Mutter täglich aufging.

Später lernte ich die Raphaelschen Madonnen kennen und fand das reichlich wieder, was ich in

der Myrthe verloren hatte. Manchmal blitzt diese durch meine Seele; sie trägt die irdische Krone, „die gewebt ist aus Gluth und Verlangen." Ihren Namen weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht. —

3.

Oft sah man nach dem Akademiegebäude einen schönen Jüngling wandern. Ein kurzer Schnurrock schmiegte sich an den zartgebauten Körper an, ein paar Schuhe hüllten die kleinen Füßchen ein, eine burschikose, farbige Mütze saß schalkhaft auf dem Lockenkopf und eine dünne, elegante Reitpeitsche bewegte sich durch die niedlichen Finger. Er schaute recht keck umher, trug seine Mappe und zeichnete den ganzen Vormittag nach Gyps- und lebenden Modellen. Sein Kunsturtheil war scharf, seine Fähigkeit in der schönsten Entwickelung; und Niemand wußte den Stift so zart und die Conturen so sicher wiederzugeben.

Wenn er nach Hause kam, ging er zum Va-

ter und zeigte ihm, was er heute gearbeitet. Der Vater küßte ihn und sagte: Du treibst es doch zu weit. Der Sohn erwiederte: es treibt mich zu weit; und ich muß folgen. —

Dann sprang er vor den Spiegel, besah sich von oben bis unten, lachte laut auf, warf den Rock und das Halstuch von sich und eilte in das nebenanliegende Zimmer.

Als er heraustrat, war er zum lieblichen Mädchen geworden. Ein einfaches Kleid, eine weiße Busenkrause — darin bestand die Metamorphose. Aber das Gesicht und das ganze Wesen hatte mit einem Male etwas Weiblicheres, etwas Weicheres angenommen. Das Auftreten war leiser, das Auge schüchterner, die Handbewegungen zurückhaltender; die Locken wogten nicht mehr wild durcheinander und auf den Lippen wiegte sich jetzt ein Lächeln, das sie früher keck umspielt hatte. —

Sie deckte den Tisch, kramte, wurde geschäf-

tig, schwatzte, sang, kurz war bis zum andern Morgen ein Mädchen wie alle anderen.

Dann aber wurde der Jünglingsrock hervorgesucht und die Liebe zur Kunst ließ sie einen Schritt thun, der ihrem weiblichen Sinne manches Opfer gekostet haben mochte.

Durch einen frivolen Zufall, den ich nicht näher erzählen mag, kam das Verhältniß an den Tag. Rohe Gesellen, die seine Zartheit nicht zu würdigen wußten, benutzten es zu Zweideutigkeiten.

Dem Mädchen füllte sich das Auge mit Thränen; es kam nie wieder.

Die Jungfrau habe ich noch oft, den Jüngling nie mehr gesehen. Dieser ist in den Kleiderschrank zurückgelegt; aber jene prangt in wahrhaft himmlischem Glanze. Denn durch ihr großes Auge blitzt der Götterstrahl der Kunst und eine heilige Flamme glüht in dieser Mädchenseele.

XX.

Skizze aus dem hiesigen Tollhause.

Er saß im Narrenhause und hielt sich für Gott.

Wenn der Tag endete, schloß er das Auge und schlief ein.

Denn die Sonne — sagte er — ist mein Auge. Sobald ich es schließe, leuchtet es der Welt nicht mehr, und dann wird es Nacht.

Bei Tag denk' ich, des Nachts träum' ich.

Meine Gedanken werden Welten, meine Träume Kunstwerke. Glaubt mir — Eure guten Lieder, Heldengesänge, Farb- und Tongemälde sind meine Träume, wie alles Lebende und Wirkliche ein Theil meiner Gedanken ist.

Zu Ende März rief er: ich will den Frühling machen!

Dann nahm er seine Harfe zur Hand und spielte gar liebliche Weisen. Ich will mit meinen Liebestönen die Blumengeister hervorlocken, milde Lüfte zaubern, die gefesselten Quellen und Bäche erlösen und den todten Geschöpfen die Auferstehung verkünden.

Sobald der Winter nahte, weinte er.

Wenn Gott weint — sagte er — erstarrt die Erde und es friert.

Er hatte Freunde und Frau und Kinder. Die besuchten ihn und klagten: Justizrath — was ist aus Dir geworden?

Er erwiederte; ich bin Gott, und fühle mich doch nicht recht glücklich. Denn ich kann nicht beten. Da ist der Mensch besser daran, als ich.

Glaubt Ihr — ich weiß nicht, daß ich hier im Tollhause sitze. Das ist eben der Fluch, welcher auf ihnen lastet, daß sie mich stets zum Märtyrer machen, so oft ich mich im Fleische offenbare. Und das geschieht öfters, als Ihr wohl glaubt! Nicht blos Christus ist gekreuzigt worden!

— Jetzt habe ich die Gestalt eines Justizrathes angenommen, will die Welt versöhnen und verklären; — sie werfen mich zu den Todten.

Es wird ihnen aber schlimm bekommen! Sie halten mich schlecht. Es ist hier ein furchtbarer Zug. Ich werde mich erkälten und den Schnupfen bekommen. Dann wehe ihnen! Wenn Gott nur unwohl ist, wird die Welt schon krank. Vor zwei hundert Jahren hatte ich die Migräne; da lastete auf der Erde schon die Pest. Was würde erst geschehen, wenn ich in ein Nervenfieber verfiele?! —

Es wäre mir eine Kleinigkeit, mich an den Undankbaren zu rächen. Ich brauchte eines Morgens nicht mein Auge zu öffnen; und sie haben keine Sonne. Oder ich lasse einmal nur auf ein paar Stunden das Regieren, und die alte Welt verfällt in das alte Chaos.

Aber ich will es noch mit ansehen. Auch Gott kennt die Ironie. Gnade und Barmherzigkeit erfüllt mein Herz. Es ist eines Gottes würdig, zu verzeihen und zu leiden. —

Du jammerst, mein Weib; Ihr klaget, meine Kinder!?

Wir hatten einst bessere Tage. Erinnert Ihr Euch noch der Zeiten, in denen griechische Schönheit, römische Größe und später katholische Pracht zu Euren — zu meinen Füßen lag. Jetzt gibt es schmale, protestantische Bissen! Es wird bald besser werden.

Haltet Euch ordentlich, meine Kinder. Man wird Euch noch mit der Laterne suchen. Sie jagen jetzt ein Gotteskind nach dem andern aus der Welt und glauben dadurch viel gewonnen zu haben. Wenn es aber so recht düster und unselig aussehen wird, dann werden sie Dich, mein Sohn, Glaube, und Dich, meine Tochter, Liebe, wieder vom Himmel herunterholen.

Lasset nur nicht an Euch mäkeln durch rationalistische Keckheit. Bleibt, wie ich Euch ursprünglich geschaffen. Wenn man Euch so nicht haben mag, fliehet ganz davon. Dann wird man bald fühlen, was man an Euch verloren hat, und

reuig in Eure Arme zurückkehren. Nichtigkeit führt zu mir zurück; Halbheit läßt ewig an dem Teufel kleben.

Er trug gewöhnlich einen Anzug, der aus Folio-Druckbogen von alten und neuen Testamenten zusammengenäht war. Denn er sagte: die heilige Schrift ist das Gewand Gottes.

So saß er auch eines Tages in seiner Zelle, als es behutsam an die Thüre klopfte.

Ein hagerer, blasser Mann im modernen schwarzen Frack trat leise in das Zimmer und fragte:

Stehe ich vor Gott?

— Zu dienen!

Ich bin der Teufel. —

Gegenseitige Verbeugungen.

Nehmen Sie gefälligst Platz. Was führt Sie zu mir?

Der Gefragte setzte sich und fing folgendermaßen an:

Sie wissen, daß ich meiner diabolischen Natur gemäß Mystificationen liebe; und so hatte ich denn vor etwa zwanzig Jahren die Gestalt des Hofrathes N. angenommen. Diese Maske behagte mir aber nicht mehr. Ich wollte in meinen ursprünglichen Wirkungskreis zurückkehren und sagte zu allen Freunden und Bekannten: Meine Herren — Sie glauben, ich bin der Hofrath N. Nicht wahr? O wie irren Sie sich! — Sie sehen in mir den Teufel. Meine in der Erdenehe erzeugten Kinder redete ich also an: Ich habe jetzt so viel zu thun, daß ich bald ein Vice-Teufelthum einrichten werde. Jeder von Euch bereite sich vor, diese Charge bekleiden zu können. Laßt aber von Eurem Thun und Treiben nichts offenbar werden. Sonst verarbeitet man Euch zu elenden Operntexten, wie man es mit meinem Sohne Robert gemacht; und dagegen sträubt sich mein väterliches Herz. Ich machte von meinen diabolischen Privilegien Gebrauch, ging mit der Hahnenfeder und einem Bocksfuße umher, wollte den Leuten für schweres

Geld ihre Seele abkaufen und sagte einem Maler, der mich in irgend einer Heiligengeschichte angebracht, gradezu ins Gesicht: Herr — Sie haben keine Idee vom Teufel, wenn Sie ihn durch eine solche Fratze darstellen. Sie bezweifeln, was ich sage, Sie sehen mich erstaunt an? durch ein Wort schmettere ich Sie zu Boden. Belieben Sie mich anzuschauen, recht genau, recht treffend. Finden Sie irgend eine Aehnlichkeit zwischen ihrer Vogelscheuche und mir? Sie sagen: nein, Sie blicken befremdend auf mich. Nun, so hören Sie, sinken Sie in Ihr pinselhaftes Nichts zurück und kommen Sie nie mehr auf den Gedanken, Satan malen zu wollen. Denn ich bin der Teufel! Die Polizei, mit der ich sonst sehr gut zu stehen gewohnt war, legte sich dazwischen; und man sperrte mich hier in ein Tollhaus. Gestern hört' ich von meinem Wächter, daß Sie sich ebenfalls hier befinden. So habe ich denn diese Frühstunde benutzt, um meiner Aufsicht zu entschlüpfen und mit Ihnen ein Geschäft abzumachen, das mir schon

lange auf dem Herzen liegt. Sie glauben gar nicht, Werthester, wie sehr ich Ihnen nachgeforscht habe. Sie waren auf der Erde nirgends zu finden; und in den Himmel durfte ich nicht hinein, so lange das revolutionäre Element sich dorthin noch nicht Bahn gebrochen hat. Wird schon kommen, wird schon kommen. — Doch woher geschieht es, daß Sie sich jetzt gar nicht mehr in den Kunstwerken der Menschen offenbaren? Sonst war es anders. Wenn ich Sie zu sprechen wünschte, ging ich in Raphael's Malerstube und fand Sie dort fast immer. Bei Tasso, Correggio, Klopstock und Mozart habe ich Sie selten vergebens gesucht. Aber jetzt?! Ich begab mich in alle Atteliers, lief zu fast allen lebenden, deutschen Dichtern, sagte: Hochzuverehrende Herren — ich suche Gott bei Ihnen, und fand Sie bei Keinem, ja nicht eine Spur von Ihnen. Daß Sie in Salons und diplomatischen Kreisen sich nicht aufhalten, wußte ich im Voraus und würde es mir auch höflichst verbeten haben, da ich meistentheils in jenen prä-

ffire. So durchmusterte ich Kirchen, Seminare, Residenzen, Universitäten und Deputirten-Kammern vergebens, bis ich Sie endlich hier im Toll-hause fand. —

Sie sind in der neuesten Zeit als Schrift-steller aufgetreten und scheinen die Weitschweifigkeit Ihrer Collegen angenommen zu haben. Zur Sache. Was verlangen Sie von mir?

Der Teufel schmunzelte, zog einen Stoß Acten aus der Tasche und erwiederte:

Obgleich ich jetzt das dankbarste Thema vor mir habe, Ihnen die eigentliche Tendenz meiner literarischen Beschäftigungen auseinander zu setzen und so recht vom Herzen auf die Poeten loszuziehen, die mich zum Aushängeschild ihrer Wasser-suppen-Gedanken machen; so will ich diese Kritik meiner selbst doch lieber jetzt sein lassen, weil ich noch gar nicht dafür stehe, ob nicht irgend ein hungriger Autor hier versteckt ist, auf unsere Unterredung lauscht, sie Wort für Wort nachschreibt und sie alsdann zum Nutzen und Frommen seines

Beutels der [illegible] aufsiecht. Darum also und wegen noch vieler anderen Gründe, will ich mich kurz fassen. Sie erinnern sich, daß ich vor vielen Jahrtausenden, als Sie in Verlegenheit waren, Ihnen Geld borgte und dafür von Ihnen die Erde zur Hälfte abgetreten bekam. Ich habe seitdem mein Wesen auf ihr nur theilweise treiben können, da laut des Contractes Ihnen Welas zur alleinigen Disposition gestellt wurde. Jetzt ist die Zeit um; und indem ich mein Capital nebst 6 Procent Zinsen zurückfordere, mache ich Ihnen folgenden Vorschlag.

Er deutete auf einen Beutel mit Scherben, Glasperlen und Rechenpfennigen und fuhr fort:

Ich bin reich, enorm reich. Was Sie hier sehen, sind hunderttausend Millionen Milliarden Friedrichsd'or. Wir kennen uns, und Sie nehmen mir's gewiß nicht übel, wenn ich Ihnen sage: Sie brauchen Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld. Sie stehen auf dem Punkte, bankerott zu werden. Belieben Sie sich einmal umzuschauen,

wieviel verdienstvolle Menschen, wieviel Unglückliche Sie nur das Nothdürftigste ansehen. Sind Sie im Stande ihnen zu helfen? Nein, und abermals nein! Wollen Sie Ihrem Pflanzrecht-schäftchen vorstehen, so müssen Sie die Tugendhaften retten. Sie müssen, — partout, Sie müssen. Was nützt dem Menschen ein Gott, der für sein individuelles Wesen kein Interesse nimmt. Aber woran liegt es? — An Ihrer Kasse. — Sie haben obendrein noch Schulden, welche unzählige im Leben Gequälte mit ins Grab nehmen und dort Freuden und Wonnen erwarten. Wie es damit steht, wissen wir. Wenn das so fortgeht, kommen Sie um das bischen Credit, das Sie noch genießen. Hören Sie mich an und ich ziehe Sie aus Ihren Verlegenheiten. Ueberlassen Sie mir die Erde ganz; und ich zahle Ihnen, was Sie nur wollen. Kann Ihnen auch viel an diesem Reste gelegen sein, da so unzählige andere Planeten Ihnen zu Diensten stehen?"

Gott-Justizrath gab zur Antwort:

Was Sie da sagen, läßt sich in einer Novelle sehr gut hören, behagt mir aber ganz und gar nicht. Ich bin weder im Stande, Ihnen das auf die Erde vorgeschossene Capital zurückzuzahlen, noch werde ich Ihnen dieselbe je ganz abtreten. Ich habe nun einmal eine Passion für den Planeten, weil ich in meinen jungen Tagen so viele Saiten, als Jupiter, auf ihm mitgemacht habe. Was wollen Sie also thun? Sie werden mich doch nicht verklagen und die ganze Geschichte mit den überirdischen Verhältnissen vor ein prosaisches Menschen-Stadtgericht bringen, wo die Herren Räthe und Referendarien die erbauliche Historie als einen Tollhausfall statuiren und uns Beide aufs Neue einsperren lassen würden? Ich finde also nur einen Ausweg. Seitdem Sie mir ins Handwerk gepfuscht haben, bin ich — aufrichtig gesagt — meiner Gottheit überdrüßig. Sie gewinnen mir den Vorsprung; und ich werde zurückgesetzt. Herrschen Sie entweder *ganz*, oder ich. Damit wäre auch den Erdensöhnen gedient, die

dann entweder ganz göttlich oder ganz des Teufels würden; indeß sie jetzt durch unsere getheilte Herrschaft von einer Seite zur andern schwanken, uns Beide entbehren lernen und sich mit einem Juste-milieu begnügen, das weder ich bin, noch Sie sind. Wir wollen uns duelliren! gleich auf der Stelle! Bleibe ich, gehört die Welt ganz Ihnen; fallen Sie, gehört sie mir.

Ich rechne es mir zur Ehre, mich mit Ihnen schlagen zu dürfen — meinte der Geforderte. Erinnern Sie sich noch, wie wir 1789 mit einander gekämpft haben? —— Damals kam es zu keiner Entscheidung; Bonaparte stellte sich zwischen uns. Das wird Rumor und Revolutionen abgeben! Sie werden die Erdstöße und Völkerreibungen in ihren Zeitungen zu erklären suchen; und ahnen nicht, daß Gott mit dem Teufel ringt. —

— — — —

— — — —

Und wie die Furien stürzten sie auf einander,

schlangen die Arme fest um den Nacken und wälzten sich mit höchster Kraftanstrengung am Boden. Der Schaum stand ihnen vor dem Munde, die Haare flatterten wild und die Gesichtszüge waren krampfhaft verzerrt. Der Teufel-Hofrath kam oben zu liegen. Mit seinen langen Nägeln kratzte er dem Andern die Augen aus, schnürte ihm den Hals zu und erdrosselte ihn.

Zwei leise Seufzer — ein Sterbelächeln — Gott war gestorben. Er hatte sich noch einmal emporgerichtet und gestöhnt: Teufel — richte die Welt nicht zu Grunde! —

Dieser erhob ein höllisches Hohngelächter und jauchzte:

Gott ist todt! Gott ist todt! Gott ist todt! Ich bin der alleinige Herr! Wenn ich nur das Gottesherz hätte!

Und er ergriff ein Messer und wollte dem Ermordeten den Leib aufschlitzen.

Da stürzten, durch das grauenhafte Lärmen herbeigerufen, die Krankenwärter ins Zimmer, entrissen dem Rasenden die Leiche und schleppten ihn gewaltsam fort. —

XXI.

Minister.

— — — Video meliora proboque:
Deteriora sequor. — — —

(Ovid. Metam. VII, 10.)

XXII.

Theater.

Ich darf annehmen, daß seine Einrichtung dem Leser bekannt ist und versetze ihn daher in medias res. Wir haben zwei Künstler, die Herren Devrient und Rott, und mehrere recht gute, ausgebildete Schauspieler aufzuweisen. Bei dem weiblichen Personale findet dasselbe Verhältniß Statt und nur den Damen Crelinger und Wolff ist das bedeutungsvolle Attribut von Künstlerinnen zu ertheilen.

Man muß den guten, ausgebildeten Schauspieler durchaus von dem unterscheiden, der „ein Künstler“ genannt zu werden verdient. Ich will zur Erläuterung ein Gleichniß aus einer nahen, verwandten Sphäre geben.

Wir haben von zwei Meistern zwei Portraits vor uns, die ein und dasselbe uns bekannte Urbild darstellen. Jedes ist correct, getroffen, jedes hat ein frisches Colorit, eine richtige Anatomie; und doch steht das eine als Kunstwerk weit höher als das andere da. Der eine Maler hat weiter nichts als ein ähnliches Portrait geben wollen; er hielt sich genau an das lebende Modell; kein Verhältniß, keine Nüance, kein Schatten des Gesichtes ging ihm verloren; so lagen die Haare, so war der Mund; so das Kinn geformt, so die Richtung des Kopfes — mit einem Worte, er portraitirte genau und ängstlich. Das Erstere hat der andre Maler auch gethan. Er ging aber noch weiter. Er wußte Poesie in das Bild hineinzulegen; er gab ihm eine Umgebung, die symbolisch mit dem Charakteristischen des Portraits in Verbindung steht und uns dessen tieferes Wesen vor Augen führt; er streute in die Gewandung, die er vielleicht gar nicht so vor Augen gehabt, einen gewissen geistigen

Anhauch ein, der sich harmonisch an die Gesichtszüge anschmiegt und sie bedeutsam erklärt; er zeichnete den Kopf in einer kecken Wendung, welche scharfbezeichnend der Physiognomie zum wohlthuenden Rahmen dient und wie mit einem Zauberschlage in die Eigenthümlichkeit des Urbildes führt; er veredelte dieses dadurch, daß er seine Züge in eine prägnante Einheit brachte und ihre hervorragende Originalität zugleich als Culminationspunkt des Ganzen und zugleich als künstlerisch und allmählig in das Mienenspiel des Antlitzes übergehend darstellte; er malte dem Bilde als Schmuck, als Beschäftigung u. s. w. einen Gegenstand bei, der durchaus nicht zufällig hier hingeworfen ist, sondern der dem denkenden Beschauer ein weites Reich der Ahnungen in das Seelenleben oder in den Charakter des Portraitirten erschließt — kurz er überschritt das ihm Vorgeschriebene und lieferte ein selbstständiges Kunstwerk, das man theilweise ein historisches Bild nennen darf. —

Sind die beiden Maler mit einander zu vergleichen? Jeder hat Fertigkeit und Auffassungsgabe gezeigt, Jeder etwas Tüchtiges geliefert; und doch muß man den Einen weit höher als den Andern stellen. Der Erstere hat blos nachgeahmt und die Natur portraitirt; der Zweite hat das Gegebene in sich umgearbeitet, ihm seine subjective Poesie aufgedrückt und eine selbstständige künstlerische Gestaltung hervorgebracht.

Was soll der Schauspieler anders, als Portraits von Charakteren geben, die in den Dichtergebilden leben? — Und ich überlasse es gern dem geneigten Leser, sich aus dem Vorhergehenden zu construiren, was ich unter dem guten, gebildeten Schauspieler und was unter dem Mienenkünstler verstanden wissen will.

Das Hervorragen des Letzteren bringt bei der Aufführung von klassischen Stücken, in denen jede Nebenperson bedeutend in das Ganze eingreift, für den Kenner eine völlige Ungenießbarkeit der Darstellung hervor. Tritt z. B. Devrient in einer

shakspearschen Tragödie auf, so geht ihr innerstes Wesen, die Harmonie in den verschiedenen Stoffen der Fabel, die durch ihre kecke Gegenüberstellung und durch ihre wunderbare Versöhnung dargelegte, großartige Weltanschauung nicht nur verloren; sondern das Publikum erhält dadurch einen falschen Gesichtspunkt für das Kunstwerk, daß das ganze Personal dem einen Heros untergeordnet ist, daß dieser und immer nur dieser glänzt, daß die bedeutendesten Partien, in denen grade der Tagesheld nicht auftritt, als in den Hintergrund geschoben, spurlos vorüberstreifen, daß also die eigentliche Aesthetik verloren geht, daß (wie beim Kaufmanne von Venedig) der Zuschauer auch nicht ein Körnchen von dem, was der Dichter eigentlich gewollt, versteht und im grausenhaften Juden-Blutdurst und seiner Bestrafung die Handlung und die Idee des Schauspiels erfaßt zu haben glaubt.

An eine Abrundung, an ein Unterordnen unter das Ganze, an eine Mäßigung des Indivi-

duums auf Kosten des Kunstwerks, seines Gesammteindruckes, seines höchsten Zweckes — daran ist bei uns gar nicht zu denken. Einzeln spielen die Schauspieler recht brav — zusammen herzlich schlecht. — Die Meisten suchen ihr zufälliges Talent an den Tag zu legen und denken gar nicht daran, daß ihr schroffes Hervortreten die Farbe und die Harmonie des Stückes stört. Neulich wurde hier das Käthchen von Heilbronn aufgeführt. Die Rolle des Wirthes, der mit Recht vom Dichter ganz leicht hingezeichnet ist, war einem jungen Manne übergeben worden, der Ansprüche darauf macht, ein Komiker zu sein. Würde diesem nur der geringste Blick in das Grundwesen jenes Schauspiels aufgegangen sein, so hätte er es verschmäht, seine Partie auf eine Weise hervorzuheben, die dem Gesammteindruck schadet und täppisch in das zarte Gewebe hineingreift. Er trug eine sehr jocose Maske, schnitt Capriolen und hätte seiner Rolle Ehre gemacht, wenn er sie etwa selbstständig in einem Declamatorium vorgetragen.

Hier aber, als dem Kunstwerk und seiner Idee untergeordnet, mußte ihn jeder Einsichtsvolle fragen: Wie kommst Du mit Deinen albernen Späßen hierher? Störst Du nicht, wenn Du durch Dein Gesichterschneiden den Zuschauer aus der ihn umgebenden sinnigen Welt reißest und ist nicht *Dein* Zweck, Lachen zu erregen, grade dem *Zwecke* des Schauspiels entgegen? Hat Dich der Dichter etwa als ironische Folie hingestellt? Wollte er nicht, daß Du blos gehst und kommst und die paar Dir in den Mund gelegten Worte anspruchslos hersagst? —

Daran dachte unser Publicum aber nicht; es klatschte jenem Schauspieler Beifall zu, anstatt daß es indignirt sich von ihm hätte abgewendet haben sollen. Denn die Meisten unserer Theaterbesucher liegen noch in den ästhetischen Windeln. Der *Moment* reißt sie hin und bis zu einem tieferen Eindringen in die Gesammtdarstellung gelangen sie selten. Dazu kommen noch die moralischen Ueberbleibsel von der Iffland'schen Periode. Man will kein Kunst-

werk, man will das Gute belohnt und das Böse bestraft sehen. Betrachtet man die Berliner im Parquet, so kommt man in Versuchung, von ihrem kritischen Geiste nicht viel zu halten; sie sind durch und durch Gefühlsmenschen. Wie wird gejauchzt, wenn ein Hochadliger Schläge bekommt, wenn der Tyrann seinen Lohn empfängt und der Unschuldige triumphirt. Die Leute fassen das auf, was ihrem Herzen Freude macht, klammern sich an den Rahmen des Stückes und kümmern sich wenig oder gar nicht um sein eigentliches Gemälde. Oft hört man Beifallsgeklatsch und Lachen bei Stellen, die in ihrer ironischen Bedeutsamkeit Schauer erregen sollten, und oft wird den zufälligsten Scenen die größte Aufmerksamkeit geschenkt, weil sie gerade moralisch und populär gehalten sind, indeß die großen, tragischen Partieen ihres Kunstwerthes und ihrer Tiefe halber unbeachtet vorübergehen.

Diese Flachheit des Publicums muß um so mehr Wunder nehmen, da man es unserer Inten-

dantur zum Ruhme nachsagen muß, daß sie durch ein gewähltes, classisches Repertoir die Zuschauer heranzubilden sucht und deutsche, wie ausländische Dramen im belehrenden Wechsel vorführt. Da unser Institut buchstäblich ein königliches ist und nur durch bedeutenden Zuschuß aus der Privat-Chatoulle Sr. Majestät in seinem jetzigen Glanze dasteht, so darf es nicht befremden, wenn hier und da kleinliche Rücksichten vorwalten, und wenn jener gehässige Geist (den ich hier nicht näher bezeichnen will, um nicht aus der heiteren, friedlichen Sphäre herauszukommen und meine Feder in Galle tauchen zu müssen) bis in die geweiheten Hallen der Kunst dringt. Wilhelm Tell erwarten wir seit Jahren vergebens. Die Herren sagen, es fehlen angemessene Decorationen. Diese Lüge macht ihnen deshalb Ehre, weil sie sich schämen, den eigentlichen Grund anzugeben. Dieser besteht darin, daß jenes Stück einen republicanischen Hintergrund hat. Indem man im Stillen diesen Gedanken auch hegen mochte, als uns

Egmont vorenthalten wurde, beurkundete man, daß man den Dichter und sein Werk nicht verstanden hatte. — Faust soll einstudirt gewesen und auf das Andringen gewisser Leute wieder zurückgelegt sein. Die Räuber wurden ganz in den Hintergrund geschoben; und wenn Devrient einmal wieder den Franz geben wollte, so mußte er anderswo in Gastrollen auftreten. —

Ich führe diese unbedeutenden Einzelnheiten deshalb auf, weil sie inhaltsschwerer durch die ihnen zu Grunde liegende Tendenz werden und weil sie deutlich verkünden, wie trotz des großen Geschreies hier durchaus nicht den Dirigenten jener bedeutungsvolle Blick in die Kunst aufgegangen ist, die versöhnend und allumfassend uns über alle Klätschereien und über jede momentane, vorüberfliegende politische Richtung stellt; wie jene Herren mächtige Dichtergebilde vorzuenthalten oder gar zu verstümmeln im Stande seien, weil sie, die ewigen und wahren, mit dem Krähwinkelsystem in entfernte Collision kommen; und wie sie das

durch den eigentlichen Werth des Institutes herabwürdigen, daß sie andeuten, Melpomene müsse im preußischen Solde stehen und der bornirten preußischen Weltanschauung untergeordnet sein. — Wer hier „Nathan den Weisen" sieht, er kennt ihn kaum wieder. So ist das Kühne, Rationalistische und Freigeistige zersetzt und heraus gerissen. Nirgends sollten doch die Gewalthaber ihre Nichtigkeit und die Gehaltlosigkeit ihres eingeschlagenen Weges tiefer kennen lernen, als wenn ein Kunstwerk, wie das oben genannte, mit seinen prophetischen Tönen an ihnen vorüberzieht, und ihnen „das Inhaltsverzeichniß der Zukunft" ins Angesicht hält. So wird es kommen! hat uns Lessing verkündet; und all' die preußischen Räthe, Hofräthe und Geheimräthe vermögen für die Geschichte nicht ein Jota von dem zu streichen, was der Seher geweissagt. In selbstgeschaffenen Phantomen mag man so beschränkt als möglich handeln; aber den Gottesgeist unserer großen Dichter und Weisen sollte man doch

unverkümmert schalten und walten lassen, und sich in seiner Ohnmacht nicht kleinlich und kindisch gegen das Gewaltige und Nothwendige anstemmen. —

Bei den Productionen unserer neuen Dichter kommt das Obige darum selten in Betracht, weil diese wohl wissen, daß ihre Stücke niemals zur Aufführung kommen, wenn sie nicht von vorn herein hübsch zugeschnitten sind. Ernst Raupach gebührt hier der erste Platz, da man ihn den Alleinherrscher auf der Berliner Bühne nennen darf. Seine älteren Dramen tragen insgesammt jenes formlose Gepräge an sich, dem man zu viel Ehre anthut, wenn man es „lyrisch" nennen würde. Der Dichter selbst scheint sie als Jugendsünden oder wenigstens als Uebergangsstufen anzusehen, indem er den früher eingeschlagenen Weg liegen ließ und sich in die streng historische Behandlungsweise warf. Was er in dieser geleistet, verdient aus vielen Gründen Beachtung, und ich darf die bisher aus seinem Hohenstaufen-Cyklus zur Aufführung gekommenen Tragödien als mei-

nen Lesern bekannt voraussetzen. Raupach verfolgte streng die Geschichte, deren gewaltiger und gedrängter Stoff wohlthätig auf seine Diction einwirkte, indem sie ihm die Ueberschwänglichkeit nahm und dem blühenden und blumenreichen Style auch eine episch-dramatische Würde und Gehaltvolligkeit gab. Der Fortschritt in der Rhetorik unsers Verfassers ist unverkennbar und berechtigt zu den schönsten Erwartungen für die Bereicherung der Sprachwendungen und für ihre Eleganz. Mit der Verschmelzung der historischen und poetischen Stoffe und mit der Charakteristik darf der Kritiker durchaus nicht zufrieden sein; und die Auffassung der Geschichte in ihrer tragischen Höhe, wie sie der Dichter uns vorführt, muß er tadeln. Die universelle Bedeutsamkeit der Hohenstaufen, ihr Ankämpfen gegen die Kirche und ihre Institutionen, ihr prophetischer Blick in das Morgenroth der neuen Zeit und ihr tragischer Untergang, den die noch nicht für ihre riesigen Pläne und Träume reife Mitwelt herbeiführte — das hat Raupach

nicht genug hervorgehoben und sich mehr mit einem diplomatischen und Familien-Rahmen begnügt. Hier und da spricht ein Kaiser seine Gedanken aus, verkündet ein Cardinal das Dasein der Hierarchie; aber es sind nur Worte, hingeworfene Worte, die durchaus nicht zur Handlung gehören und allenfalls hätten wegbleiben können. Nicht in einem der Stücke finden wir einen würdigen Gesandten Roms, der den großartigen Begriff der damaligen Kirche uns repräsentirt, und ihren Kampf mit dem Staate gehörig motivirt. — Wo die Chronik ein psychologisches Räthsel aufstellt, hat der Dichter nichts zu seiner Versöhnung beigetragen; und da, wo er es versucht, bleibt an den Fürsten und hohen Damen, wenn man ihnen die Prachtgewänder auszieht, nichts als der spießbürgerliche Jammer. Mit einem Wort — anstatt daß der Tragiker die Geschichte und ihre Charaktere verklären und ihre Schroffheit zur poetischen Nothwendigkeit umbilden soll — hat Raupach die nackten Begebenheiten, manchmal ein Schema der da-

maligen Diplomatie und fast immer Helden mit Stücken à la Shakspeare, Gefühlen à la Iffland und Handlungen à la Raumer's Geschichte der Hohenstaufen gegeben. — Doch muß man ihm für seine Gaben Dank wissen, weil sie einem Bedürfniß der Zeit abhelfen, die das historische Drama verlangt. Die Franzosen haben darin einen richtigen Tact bewiesen, daß sie vorerst die Geschichte ohne alle künstlerische Beimischung auf das Theater brachten und es dem an dieser Anschauung sich allmählig heranbildenden Geschlechte überließen, den Massen die Gewandung der Aesthetik zu verleihen.

Raupach's Lustspiele geben ein erfreulicheres Resultat; sie sind in der Anlage originell und haben viel Salz. Keine Kunstgattung dürfte zu so mannigfaltige Gestaltungen zu bringen sein als die Komödie; der Grund liegt darin, daß die Zufälligkeit ihr Wesen ausmacht. —

Das Charaktergemälde, das satyrische Portrait, die possenhafte Carricatur, die carrikirte Handlung

oder das Intriguen-Stück, die phantastisch-humoristische Welt und das aristophanisch-politische Pasquill — alle diese scharfbezeichneten Formen und ihre in einander übergehenden Nüancen hat man theils selbstständig, theils nur mehr oder minder hervortretend bearbeitet und ihnen insgesammt die Bezeichnung „Lustspiel“ beigelegt. Raupach nennt die Erzeugnisse seiner Muse Possen, die in einen losen Rahmen gespannt sind und deren Handlung sich nicht organisch aus der Charakteristik, sondern zufällig und überraschend aus den Einfällen einer Nebenperson entwickelt. Sein Till, der die aus künstlerischer Voraussicht leicht geschlungene Intrigue leitet, wird zu einer Art von komischem Fatum; und je gebrechlicher und je lockerer die Gestaltungen gebildet sind, je mehr entfalten sie den Reiz des Komischen und repräsentiren wie im „Zeitgeiste“ eine ironische Weltanschauung. Ich halte dieses Stück für die Norm der phantastischen, aufführbaren Possen; seine witzigen Situationen, seine kecke Figuren-

zeichnung und seine satyrische Idee geben ein wahrhaft erquickliches Werk. Raupach dürfte sich bis zur classischen Höhe emporarbeiten, wenn er nicht in und für Deutschland schreiben und mit dem Berliner Censur-Collegium in Collision kommen würde. Das portraitirende Lustspiel liegt ihm zu fern, und treffende physiognomische Blicke in das Leben scheinen ihm nicht gegeben zu sein. Darum möge er stets bei der barocken, carrikirten und phantastischen Welt bleiben, in der sich sein witziger Geist ungefesselt erheben und die neckischen, sprudelnden, schauergeborgnen Bilder hervorrufen darf. Warum sie immer stereotyp sind, warum ihr Mechanismus immer und immer derselbe wird — das wage ich nicht zu beantworten. — Der Dichter mag seinen Grund dazu haben; und es wäre hart und unbillig, ihm deshalb — wie Viele es gethan — Flüchtigkeit und Mangel an Productionskraft vorzuwerfen.

In Raupach beginnt und endet die Gallerie derjenigen, die für unsere Bühne Originalstücke

liefern. Was uns noch sonst vorgeführt wird, ist entweder gar nicht, oder nur seiner [illegible] halber beachtungswerth. So sahen wir hier zwei dramatische Gemälde von Bahrdt, die Lichtensteiner und Gustav Adolph in München, die streng nach Romanen geschrieben und mithin schon in der Auffassung verfehlt waren. Unsere gewöhnliche historische Erzählung (wo liegt in ihr der Begriff der Novelle?) läßt sich durchaus nicht zu einem nur erträglichen Schauspiele buchstäblich bearbeiten, aber wohl benutzen. Man pflegt Shakspeare anzuführen, vergißt aber, daß die alt-italienischen Novellen, deren Grundstoff er seinen Tragödien unterlegte, eben das hatten, was unsern Erzählungen fehlt — eine treffende — man könnte sagen — epigrammatische Spitze, wie die Tradition von Romeo und Julie. Von der Wiebe's Lichtensteiner ist ein Epos von sich völlig einander [illegible] Begebenheiten, die ohne aus sich selbst hervorgegangen zu sein, ohne auf eine nothwendige Katastrophe

hinzuweisen, die ohne Entwicklungs- und Mittelpunkt den Leser ihrer Mannigfaltigkeit halber interessiren, den Zuschauer aber langweilen, der nur einige Anforderungen an das Grundwesen des Drama's mitbringt. Es scheint jetzt an der Tagesordnung zu sein, den eben getadelten Weg einzuschlagen und nicht ganz talentlose Dichter sind in seine Bahn getreten. Mögen sie doch bedenken, daß diese Manier auch nicht die Spur von einem Kunstwerke aufkommen läßt. —

Uebrigens verdienen jene Stücke auch in ihrer Ausführung von der Kritik die herbste Zurechtweisung. Stellen aus dem Gesangbuche und der Bibel, der liebe Gott und seine Heerscharen werden in fast jeder Scene erwähnt; ja die Auferstehungsgeschichte producirt sich vor unsern Augen in der Person des liebenswürdigen Hurke. Ich habe mich über diesen Mann sehr gefreut; denn etwas Abscheulicheres, etwas Grelleres hat das deutsche Theater noch nicht producirt. Alle übrigen Bösewichte sind nur Schulfüchse gegen diesen

grandiosen Lumpenkerl. Sie haben doch gewöhnlich ein Körnchen von Sentimentalität, Liebenswürdigkeit, Philosophie, chevalereskem Benehmen, von, weiß Gott, was; aber einen solchen feigen, rohen, nichtswürdigen, plumpen Schuft hat man uns doch noch nicht gewagt vorzuführen. Und dabei ist der Kerl Atheist und guter Katholik. Gott sei Dank — unsere Melodramenschreiber werden sobald keinen Bösewicht fabriciren; denn dieser steht ihnen und uns als unerreichbares Ideal vor Augen. Ich wundere mich auch gar nicht mehr, daß Hurka zweimal vom Teufel geholt wird; einen solchen Bissen muß Satan zweimal verschlucken. Man hat, wenn ich nicht irre, das Stück in Sachsen verboten, und man hat zum Theil recht gethan. Denn es ist ein böser, dämonischer Geist, der hier weht und der in Ländern, wo das katholische Element dem protestantischen nebenbuhlerisch gegenübersteht, leicht Rachegefühle für die hingemordete Catharine erweckt. Man sollte ihn ruhen lassen, diesen Geist des dreißig-

jährigen Krieges; und wenn ihn der Dichter heraufbeschwört, sollte er ihm den Sternenmantel der Versöhnung umhängen, aber ihn nicht noch mehr durch melodramatische Lappen verhöhnen. Braucht der Protestantismus etwa diesen fanatischen Katholicismus zur Folie? Herr Bahrdt hätte sich mäßigen und uns Scenen ersparen sollen, bei deren Lesung man das van der Veld'sche Buch wegwirft und bei deren Vorführung man vor Ekel davonlaufen sollte. — In dem Auftritte, in welchem der Vater mit dem Schwerte in der einen und mit dem Kreuze in der andern Hand auf den Sohn zustürzt — möchte man drein schlagen in den frevel-fratzenhaften und tollen Kram. So spitzfindig-grausam ist der Fanatismus nicht; und man dürfte doch mehr Ehrfurcht gegen das heilige Symbol des Kreuzes zeigen. —

Ueber Michel Beer's bürgerliches Trauerspiel „Hand und Schwert", sollen hier ebenfalls wenige Worte gesagt werden, da es sich bei ihm um die ästhetische Rechtfertigung einer ganzen

Kunstgattung handelt, der bedeutende Männer ihre Kräfte zugewendet haben.

Unser modernes Familienleben hat wenig oder gar kein dramatisches Element, mehr ein didaktisch-episches. Die nivellirende allgemeine Bildung hat mit prosaischer Strenge fast alle tragischen Conflicte hinweggeräumt, der Fluch des Lächerlichen verhindert ihre Ausführung, und die wachsame, wohleingerichtete Polizei ihre Katastrophe. Die Zeit der eminenten, individuellen Größe, welche mit dem Schicksale und der Menschensatzung in den Kampf tritt, d. h. die Zeit der dramatischen Charakter ist vorüber. Je reflectirender und dem Ganzen anschließender das individuelle Leben ist, je dramatischer, d. h. je organisch ausgebildeter, je gruppenartiger, je thatkräftiger wird das Völkerleben. Seine Begebenheiten sind seine Charaktere. — —

Unter den wenigen Instituten, die heilig und abgeschlossen dastehen, ist die Ehe für den tragischen Conflict des modernen Lebens eines der ergie-

bliken. Auch die Fabel von „Hand und Schwert“ beruht auf Schwanken der Gattin und ihres Geliebten zwischen Pflicht und Leidenschaft. Die durch alle Zeiten anerkannte Heiligkeit der Ehe, das Bewußtsein, daß ihre Unverletzbarkeit der Damm gegen die wilden hereinbrechenden Wogen ist — läßt den Conflict, den sie hervorbringt, das Schwanken zwischen Gewissen und Neigung weit mehr als Frivolität oder Schurkerei denn als Leidenschaft erscheinen. Ich interessire mich auch nicht im Geringsten für Menschen, die bei dem bloßen Gedanken an die Ehe nicht auf Alles resigniren, was Jugendträume ihnen auch noch so lebhaft vorgezaubert haben mochten. Wenn sie in diesem Punkte die göttliche und menschliche Satzung verachten, so geben sie einen guten Stoff für die Zuchthauspolizei; wenn sie schwanken, prüfen, zweifeln, so gehören sie ins Gebiet der Psychologie und nicht in das der Tragödie.

Unser Dichter hat diese beiden Klippen meisterhaft vermieden und führt uns dergestalt mit

einer bis in das kleinste Detail motivirenden Kunstfertigkeit über die Abgründe der Frivolität und Fadheit hinweg, daß auch der strengste Richter gegen die ästhetische Technik des Stückes nichts auszusetzen hat. „Hand und Schwert" ist unter allen bürgerlichen Dramen das gediegenste; und da man nach den mannichfaltigen Gestaltungen, welche die Muse Michel Beer's vorgebracht hat, mit Recht annehmen darf, daß seine letzte Arbeit ein Versuch für eine bestimmte Gattung ist, nicht einmal ein aus seiner Kunstanschauung hervorgegangener Uebergangspunkt, vielweniger eine abgeschlossene, unveränderliche, starre Richtung wie bei Houwald und A., so kann man sich um so mehr mit dem Werke befreunden, weil es trotz seiner wahrhaft herrlichen Diktion, trotz seiner scharfen Charakteristik und trotz seiner sich in ihm beurkundeten Bühnenkenntniß eben seines Stoffes halber als Kunststück aber nicht als Kunstwerk dasteht und also de facto mehr die Unhaltbarkeit und Nutzlosigkeit der ganzen Gattung beweist, als

die schlechten Dramen anderer Schriftsteller. Beer gibt uns die Metaphysik der Leidenschaften und läßt uns bedauern, daß er sich an Schatten hat halten müssen, was für die moderne, bürgerliche Tragödie nothwendig ist, die zur Travestie würde, sobald wirkliche Leidenschaften in ihr aufträten. Der Dichter hat das Frostige, das Ungenügende der psychologischen Verhältnisse wohl erkannt und ihnen wenigstens einen allgemeinen Namen gegeben. So künstlerisch, so wahrhaft meisterhaft dieser nun auch besonders zum Schlusse angebracht ist, wo das Herz sich nach dem Schlachtgewühle sehnt, um aus den krankhaften Zuständen des Zimmers herauszukommen, so verschwimmt er doch für das Ganze, indem die Absicht eines äußerlichen Hintergrundes zu sehr hervortritt. —

Wenden wir uns nun zu dem Königstädter Theater. Seine Geschichte, von der Herr von Holtei eine gutgeschriebene Skizze gegeben hat, ist

sehr lehrreich. Man wollte ursprünglich eine Bühne für dramatische Erzeugnisse der Berliner Volkspoesie aufstellen und vergaß, daß sich hier weder ein Volk noch eine Poesie vorfinde, und daß mithin eine Volkspoesie ein Unding sei. Denn wenn man hier des Spaßes halber an die Ecken anschlagen ließe: Das Volk soll sich versammeln, so würde die liebe Straßenjugend und allenfalls zwanzig Eckensteher zusammenkommen. Diese Leute verlangten aber gewiß noch Entschädigung dafür, daß sie sich Volk hatten nennen lassen. Fragte man sie nun: wo habt ihr eure Poesie? so würden die Meisten antworten: Wir haben sie auf der Stadtvogtei gelassen. —

Die Unternehmer jenes Instituts gingen aber noch weiter. Sie ließen ihre Aesthetiker sagen: Liebes Publicum, sieh Dir einmal den norddeutschen Geist an. Das ist ein kecker, ironischer Geselle, der Wunderdinge hervorbringen muß, wenn es ihm vergönnt wird, sich zu selbstständigen Gestaltungen ausprägen zu dürfen. Wir Preußen

und besonders wir Berliner — wir sind Repräsentanten des norddeutschen Geistes; und schon der Patriotismus fordert uns auf, alles Mögliche zu seiner Verherrlichung beizutragen. — Bisher mußte er sich in Theecirkeln und literarischen Gesellschaften herumstoßen, ja manchmal kam es so gar, daß er sich in die erste beste Bierkneipe begab, um doch nur unterzukommen. Da er so unstet umherflüchtete, hatte man ein Recht, sich über ihn und über uns zu moquiren, die wir feingekleidet einhergehen, indeß wir unsern Geist ohne Rock und ohne Obdach durch die Straßen laufen lassen. Wir wollen ihm ein Haus auf dem Alexanderplatze bauen, wo er unabhängig sein Wesen treiben und sich schlafen legen darf, wenn er träumen — will. Berliner — bedenkt, es handelt sich hier um Alles, was dem Menschen theuer ist, um Poesie, Patriotismus und Spaß; darum kauft Actien. Wir wollen den Süddeutschen zeigen, was wir vermögen. Eine neue Aera für die deutsche, für die Welt-Literatur wird

beginnen! Wir leben in der Zeit der ironischen Anschauung; und wer könnte dieselbe wohl kecker, phantastischer, gewaltiger und plastischer gestalten als wir? Guckt bei uns nicht die Ironie zu allen Fenstern, ja aus allen Augen heraus? Ist nicht unsere Stadt an und für sich ein ironischer Dintenklex, den vielleicht Aristophanes aus seiner Feder zufällig fortgespritzt und der sich in die Mark verloren hat? Und nun fragen wir euch: was wird die Nachwelt dazu sagen, wenn sie erfährt, daß wir unsere Ironie so wegwerfend behandelt und ihr nicht einen Kunsttempel angewiesen haben?! — Berliner — bedenkt, es handelt sich hier um das Höchste, um die Ironie; darum kauft Actien. —

Das Theater war fertig und man erwartete den norddeutschen Geist. Der kam nicht; aber liebliche Nachtigallen kamen und flöteten den Berlinern etwas vor. Die schmelzende Melodie zog in die Herzen ein und die Triller hauchten alle Ironie fort. Und als die Leute eines Morgens erwach-

ten, hatten sie gar keine Ironie mehr und sahen in den Spiegel und wunderten sich und sprachen: wer hätte das der Jette zugetraut!

Die Volkspoesie und der deutsche Geist blieben vor wie nach bei Wisotzky und wenn sie zufällig über den Alexanderplatz gingen und in ihr Haus hineinwollten, mußten sie Entré bezahlen. Manchmal waren sie nicht bei Gelde; und da saßen sie oben auf dem Viergroschenplatz. Wenn das die Berliner sahen, lachten sie. —

Aber die Nachtigall flog davon, und die Leute wurden wieder ironisch. Herr Angely fühlte sich berufen, die Volkspoesie und den norddeutschen Geist aus den Kneipen hervorzuziehen und sie aufs Theater zu bringen. Was Wunder also — daß der Tabagieton mit in seine Werke überging, und daß alle seine Gestalten nach Branntwein und Gemeinheit riechen? Die Kritiker erhoben ein großes Geschrei und bedachten nicht, wo Herr Angely die Volkspoesie und den norddeutschen Geist gefunden. — Herr von Holtei wollte sie veredeln und zog

ihnen einen guten Rock an. Schade um den Rock und um den Schneider! das widerliche Kneipengesicht behielt seine Berliner Physiognomie — trotz dem, daß es eine Brille auf der Nase und romantische Schminke auf den Backen hatte. Wo Herr von Holtei wie in seinen „Farben" als deutscher Dichter auftritt, gebührt ihm Anerkennung; wo er aber das Norddeutsche oder gar das Berlinische zu einem poetischen Elemente umgestalten will, da bedauert man die falsche Anwendung eines schönen Talentes.

Merkwürdig — ein echt süddeutscher, harmloser Geist war es, der endlich auf dieser Bühne einen wahrhaften Kunstgenuß gewährte. Ich meine Ferdinand Raimund — als Dichter und Schauspieler. Seine Schöpfungen hatten wir schon längst liebgewonnen; aber sie erhielten erst ihre eigenthümliche Bedeutung, als er selbst sie uns vorführte. Ihre frische, heitere Luft, ihre sittliche Tendenz, ihre psychologische Schärfe und ihr allegorischer Rahmen ließen uns die wahrhaf-

ten Elemente der Volkspoesie erkennen; und die Begeisterung, welche sie durch alle Stände hin= durch hier erregten, bewies uns, daß es ein be= schönigendes Geschwätz sei, wenn man von dem tiefeingehenden Unterschied zwischen Süd= und Norddeutschen spricht und wenn man behauptet, diesem eine frivole Kost geben zu müssen, da er sich über eine harmlose moquire und sie ungenieß= bar finde.

Der geneigte Leser liest in diesem Abschnitte nichts über unsere Oper, weil sie nach meiner Ansicht gar nicht zum Institute des Theaters ge= zählt werden darf und als selbstständiges, höchstes Kunstwerk in das Gebiet der abgeschlossenen, musi= kalischen Welt hingehört.

Was das Ballet anbetrifft, so gehe ich, wenn ich eins sehen will, nicht ins Theater, sondern auf den ersten besten Exercierplatz. Da hat man es bequemer und billiger. Die engen Taillen der Marssöhne tragen das Ihrige zu der optisch=anatomischen Täuschung bei. Eins — zwei

— drei — wie das tänzelt, wie das mit den Füßchen kokettirt, wie das geschnürt, ausgestopft und wattirt ist. So 'n ganz Regiment als Balletcorps, das einen ergrauten Generalissimus als Balletmeister an der Spitze hat — was will man mehr? — —

XXIII.

Am 28. August 1832, Göthe's Geburtstag.

Schon von frühester Jugend an hatte dieser Tag eine Bedeutung für mich. Denn ich sah die großen Leute an ihm gut essen und trinken und manches Stück Kuchen, manches Gläschen Wein fiel für den Knaben ab. Wie dankbar, wie ehrfurchtsvoll mußte er gegen den Urheber und eigentlichen Spender dieser Näschereien und Kostbarkeiten werden. So kam es denn, daß der Name „Göthe" wie ein Zauberruf meinen Ohren klang, ehe ich noch gar die Stellung desjenigen kannte, der ihn trug.

Als ich nun älter und verständiger wurde, als Erziehung und Trieb mich in den Zaubergarten der Göthe'schen Gestalten führte, als ich in

ihnen die Poesie und die Verklärung des Lebens fand und mich durch sie zu dem Ideal einer Anschauung heranbildete: — da mochte die kindische, in den Knabenjahren eingesogene Pietät nicht so ganz einflußlos auf die spätere Kritik, Würdigung und Apotheose jenes Schriftstellers geblieben sein, da mochten die naiven Erinnerungen mächtig und vorherbestimmend in das Jünglingsalter hineingegriffen und ihm instinctartig angedeutet haben: Hier ist Schönheit und Tugend und Du fühlst unschön und untugendhaft, wenn Du in Göthe'schen Gestaltungen jene vermissest.

Ich erzähle das Vorhergehende, weil die Meisten meiner jüngeren Leser einen Spiegel vor sich finden, worin sie sich zu erblicken eingestehen werden, wenn sie aufrichtig sein wollen; und weil ich also nicht meine Geschichte, sondern die Geschichte der deutschen Jugend in Bezug auf Göthe mittheile. —

Wir sind unsern Eltern und Erziehern für diese traditionelle eingeflößte Ehrfurcht den herz-

lichsten Dank schuldig. Bei jedem andern Schriftsteller würde sie dem Verständniß, der ästhetischen Auffassung und der sittlichen Assimilation hemmend in den Weg treten, die originelle, selbstständig nach der Individualität zu bearbeitende Kritik hindern und mithin den großen Zweck des Dichters vernichten, der die Weltanschauung des Lesers mit der seinigen vergleichen, mit der seinigen in Harmonie bringen und sie in die seinige aufgehen lassen will. Bei Göthe ist es anders. Man sollte ihn erst zur Hand nehmen, wenn der Geist die lyrische Hülle abgestreift, wenn er durch die dialektische und kritische Periode sich hindurch gekämpft hat, wenn die Nebelbilder — mag sie die Sonne oder der Sumpf hervorgerufen haben — zerflossen sind, wenn das Auge und die Seele an Plastik Gefallen findet, und wenn keine Träume, keine subjective Formlosigkeit mehr in das Wirkliche und Vorhandene hineingreifen. — Göthe leitet uns nicht in oder durch den Kampf; er führt uns nicht erst den Schmerz vor, um uns alsdann

reif für die Seligkeit zu finden. Er verlangt Leser, die den Kampf und den Schmerz überstanden oder wenigstens überstanden zu haben glauben, die endlich die letzten Gestaltungen finden wollen, an denen sie sich festhalten können, an denen die Poesie des Lebens, nicht die Poesie des Ideals, verwirklicht ist und zu denen sie nicht als Ueberirdischen, als Unerreichbaren emporschauen, sondern in denen sie ihr Edles und Bestes verklärt, versittlicht, erreichbar gewahren. Darum ist das Grundwesen Göthe's kein Ringen, Streben oder Sehnen; das luftige Reich der Träume liegt hinter ihm; seine Helden sind Göttergestalten, die verächtlich oder wehmüthig auf das knabenhafte Mondscheintreiben hinabsehen; sie handeln und genießen, oder sie leiden und sterben. — Mit welchen Gefühlen dürfte also der Jüngling Göthe's Dichtungen zur Hand nehmen, wenn ihr Genius ihm nicht traditionell ins Herz geschrieben, wenn er nicht schon seit lange belehrt worden wäre: Erquicke Dich vorerst an dem Kunstwerk; seine

Welt- und Lebensanschauung wirst Du später zu würdigen wissen. —

Ich glaube mit diesen paar Zeilen das heutige Geburtsfest Göthe's am vernünftigsten auf meine Weise begangen zu haben und gebe hier noch eine Parabel, die ein Verhältniß bezeichnen will, das oft besprochen, noch öfters beschwatzt und meistentheils beklatscht worden ist.

In einem gesegneten Lande blüheten einst zwei herrliche Blumen. Sie spendeten wunderbare Gaben, die der Stolz und das Glück der Bewohner waren. Pochte ihnen das Herz, zuckte der Gram durch ihre Seelen, so schauten sie auf die Lilie oder Rose und sogen Trost und Beruhigung aus dem Duft ein. Denn Engel mit himmlischen Harfen wiegten sich in den Kelchen, stimmten versöhnende Lieder an und küßten die Thränen vom Auge oder flößten sie dem Thränenlosen ein.

Einst trat der Genius zu den Blumen und sprach: Nehmet Dank für die Freuden, welche ihr meinen Kindern so reichlich spendet. Sprechet — womit kann ich lohnen? Ich will jede Bitte gewähren.

Und die Lilie begann: Mein Dasein war ein stetes Ringen und Streben, die Sonnenstrahlen einzuathmen und sie als Duft wieder auszuhauchen. Die magischen Gestalten, welche sich in meinem Kelche wiegten, waren unvollkommene Abbilder jenes überirdischen Glanzes, dem ich Leben und Gedeihen verdanke. Darum hatten alle meine Gaben etwas Aetherisches, das schon durch die einfache Farbe bedingt wurde; und ihr höchster Werth bestand eben in ihrem Hinweisen auf die mütterliche Sonne. Möge also auch mein Tod meinem Leben und meinem Wirkungskreise entsprechen, möge er selbst ein Gedicht sein, möge er in meinem glühendsten Ringen mich treffen und den Menschen beurkunden, sobald sie mein frühes Scheiden wahrnehmen, wie den Gestaltungen, die

ich hervorrief, hienieden keine Reife zu Theil wird. Wenn mein Auge innig verlangend zum Lichte emporschaut, wenn seine heissesten Strahlen meinen Kelch küssen und seine Düfte entwickeln, wenn ich vor Sehnsucht verglühen möchte — dann lasse mich zusammensinken, sterben und zerstäuben. Und die Rose erwiederte: Ich habe einzelne Sonnenstrahlen genügsam eingesogen und sie in mir zu etwas Ganzem, zu harmonischen Blätterschichten, zu purpurner Farbengluth und zu gewürztem Hauche verarbeitet. Warum soll ich stets elegisch-krankhaft zum Himmel emporstreben, indeß aus der Muttererde erquicklich balsamische Kräfte in mich einströmen, die ich vergeistige, sie in Rosenblut umwandle, sie den Lichtatomen vermähle und mit dieser Mischung meinen Kelch schwängre, der eine Freude ist für Götter und Menschen. — Schau in mein Auge; selig träumerisch spiegeln sich in ihm die überirdischen Gestalten — sie spiegeln sich nur und wohnen nicht in ihm — Ahnungen tauchen auf, Geisterchöre blicken heraus. Sie tra-

gen ein menschlich-göttliches Angesicht, sie schlagen die Zither, sie singen von Liebe, von Verlangen. — Wann dann der Thau in meinem Kelche perlt, dann wohnt in der Thräne der wehmüthige Cypressen-Genius. — Meine Seele birgt den Weltgeist, der zur Rose herniedersteigt, weil sie halb zum Himmel, halb zur Erde gewandt ist. Das Reich der Schönheit hat sich mit dem Reiche der Wahrheit in mir vereinigt und ich trage unter dem Schleier der Anmuth den Ernst und die Tiefe. Darum möge mein Tod meinem Leben und Wirkungskreise entsprechend, möge er eine Nothwendigkeit sein, möge meine letzte Lebenskraft noch Duft und Poesie werden, möge meine späte Auflösung den Menschen beurkunden, wie fest mein Stamm in die Erde gewurzelt, wie ewig mein Blick nach dem Himmel gerichtet war und möge mein eigenes Wesen den Denkenden überzeugen, daß den Gestaltungen, die ich hervorrief, hienieden die Reife zu Theil wird.

Was sie beide erflehten, geschah.

Eines Tages prangte die Lilie gar wunderbar. Sie strebte sehnsüchtig zum Lichte empor und ihr Blüthenauge war in trunkene Seligkeit getaucht. Die Sonnengluth küßte inbrünstig ihren Kelch — wie Gewürzwolken stiegen die Düfte auf — der Stengel war versengt und zerknickt — die Strahlen hatten die Blume zu Tode geküßt. —

Des Nachts zogen die Sterne hernieder, sangen ihr das Auferstehungslied und trugen sie zu sich empor in die Heimath. Dort sproßt sie der Sonne am nächsten, lebt und webt in ihr und hat die Sehnsucht gestillt.

Die Rose gewährte noch durch Jahrzehnde köstliche Gaben. Sie lockte die irdischen Kräfte herauf und die Himmelsfunken zu sich herunter und wölbte aus ihnen die harmonische Blätterkrone, die noch immer von Farbengluth durchpurpurt wurde. In dem späten Todesmomente blitzte ein heiterer, duftiger Reigen durch ihr sterbendes Auge.

Ihr singt man kein Auferstehungslied; sie ist die Ewigkeit selber. Denn sie sank dem Weltgeist,

der sie durchglüht hatte und der zur Rose geworden war, in die allmächtigen Arme zurück und ging in ihn wieder über. Sie und er sind nicht zu trennen; der Gedanke an ihn bringt die Erinnerung an sie. —

XXIV.

Stehely.

In Berlin befindet sich kein öffentliches, Jedem zugängliches Cabinet, in dem Zeitungen und Tagesblätter ausgelegt sind. Das Journal-Lesezimmer der königlichen Bibliothek, eines der reichhaltigsten Institute seiner Art, ist auf die Professoren der Universität und auf hohe Regierungsbeamte beschränkt; und man verfährt sehr unliberal bei der Vertheilung von Eintrittskarten in dasselbe, die außer den obengenannten Berechtigten mit knapper Noth nur Wenigen ausnahmsweise ertheilt werden. Die Börsenhalle enthält eine recht ausgewählte Sammlung von Zeitungen und Journalen, die vor wenigen Jahren die besten deutschen, englischen, italienischen und französischen Zeitschriften und politischen Blätter in sich ver-

einigten, jetzt aber wegen Mangels an Theilnahme sehr zusammengeschmolzen, und doch für den Geschäftsmann noch brauchbar und praktisch ist. Der Buchhändler Laue etablirte voriges Jahr ein nicht ganz gewöhnliches Lese-Cabinet und mußte bald sein gutgemeintes Unternehmen mit nicht unbedeutendem Verluste wieder aufgeben. Die Journal-Cirkel der Mayerschen Buchhandlung und des Herrn Farnbach tragen das Meiste zur Verbreitung der periodischen Literatur bei, und ihrer Thätigkeit ist es gelungen, die Blätter und Hefte in die Hände fast jedes Gebildeten zu bringen. Man findet hier selten eine Restauration oder Weinstube, in der nicht die belletristischen und politischen Tagesneuigkeiten heftweise, freilich etwas veraltet, ausliegen und von den Lesern aller Classen verschlungen werden. Diese Theilnahme für Staats- oder wissenschaftliche Erscheinungen geht erfreulich und anregend durch jeden Stand und jedes Alter und versöhnt mit manchem Carrikirten und Verschrobenen, weil sie nicht aufs

gedämpft, sondern ein natürliches Ergebniß des Berliner kritischen Geistes ist. Sie läßt freilich auch Seitenhieben unausgesprochen; doch hat man es ihr vornehmlich zu danken, daß ein gesundes, scharfes, pikantes Urtheil vorherrscht, und daß sich Niemand ein X für ein U vormachen läßt, wenn er nicht dafür — bezahlt wird.

Bei dieser Lesewuth und diesem Mangel an Instituten, welche die Waare gleich vorlegen, wie sie von der Post kommt, gewinnen die Conditoreien eine weit eigenthümlichere und höhere Bedeutung als irgendwo. Sie alimentiren weniger den Magen als den Geist, und sind ihrer Journale und ausländischen Zeitungen halber zu bestimmten Tagesstunden der Vereinigungsort von Literaten und Gelehrten. Kommt man in einen solchen Laden, so findet man keine lustige Kaffeehaus-, sondern eine ernste Akademie-Physiognomie und das Getränk verdampft unbeachtet auf dem Tische, indessen die großen Folioblätter ihre riesigen Columnen vor dem Leser ausbreiten.

Wenn man bedenkt, welche diese Blätter durch ganz Europa zur Verbreitung der Intelligenz und zum Umsatz der neuesten zugänglichen Wahrheiten des Wissens in populäre Scheidemünze beitragen; so wird man mich nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß ihre Statistik für den künftigen Geschichtschreiber kein unbedeutendes Argument seyn wird, und daß ihre zahlreiche Vorhandenheit und ihre täglich zahlreichere Verbreitung einen bedeutenden Einfluß auf die jetzige Gestaltung der Dinge und Ansichten äußere. Mag man immerhin vornehm das Haupt schütteln und die Früchte, welche die Journalistik aus einem [illegible] Literatur hervorbringen, faul nennen, ehe sie noch reif geworden sind; mag man qualitätisch und wegwerfend auf die sogenannten Eintagsfliegen weisen und sie als Urheber der [illegible] und Flachheit bezeichnen, welche dem jetzigen Geschlechte anhaften soll; mag man noch weiter gehen und in den Tagesblättern den Höllenpfuhl suchen, in welchem Lucifer die Revolution zubereitet; sie

schmackhaft macht und sie alsdann den armen verlornen Kindern als Lockspeise auftischt, die ohne die löschpapiernen Teufels-Evangelien gar nichts von den Sünden wissen und ihren althergebrachten, legitimen Weg bis zum christlichen Grabe fortschlendern: — immerhin! — Niemand wird den Status quo wegzuläugnen im Stande sein, nach welchem nun einmal diese verschrieenen, berüchtigten ephemeren Erscheinungen als Organe und Hebel der öffentlichen Meinung dastehen: der Verständige und Nachsichtsvolle wird das Gold von dem Schwefel zu sondern wissen und bedenken, welche wahrhaft riesige Hindernisse der freien Entwicklung der deutschen Tagespresse entgegenstehen; und der Weise endlich wird jene und die Lesewuth des Publicums unter der Hand zu etwas Besserem und Züchtigerem umzuwandeln und durch geistreiche Arbeiten seiner Nation Geschmack und Interesse für werthvolle und gediegene Ansichten über Staat, Kunst und Kirche einzuflößen suchen. —

Aber, steht es denn wirklich mit unseren belletristischen und politischen Journalen so schlecht und heillos, als es uns manche Leute einzureden für gut finden? Man nehme — bis auf eines — das elendeste, deutsche Blatt zur Hand — und man wird keine Unsittlichkeit und immer den guten Willen finden. Freilich wenig Classisches — wenig für die Ewigkeit Geschriebenes; aber man bedenke doch den Zweck, den diese Erscheinungen sich vorgesetzt haben. Sie wollen anregen, Ideen in Umlauf bringen, die Zeit vertreiben, zum eigenen Nachdenken auffordern. Unsere Vorfahren schlemmten in ihren Mußestunden; wir lesen. — Was ist schlimmer? Wenn die Verbreitung der Journale keinen andern Nutzen als den eben ausgesprochenen hervorrief, würden wir ihnen schon dankbar verpflichtet sein müssen. Die Puristen behaupten zwar: Liederlichkeit in Gedanken sei weit unseliger als Liederlichkeit in Handlungen. — Man braucht ihnen aber nur die in Rede stehenden Blätter Spalte für Spalte vorzuweisen, um

sie — wenn sie ehrliche Männer sind — zum Schweigen zu bringen. Tragen etwa die harmlosen Novellen den Stempel der Unseligkeit an sich? Liegt in den Correspondenz-Nachrichten, die sich jetzt nicht mehr ganz auf Theater- und Vagabonden-Klätschereien beschränken, Frivolität? Muß man das Auge erröthend niederschlagen, wenn man die kleinen Aphorismen und Anekdoten liest, die aus unzugänglichen Foliobänden herausgesammelt und genießbar geworden sind? Haben wir nicht Institute, auf die der Deutsche ihres innern Gehalts halber stolz sein darf? Verdienen nicht andere Journale, wie der Eremit, der Komet, schon ihres Muthes und ihrer Entgegenstemmung gegen Chicanen, Anerkennung und Theilnahme? Muß nicht jeder Unbefangene eingestehen, daß in der letzten Zeit ein regeres, frischeres Leben in diese ganze Literatur gekommen ist, daß tüchtige Köpfe sich ihrer allmählig annehmen, und daß auch das veraltetste deutsche Blatt immer in seiner Art etwas Originelles aufzuweisen hat? —

Der Gelehrte, der Kunstkenner wird freilich wenig für sich Brauchbares finden. Sind denn aber die Journale für ihn geschrieben? — Von der Menge soll der Fluch der Unwissenheit genommen werden, sie soll den Nimbus, der um gewisse Dinge gezogen ist, fallen sehen und grade auf eine oberflächliche, leichte, tändelnde Art jene Erscheinungen kennen lernen, die man bisher in unerreichbarer Höhe gehalten hat. — Die Ungründlichkeit thut hier gar nichts zur Sache; sie ist der nothwendige Anfang. Es gibt Verhältnisse, zu denen letzter Erkenntniß der menschliche Geist unaufhaltsam hingerissen wird, sobald er sich nur mit ihnen befreundet hat.

Wir erleben es vielleicht noch, daß die wissenschaftlichen Werke eben so in allen Händen sind, wie jetzt die vorbereitenden Journale.

Auch Dich, mein Leser, habe ich durch diese allgemeinen Bemerkungen vorbereiten wollen, ehe wir in das Etablissement der Herren Stiebel und Comp. treten. Du findest hier eine ausgewählte

Zeitungs- und Journal-Sammlung und eine nach den Tageszeiten variirende, zahlreiche Gesellschaft, die des Morgens aus Geschäftsmännern und Beamten, Nachmittags meistens aus Gelehrten und Literaten und des Abends aus Landedelleuten und pensionirten Militärs besteht. Die angeführten Kategorien geben Wir schon skizzenweise den politischen Ton an, der je nach den Besuchern vorherrscht; und so kommt es, daß man hier Vormittags Juste-milieu, Nachmittags ultra-liberale und bei Licht absolut-royalistische Discussionen vernimmt. — Das untere Zimmer ist mehr für die Unterhaltung, die obern Gemächer sind mehr für das Lesen eingerichtet. Eine wahrhaft prächtige Umgebung macht dieses Local zu dem besuchtesten in Berlin und zum Absteige-Quartier für fast jeden gebildeten Fremden. —

Die Diplomaten und selbst hohe Regierungsbeamte Ausländer), so erfährt man hier jede Neuigkeit von Belang weit früher als aus unsern Zeitungen. Ueberhaupt scheint die leichte literarische

Waare einen heilsamen Einfluß auf die Menschen ausgeübt zu haben. Denn es geht gar nicht so steif, so philisterhaft her, wie an andern öffentlichen Orten. Man kann seinen unbekannten Nachbar dreist anreden, ohne von ihm im Stillen für zudringlich gehalten zu werden. Das lebhafte Gespräch wälzt sich von Tisch zu Tisch; manches scharfe Wort blitzt auf; man sieht sich erschrocken umher; man glaubt sich belauscht — und vergräbt die Nase wieder in den großen Umschlag eines französischen Blattes.

Von den Leuten, die hier ringsum sitzen, kann ich Dir wenig mehr als ihre Namen sagen, die meistentheils einen guten Klang haben und im deutschen Vaterlande bekannt sind. Du findest an ihrem Aeußern nichts Hervorragendes und Charakteristisches — und wohl ihnen deshalb! — — Einen Mann will ich Dir skizziren als das Ideal eines Philisters; doch will ich kein Portrait geben, das unsere kleinen, boshaften Blätter schon oft aufgetischt haben.

Er liest eine Zeitung durch, hat zwei Blätter unter dem rechten, drei unter dem linken Ellenbogen, vier unter dem Stuhle und ein belletristisches Journal auf dem Schooße liegen. Er will sie hernach durchnehmen; und auf einmal ist es auch nicht zu verlangen. — Du willst Deinen Hut ablegen; doch für heute wird das wohl nicht gehen. Du siehst, den einen Nagel nimmt sein Hut, den andern sein Stock ein und ein dritter trägt etwas Verbundenes und Geheimes, wahrscheinlich eine Ueberraschung für die liebe Frau. Seinen Regenschirm hat er vergessen, sonst stände ich für den vierten Nagel nicht. Wenn Du also Deinen Hut zwischen die Beine nimmst, so geht es wohl am sichersten. — Du bist müde, möchtest Dich gern setzen. Doch Du siehst — er hat seinen Regenschirm vergessen, ist durchnäßt und man kann es ihm unmöglich verdenken, daß er in Betracht seines neuen Oberrockes sich zur Trocknung einen zweiten Stuhl zugelegt hat, denn Staub und Wasser gibt Flecke, und Conservirung

ist Bürgerpflicht. — Ein dritter Stuhl steht zwischen seinen ausgestreckten Beinen; riskir' den Coup! Er wird ihn Dir nicht abschlagen; doch Du verursachst ihm großes Derangement. Wie wär' es — wenn Du stehen bliebest?! Deinen Hut bringe unter den Tisch. — Während der zehn Minuten, da wir von dem Manne sprachen, hat er eine halbe Spalte der Spenerschen Zeitung durchstudirt und nicht aufgeblickt; denn Du hast ihm ja nicht auf den Fuß getreten. —

Neben diesem runden, ergötzlichen und behaglichen Philister sitzt eine ironische, hochtragische Gestalt. Der schlaffe, zusammengefallene Leib ist in einen zerlumpten Rock eingehüllt, das Fußwerk verbraucht, die Wäsche dunkelschwarz. Ueber das bleiche, vermoderte Gesicht zuckt ein charakteristisches, scharfes Mienenspiel, die Lippen sind zusammengekniffen und in den dunkeln, halbverkohlten Augen glüht es geisterhaft. Der Mann weiß viel zu erzählen und das halbe Berlin könnte durch seine Schmerzen wahnsinnig werden. — Er verschließt

sie tief in der Brust; sie brechen nur manchmal hervor und netzen die Brodrinde, die er von Zeit zu Zeit zu sich nimmt. Jetzt hat er ein hiesiges Blatt in der Hand, wo er portraitirt und mit seiner ganzen Geschichte vor das Publicum gebracht ist. Ein leichter Schauer überfliegt ihn — er sieht in einen magischen Spiegel — die Vergangenheit mit all ihren Dämonen taucht noch einmal vor ihm auf — er läßt das Papier erschöpft auf die Erde sinken — sein Auge hat sich mit Thränen gefüllt — es blickt bittend umher — er möchte gern etwas sagen — endlich kommt er zu sich — der alte, flehende, grinsende, sündige Hohn kehrt wieder zurück — er eilt schnell davon.

Er ist seit dieser Zeit nicht mehr dagewesen und hat seine letzte Freude, das unentgeltliche Journallesen, aufgeopfert. —

Doch — wir sind ja nicht der Menschen, wir sind der Blätter halber hergekommen. Willst Du französische Journale lesen? Du findest alle

Parteien repräsentirt; und merkwürdig, der National, die Tribune und die Revolution haben hier nie rechten Eingang gefunden und sind nie verlangt worden. Ein Fingerzeig für die Regierung und unsere Schreihälse von jeder Ultraseite, wie wenig wir an dem tollen Trubel Gefallen finden und von Hause aus gemäßigt sind. Figaro haben sie verboten — darüber wird sich Niemand beklagen. Weil er sich nicht mehr frei und pikant über die dortigen Verhältnisse und Menschen aussprechen wollte und durfte, suchte er seine Leser durch erlogene Klatschgeschichten aus Berlin zu entschädigen, welche die ehrenwerthesten und hochgestelltesten Männer mit Koth besudelten. Ueberhaupt erringen sich die französischen Redacteurs keine Lorbeeren durch ihre aufgenommenen Correspondenz-Artikel von hier aus, die entweder phantastische Mährchen oder böswillige, pöbelhafte Ausfälle enthalten. Unser Hof steht in der allgemeinen Achtung, was seinen moralischen Charakter anbetrifft, so hoch und anerkannt da, daß eigentlich kein Wort

darüber zu verlieren wäre, wenn der erste, beste verkappte Schandschreiber ihn zu begeifern bemühet ist. Aber die hiesige Krähwinkelei in diesem gehässigen Punkte gibt der Erbärmlichkeit eine gewisse Bedeutung und regt zum Nachdenken auf. Gesetzt — eine deutsche Zeitung tischte eine erlogene, unwahrscheinliche Scandalgeschichte von Ludwig Philipp und seiner Umgebung auf und gäbe sich nicht einmal die Mühe, in das Pasquill eine gewisse historische Nothwendigkeit, ein psychologisches oder physiognomisches Interesse (wie Heine es doch wenigstens in seinen Zuständen gemacht) hineinzulegen — wer würde sich in Paris die Mühe nehmen, von dem Unsinne zu sprechen?! Und was für ein Abstand zwischen der dortigen und hiesigen Regierung?! Dort hat Alles eine Wichtigkeit für diese oder jene Partei, dort wird die nichtswürdigste Klätscherei zu politischen Zwecken benutzt und für die Menge bearbeitet. Bei uns ist daran gar nicht zu denken; und die Aufmerksamkeit, ja die Theilnahme für jene französischen Sudeleien trägt

an um so traurigeres Gepräge an sich, da sie auf einer Médisance, auf reiner Klatschsucht und Weiberschwatzhaftigkeit basirt ist. „Haben Sie den Correspondenz-Artikel im Messager gelesen? — Nicht?! — O so gehen Sie zu Stehely! — Der Prinz .... bekommt das Seinige ab! hi — hi!" — Das hört man an allen Orten; bis zu einem Conditor wurden Abschriften verkauft, als die Polizei das Blatt aus der Conditorei hatte abholen lassen — und eine ganze Woche sprach man von nichts, als von der famösen Geschichte. — Der kritische Leser, dem es um Wahrhaftigkeit zu thun ist, kann nicht genug vor fast allen politischen Correspondenz-Nachrichten vom hiesigen Orte ausgewarnt werden; — sie mögen stehen, wo sie wollen. Wer etwas von dem Gang der Angelegenheiten weiß, schreibt nichts — oder eine Historie zusammen, welche der Regierung oder einer gerade im Werke stehenden Combination nützen und die letztere vorbereiten soll. Letzteres geschieht namentlich oft in der allgemeinen Zeitung,

dessen Berichterstatter an der Quelle sitzt und erst neulich das Mährchen von der vorhergegangenen Beistimmung Frankreichs zu den Bundestags-Beschlüssen so geschickt zu bearbeiten wußte. Er hatte seinen guten Grund dazu; für uns ist es ein trauriger, dessen nothwendige Consequenzen gar bald leider an das Tageslicht kommen werden und zum Theil schon gekommen sind. — — —

Die eben ausgesprochene Notiz soll kein Tadel für ein Institut sein, das als Denkmal deutscher Ausdauer und deutscher Genialität dasteht; umgekehrt — sie soll darauf hinweisen, wieviel mit etwas kritischem Geiste aus der „allgemeinen Zeitung" zu lernen ist. Stägemann muß viel tragische Ironie in sich haben; er läßt immer einen raisonnirenden Artikel den andern annulliren und führt uns in die dialektischen Tiefen jeder Partei. Aber über dem brausenden und wogenden Gewässer schwebt der heilige Gottesgeist der Geschichte und zeigt dem Geweihten sein ernstes, heiliges Strahlenantlitz, in dem ein Gedanke leuchtet. —

Anders machte es die „Stuttgarter oder deutsche allgemeine Zeitung." Schrieb ihre Collegin eine Weltgeschichte, so gab sie eine liberale Geschichte — und zwar eine recht dreiste, tapfre, manchmal bramarbasirende. Man fand sie in Berlin an keinem andern öffentlichen Orte und sie kam meistentheils mit halben Columnen an. Das thut aber gar nichts; wenn es nur vergönnt ist, Censurstriche auf das Papier drucken zu lassen. Da setzt man sich — wie ich es gewöhnlich mache — in einen stillen Winkel hin und denkt sich das recht behaglich und ausführlich, was hier wohl gestanden haben mag. Die Columnen füllen sich von selbst an, kecke Lettern tanzen umher, Gedanken tauchen auf — und was für Gedanken! Wer weiß, ob die in der Geburt erstickten so neckend, so beißend, so höhnisch waren. Dazwischen guckt ein tölpelhaftes, officielles Censorgesicht, zerbrochen Scepter, wanken Kronen, taumelt die ganze deutsche Bundesversammlung, winkt Rotteck, wird die baierische Deputirtenkammer an der Nase

herumgeführt, yaen die Esel, flöten die Nachtigallen, braust eine Orgel ...... großer Gott! was für wunderliche Historien habe ich nicht schon aus Censurstrichen herausgelesen.

Ich sehe, Dich ermüdet das politische Geschwätz. Laß uns zu den heitern Kindern der Muse greifen. Da liegt das Morgenblatt, immer eine erfreuliche Erscheinung. Lies die Episoden aus der Novelle „die Zerrissenen" von Sternberg aufmerksam durch und erfreue Dich mit dem pikanten Styl, mit der scharfen Charakteristik, mit dem glühenden byron'schen Colorit. Du wirst, wie ich, auf das ganze Kunstwerk gespannt sein, das eine Perle für unsere Novellen-Literatur zu werden verspricht. — Ueber das Literaturblatt brauche ich Dir nichts zu sagen; da führt ein Meister den kecken Pinsel und zaubert bald Carricaturen, bald historische Gemälde, bald Genrebilder auf das Papier und weiß durch die selbstständigen Farben geschickt den kritischen Faden zu ziehen. Es sollten nur recht viele schlechte Bücher geschrieben werden,

damit Wolfgang Menzel lyrische Recensionen über sie zu dichten im Stande ist. Denn in seiner Prosa liegt mehr Gluth und Poesie als in manchen gereimten Heldengedichten, seine scharfe Nüancirung findet einen harmonischen Anhaltspunkt in der Tiefe und Gediegenheit seines Urtheils; und seine subjective Weltanschauung, die hier und da schroff auftaucht und manche ihr im tiefsten Grundwesen verwandte und nachstrebende Erscheinung zurückstößt oder gar ignorirt — ist so charakteristisch und so consequent auf die verschiedensten Fächer des menschlichen Wissens und der menschlichen Erkenntniß von ihm angewendet, daß man sie unwillkürlich bewundert, wenn man sie auch nicht immer theilen kann. — — — Gleichs Eremit wird grade gelesen. Er ist ein wahrhafter Eremit unter unsern Journalen; und darin liegt seine Bedeutsamkeit. Er kümmert sich wenig um Theater und Belletristik und hält sich an die Cameral- und Staatswissenschaften. Möge es bald dahin kommen, daß auf diese sein Wahlspruch:

„Wahrheit, Freiheit und Recht" wirklich anzuwenden ist, und daß sein Ernst und sein Freimuth im deutschen Vaterlande Früchte trägt. — Was sagst Du zu dem Kometen? Er gibt manches scharfe und treffende Wort und er wird hier gern und häufig gelesen, obgleich man es oft bedauert, daß Herloßsohn zu viel Mitarbeiter hat und so wenig Eigenes einlegt.

— Doch laß uns gehen, es ist Abend geworden. Die pensionirten Nachteulen kommen allmählig her und merken es an unseren demagogischen Habichtsnasen, daß wir nicht zu ihnen gezählt sein wollen. Jetzt tauchen Gespräche auf: — so langweilige, so patriotische, so bornirte, so nachtmützenartige, so freiheitsmörderische, so invalide, so miguelistische, als wenn bei all diesen Leuten auch der Verstand und das Herz auf Pension gesetzt worden wären. Und wer weiß —

Nach Mitternacht, wenn die Journale allein sind, geht es hier am lustigsten her. Davon hat mir der Garçon sehr Vieles erzählt. „Denn, wie

heben sich die Geister, die in das Papier gebannt waren, und die Gedanken verkürzen sich. Aus dem Courrier François entsteigt ein lockiger Jüngling, mit griechischem Antlitz und in altrömischer Tracht; sein Auge glüht und verkündet Schlachten. Aber durch die Nacht winkt der Stern der Liebe, innig, versöhnlich und allumfassend; und trägt er auch in der Rechten das Schwert, so schwingt doch seine Linke die grünende Palme. — In der Gazette de France poltert und lärmt es; ein geharnischter Ritter springt hervor. Wie klirren seine Sporen, wie klappert der lange, rostige Degen, wie fest und kühn tritt er auf. Das ist Alles erzwungen und erlogen! Sieh' ihm unter das Visir. Was gewahrst Du? — Eine Leiche. Das Angesicht ist vermodert, der Blick erloschen, der Mund krampfhaft versperrt. Manchmal zuckt es elegisch um die Lippen, feuchtet es wehmüthig die Wimpern, zieht es an das Grab und an seine Ruhe mahnend durch das Herz. — Du gestorbener Ritter, Du bist im Tode tapferer, als Du

es im Leben gewesen bist. — Damals verachtete ich Dich, jetzt bemitleide und bewundere ich Dich. — Auch das Journal des Débats sendet seinen Repräsentanten aus ihren Columnen; das ist ein altes, geschminktes Weib mit blonden, falschen Locken und dem zusammengeflickten seidenen Rock. Ihr Kopfputz hat feudalistische, ihr Schuhwerk revolutionäre Façon; sie ruft immerwährend: „meine Herren, ich bin jung" — und hatte das Unglück, schon vor ihrer Geburt für uns alt gewesen zu sein. — Aus der „allgemeinen Zeitung" taucht Klio majestätisch hervor und schaut die einseitigen Gestalten ernsthaft an, welche sie meistern und ihrem Gange die Richtung geben wollen. —

Auch die heiteren, belletristischen Gesellen treiben ihr Wesen. Figaro läuft geschäftig umher, Don Quixote macht närrische, Eulenspiegel neckische Streiche. Ulrich von Hutten spricht manches gediegene Wort, aber kein freisinniges, manchmal ein freimüthiges. — Alte Weiber und lebendige

Nachtmützen springen von Tisch zu Tisch; auf dem Literaturblatt sitzt ein riesiger Reiter und schlägt mit seinem Schwerte unter das literarische Gesindel. Das brummt und ächzt und seufzt und stirbt — nicht.

XXV.

Der Stralauer Fischzug.

Schon früh ist die Residenz belebter als gewöhnlich. Jeder beeilt sich, sein Geschäft abzumachen, um den Nachmittag für sich zu haben. Die Hausfrau und das Dienstmädchen kehren eiliger als gewöhnlich von dem Markte nach Hause, die Nadel des Schneidergesellen macht hurtigere Sprünge, auf dem Ambos wird emsig losgeklopft und der Mittagstisch so schnell als möglich abgeräumt. Die Läden bleiben geöffnet und so mancher Jüngling zerdrückt in ihnen eine stille Thräne.

Jetzt ist es gegen zwei und die Stunde schlägt, in welcher die Wanderung nach dem Fischerdörfchen vorgenommen wird. Frau und Kinder stehen im Sonntagsstaate da, die Körbe sind mit Eßwaaren, die Flaschen mit Lebensbalsam ge-

füllt und auch der Hausherr erscheint, der vielleicht noch einen kleinen Gang nach dem Pfand-Leihhause zu besorgen hatte. —

Wie wogt und braust das jetzt durch die Straßen, welch' mannigfaltige Gruppen *bilden* sich, wie trägt Alles die stille Erwartung auf dem freudigen Gesichte. Doch nirgends gibt sich ein lauter Ton, ein Ausbruch der innern Seligkeit kund. Diese Leute gehen mit denselben Physiognomien nach der Kirche oder nach dem Kirchhofe, als sie jetzt zum Essen und Trinken nach Stralau wallen. Jeder malt sich in der Phantasie das wohlgefällig aus, was ihm begegnen und wessen er sich zu erfreuen haben wird. Die Hausfrau blickt still vor sich hin und nicht aller Kummer scheint von ihrem Angesichte hinweggescheucht zu sein. Hier und da taucht eine Sorge hervor. Woran mag sie denken? Vielleicht an den Anzug für ihr jüngstes Kind, vielleicht an die Leibeigenschaften ihres Mannes und ach! vielleicht an den künftigen Tag. — Der ehrliche Bürger schreitet

gravitätisch vorwärts; und man sieht es ihm wohl an, daß ernste Gedanken über seine Stirn ziehen und daß der Stralauer Fischzug bei ihm die kleinste Rolle spielt. Was läßt sich aus seinen Mienen nicht Alles herauslesen? Die unerschwinglichen Abgaben, die hohe Miethe, die schlechten Zeiten und so manche andere traurige Geschichten, von denen der hiesige Mittelstand gar Vieles zu erzählen weiß. — Selbst die lieben Kleinen sind nicht recht heiter und lustig, und ich habe hier selten so recht rosige und behagliche Frühlingsgesichter bemerkt, wie sie die Kinder in süddeutschen Städten an sich tragen und damit das treffendste Epigramm auf Hypochondrie und auf das grämliche Wesen machen. Sieh Dir diesen Knaben, dieses Mädchen recht genau an. Ein Zug von Altklugheit zieht sich durch ihr Angesicht, und ich stehe noch gar nicht dafür, ob jener amo repetirt und dieses an die Maschen des Strickstrumpfes denkt.

Nur hier und da eilen im Sturmschritte bacchantische Gesellen durch die Reihen und an ihrem

Arme hängt widerstrebend die Dulcinea. Sie kommen wahrscheinlich aus der Tabagie, und wollen jetzt im Freien den Branntweinsgeist verdampfen. Wie feuchten ihre Augen, wie selig lächelt ihr Mund! Manchmal fällt ein feurwärtiger Blick auf ihre Begleiterinnen, die entweder erröthend zu Boden oder froh emporschauen.

Allmählig füllen sich auch die geöffneten Fenster. Die Hausfrau hat ihre Freunde und Bekannte eingeladen, damit sie sich an dem Jubel ergötzen, der Statt finden soll. Man weiß, daß dem schönen Geschlechte nichts mehr Freude macht, als viele Menschen bei sich vorüberziehen zu sehen und über diese ihre Glossen machen zu dürfen. — Die hohen Häuser mit der lebendigen Fenstereinfassung machen sich sehr malerisch und gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick.

Bei mir gegenüber ist ein solches Haus und ich könnte Stundenlang hinüberschauen. Auch hier haben sich Gruppen gebildet. Die Frauen sitzen an dem einen, die Mädchen an dem andern Fen-

ster. Was Jene sprechen, kann ich mir denken; was diese aber mit einander plaudern, möcht' ich gar zu gerne wissen. Es sind Rosen- und Liliengesichter; und im ersten Augenblicke glaubte ich, die wohlbekannten Blumen, die drüben stehen, wären lebendig geworden. Doch als ich genauer in ihre Augen schaute, bemerkte ich meinen Irrthum; Blumen haben nicht so schönes Haar und so feurige Augen und können das Haupt nicht so schalkhaft wenden. Was sie doch einander zu sagen haben! Sie durchmustern Jeden, und ein kleiner Unmuth malt sich in ihren Zügen. Endlich zeigt die Eine die Straße hinauf und schrickt zusammen, als ob sie sich der ganzen Welt verrathen hätte. Täuscht mich mein Glas? — sie scheint mich bittend anzusehen. Sei ruhig, liebes Mädchen — ich habe gar viele Historien auf dem Herzen und weiß sie zu bewahren. Jetzt sprengen zwei Reiter heran; wie sie näher kommen, wird ihr Trab langsamer. Die Lilie am Fenster wird zur Rose und von der Rose glaubte ich, daß sie

vor meinen Augen verglühen werde. Das waren zwei Blicke — lang und feurig. Es lag in diesen Blicken eine liebliche Geschichte und mir war es, als ob die Sterne vom Himmel hernieder ziehen, den Blumen ihre Liebe eingestehen und diese unter Nachtigallenliedern küssen. Die Mädchen waren vom Fenster verschwunden; die Frauen schwatzten fort.

Equipagen donnern, Miethswagen und Droschken schleichen dahin. Immer lebhafter wird das Gedränge. Auch drüben hält eine Carosse. Die Mädchen in Begleitung ihrer Angehörigen steigen hinein. Also jener Blick war vielleicht kein bloßes Idyll?! —

Es zieht mich ihnen nach. Eine Droschke nimmt mich in ihre ledernen Arme auf. Ich bin am Thore und gedenke den kurzen Weg zu Fuße zu machen.

Die Gegend ist hier nicht so einförmig, wie in der übrigen Umgebung Berlins. Rechts dehnt sich eine Wiese aus, an deren Ende die Spree

recht gemüthlich und nicht so seicht als gewöhnlich, dahinfließt. Sie gleicht mehr einem Bache, und wenn auch in ihren durchsichtigen, blauen Wellen keine Seeungeheuer ihr Wesen treiben, so geben ihr doch die bunten Schiffchen mit den lustigen Flaggen und das jenseitige Ufer einen nicht übeln Ausdruck. Links hat man eine weite, grüne Aussicht auf das Feld und die waldbekränzte Flur. Aus der Ferne winkt der auf einer Höhe liegende Gasthof in Treptow recht stattlich; kurz man kann zufrieden sein, wenn man bedenkt, daß man in der Mark ist.

Jetzt gewinnt nun Alles ein weit fröhlicheres, ungebundenes Ansehen. Denn auch der gemeinste Berliner hat Convenienzen gegen die Stadt und glaubt sich viel zu vergeben, wenn er sie zur Zeugin seiner Unarten macht; und nirgends als wohl hier offenbart sich in dem Grade durch die niedrigen Stände das Bestreben, den höheren im äußern Auftreten nachzukommen. Der erste beste Handwerksbursche weiß sich ein gewisses savoir faire zu

geben und trägt dieses, wo er nur kann, zur Schau; die Frauen ahmen den Schnitt in der Kleidung und den Gang der höher Gestellten nach und mischen in ihr einfältiges Gespräch gern vornehme Brocken; und selbst die Kinder sind von der Sucht nicht ganz frei. Dieser liegt kein gemüthliches, kein freundlich anmuthendes Element, wie in Wien, zu Grunde, sondern ein kritisches, satyrisches und grollendes Gefühl waltet vor. Woran dasselbe zu suchen ist, das durchgehend durch alle Classen sein Wesen treibt, kann ich hier nicht auseinandersetzen; nur andeuten will ich, daß der Mangel an Volksfesten, an denen die Stände einen gleichen Antheil nehmen, wohl als Hauptursache betrachtet werden darf.

Doch — ich wollte Bilder geben und tische Reflexionen auf. Verzeihe mir der Leser und bedenke er, daß hier Alles tief liegt und psychologisch begründet ist. Ein Blick auf die Umgebung wird ihn mit mir versöhnen. Ist es etwa zufällig, daß hier, wo die Stadt im Rücken liegt, fast alle Ge-

sichter eine andere Physiognomie angenommen haben und lustiger und kecker umherschauen. Die Hausfrau, welche durch die Straßen gar ehrsam langsam einherwandelte, macht hier schon stärkere, behendere Schritte und schlägt manchmal ein helles Gelächter auf; ihr Mann hat die Pfeife zur Hand genommen und der Flasche, die früher in den tiefsten Hintergrund zurückgedrängt war, eine freiere Aussicht in die Welt erlaubt, so daß sie zur Tasche hinausguckt. Auch sind seine Mienen gar nicht mehr so ernst und sein Gang wird immer minder gravitätischer. In der Stadt hatten die Leutchen Rücksichten .... Vielleicht geht ein Kunde vorüber, vielleicht sitzt ein Gönner am Fenster, vielleicht begegnet man dem Gevatter Handschuhmacher, der sich über das kindische, ausgelassene Wesen moquiren würde. Die regelrechten Häuser sind wahre Ceremonien-Meister und ihre langen, schnurgraden Reihen üben einen ganz eigenen Zauber auf gewisse Leute aus. Aber hier im Freien, wo der blaue Himmel sich unendlich ausdehnt, wo die

Bäume verschiedenartig durcheinander grünen, wo Alles das Gepräge der Ungebundenheit und Unbeschränktheit an sich trägt — wird man durch die Umgebung selbst ungebunden und verwahrt sich die Conveniénzen bis auf den andern Tag. So geht es auch dem Berliner Völkchen, das sich im Stillen vielleicht über seine Ungezogenheiten ärgert und sie doch nicht lassen kann. Doch was sag' ich U n g e z o g e n h e i t e n? — Das Wort paßt hier gar nicht. Es geht Alles manierlich neben einander und trotz der Hitze hat Niemand seinen Rock ausgezogen. Nur hier und da taumeln einige Selige, die den Himmel schon in Berlin eingesogen hatten. —

Auf der Wiese haben Obst-, Brod- und Fleischverkäuferinnen ihre Waarenlager aufgeschlagen, Jungen bieten Cigarros mit avec du feu aus und Leierkasten radbrechen Weber und Rossini. Vor Stralau erhebt sich eine wahre Wagenburg und die Kutscher entledigen sich ihrer Passagiere. Es sind dies schon die Vornehmerseinwollenden,

die sich entweder nach den Tabagien begeben oder die des Kritisirens halber herauskommen.

Endlich liegt das Ziel der Wanderung vor uns. Ein ärmliches Dörfchen, mit zwei Reihen Häuser, von denen die meisten Gasthöfe sind, nimmt die Residenzbewohner auf. Das Gedränge wird so groß, daß man durch die enge Straße kaum vorwärts kann. Ich würde Keinem rathen, sich in eines von den sogenannten Kaffeehäusern zu begeben. Man findet hier darum gar nichts Charakteristisches, weil — wie gesagt — die Aristokratie hier ihren Platz aufgeschlagen und das gewöhnliche Tabagieleben producirt hat. Hohe Weißbiergläser erheben ihr riesiges Haupt, der Nectartrank geht bis zum Abend durch die Hände aller Familienmitglieder, der Hausherr dampft Rauchwolken von schlechtem Tabak von sich, die Hausfrau strickt emsig fort und die Töchter blicken langweilig-sehnsüchtig in den engen Garten umher. Dazu spielt ein traurigbesetztes Orchester lustige Melodieen und die niedlichen, tänzelnden Füße

der Mädchen schlagen den Tact. Das ist Alles, kein Körnchen Poesie oder Malice. Die Menge strömt nach einem andern Punkte hin; und ich folge ihr hier zum ersten Male als Wegweiserin. — Bald hat die kleine Straße aufgehört und gibt einer recht niedlichen Aussicht Raum. Die Spree fließt breiter als irgendwo dahin und ist wie mit Gondeln übersäet. Drüben sieht man das heitere Treptow; an seinen Ufern braust und wogt es von Menschengedränge. Der Fluß liegt seitwärts in der ganzen Länge da; in seinem Hintergrunde die Residenz. Vor uns breitet sich ein breiter Rasen aus, auf dem das eigentliche Volksfest vor sich geht.

In den kleinsten Zwischenräumen erheben sich ambulante Buden, deren Besitzer Eßwaaren feil bieten. In Gruben prasseln lustige Feuer, über welchen die Kessel sieden. Rüstige, hochaufgeschürzte Frauen rühren den Kochlöffel herum und fördern bald Würste oder gebratene Fische an das Tageslicht. Daneben steht mit schnalzender, begehrlicher Zunge der Kunde und empfängt in die

bloße Hand den Leckerbissen. Er führt ihn nach dem Munde; die Freudenspenderin sieht ihm mit fragend-bedenklichem Blicke an. Der Ehrenmann faßt noch kauend in die Tasche, reicht ihr etwas Scheidemünze hin und sagt, sich an die Busenkrause fassend: Von Unsereinem haben Sie das nicht zu erwarten. — Allenthalben sieht man etwas Aehnliches. Die Leute stehen mit aufgesperrten Mäulern da und stopfen sich Stollen und Würste in dieselben; oder sie haben eine Flasche vor sich, lassen diese kreisen, bis sie leer ist, und füllen sie so lange aufs Neue, bis ihre Taschen leer sind. Das ist der Inhalt des ganzen Volksfestes; dazu kolossale Prügel, langanhaltende Küsse, einiger Scandal und ein paar gute Witze. Wer mit der Bedeutung des heutigen Tages nicht bekannt ist und nur ringsum im Kreise Tausende von Menschen sitzen sieht, die ganz gewöhnlich Butterbrod essen und Branntwein trinken, — der muß glauben, es werde hier Weiner abgehalten. Nur die einzelnen Gruppen und die hier und da

auftauchenden Genrebildchen geben dem Einförmigen Abwechselung und Interesse. An eine Concentrirung des Ganzen, an öffentliche Spiele u. s. w. ist gar nicht zu denken. Jede Familie hat sich besonders in das feuchte Gras hingelagert und ißt, trinkt und lacht zuweilen. Die Glücksbuden, wo mit Würfeln gespielt wird, locken Viele an; und da hätte man gute Gelegenheit, erwartungsvolle Gesichter zu copiren. Dort steht ein Kreis von Handwerksburschen, die sammt und sonders betrunken sind und ein Lied singen. Ihre Augen glühen, ihre Kniee wanken und einer stürzt nach dem Andern zu Boden, noch seinen Schwanengesang lallend. Ein Klempner verkauft Kreuze und Medaillen aus Blech zum Andenken an die heutige Feier; Jung und Alt eilt zu ihm hin und schmückt sich die Brust mit einem Stralauer Orden und blickt gar gravitätisch auf die, welche keinen Lappen besitzen. Wer darüber lachen will, denke doch an die großen Kinder in der Stadt; die es nicht besser machen. Durch das lebende Panorama zieht

sich wie ein rother Faden die Polizei und die Gensd'armen sagen heute! meine Herren. Neben mir stand ein vornehmer Mann, der sprach zu seinem Begleiter: Sehen Sie — wie das schlemmt, und klagt ewig über schlechte Zeiten! Das fällt mir schwer aufs Herz. Was Du vielleicht Deinen Hunden vorwirfst — dachte ich — damit begnügen sich diese Leute, und es ist heute für sie ein Festtag, der alle Jahre einmal wiederkommt. —

— — Ich wurde aus meinen Betrachtungen, die eine recht bittere Wendung zu nehmen anfingen, durch einen gewaltigen Lärm aufgescheucht. Alles eilte an das Ufer und blickte auf den Fluß. Die Prinzen und Prinzessinnen fuhren eben auf einer einfachen Gondel vorüber, welche türkisch gekleidete Matrosen fortruderten. Der schwarze Adler zierte die Flagge und verkündete die hohen Herrschaften. Das Volk glaubte den König vor sich zu sehen und schwenkte dennoch die Hüte, als es seinen Irrthum erkannt hatte. — Die Prinzessinnen dankten sehr leutselig, und die von den

hiesigen Einwohnern geliebte Alexandrine, jetzige Erbherzogin von Mecklenburg, ließ ihr Taschentuch durch die Luft wehen. Das rührte die Berliner dermaßen, daß Viele, die grade Würste nach dem Munde zu führen im Begriffe waren, zweifelhaft dastanden und überlegten, ob sie ihrem Hunger oder ihrem Patriotismus nachgeben sollten. Endlich siegte jener, die Wurst wurde in die Tasche gesteckt und die Hand griff nach dem Hute. Das nenne ich Enthusiasmus.

Ein Boot will eben nach Treptow rudern; ich denke, wir fahren mit herüber. Denn hier ist es noch nicht pikant genug. Die Sonne scheint zu hell und die Polizei ist zu aufmerksam. Das geräumige Fahrzeug nimmt uns auf und trägt uns auf der glatten Spiegelfläche schnell an das Ziel. Neben mir saß ein betrunkener Kerl, der die schmutzigsten Zoten mit dem das Geld einsammelnden Mädchen trieb. Ich bewunderte den Tact der ganzen Gesellschaft; nicht das leiseste Lächeln zuckte über die Gesichter; und ein schönes Jung-

Frauengesicht schaute so still und unbefangen vor sich hin, als ob gar nichts vorfiele. Würde sie doch nur den Blick zu Boden geschlagen, würde das Gehörte ihr auch nur ein wenig Schamröthe in die Wangen gejagt haben .... Gutes Kind, Du mußt entweder die Keuschheit selber, oder es muß mit Dir schon sehr weit gekommen seyn. Ich hoffe das Erstere.

In Treptow wiederholt sich das alte Lied; nur findet man im Garten die sogenannte anständige Gesellschaft. Er liegt hart am Ufer und gewährt eine höchst reizende Aussicht, die vom Balcon des Gasthauses aus angesehen, die schönste um Berlin ist.

Allmählig wird es Abend. Die Spree ist mit unzähligen, schwimmenden Lichtern bedeckt, die sich in der Fluth wieder abspiegeln; Musik erschallt über das Wasser her; die lärmende Menschenmenge sendet ihr Echo herüber, und der finstere Kirchthurm erhebt sich düster aus seiner hellen Umgebung. Von ferne flimmern die erleuchteten

Häuser der Stadt; und so weit das Auge sehen kann, ist die Spree mit Gondeln besäet. Man glaubt sich nach Venedig versetzt, wenn nicht ne benan das: „donnez-moi für einen Sechser Kümmel" eines Franzosen die Illusion störte. Ich ging in den Park, der sich hinter dem Garten hinzieht; und war es Täuschung oder Wahrheit? — ich gewahrte meine Rose und Lilie von gegenüber, wie sie in Begleitung jener Reiter durch das Gebüsch huschten. Ich kehrte schnell um; denn wenn die Blumen mich erblickt hätten, würde ich sie sobald nicht vom Fenster aus zu sehen bekommen haben. —

In Stralau geht es jetzt lustig her. Die Tanzmusik erschallt und die benebelten Herren drehen sich im Walzer umher. Das sind Gruppen und Situationen, die des Hogarth'schen Pinsels würdig wären. Hecken und Gebüsche werden belebt und bergen trauliche Pärchen. Es ist gut, daß die Polizei, der Mond und die Sterne nicht erröthen können. Die Luft weht scharf und kühl;

und mahnt an das Nachhausegehen; noch mehr aber fordern die Rippenstöße, muntert das wüste Geschrei ringsumher dazu auf. Von den unzähligen Müßiggängern sind viele total betrunken; und so Mancher, den wir vorher ehrsam an der Seite seiner Hausfrau wandeln sahen, ist jetzt zum rohen Gesellen geworden, den der Rausch und die Dunkelheit der Nacht zu jeder Pöbelhaftigkeit fähig macht. Die Weiber übernehmen jetzt ein ihrer würdiges Geschäft. Mit welcher Sanftmuth geleiten sie die unmäßigen Männer nach Hause, wie reden sie ihnen zu und ertragen sanftmüthig ihre Flüche und Stöße. Die Kinder laufen in der Dunkelheit voran und schreien und weinen. Die Wirthe zählen zufrieden ihre Kasse nach und manche bekümmerte Mutter denkt an das morgende Frühstück.

Das ist die wahrhafte Geschichte des Berliner Volksfestes, genannt der Stralauer Fischzug.

Des Nachts träumte mir von der Rose und von der Lilie. Nachtigallen setzten sich auf ihre

Kelche, sangen ihnen einschläfernde Brautlieder vor und speisten die Blumen auf, als diese eingeschlafen waren.

Am andern Tage schaute ich sie wieder am Fenster. Ich sah sie genau an und fand sie sehr verändert. Das sanfte Auge der Lilie war gluthvoller und begehrlicher, und der Feuerblick der Rose milder und verklärter geworden.

Das hatte Alles der Stralauer Fischzug gemacht! —

XXVI.

Das Museum.

Wenn Du nach Berlin kommst, so gehe auf den Platz vor dem Museum. Stelle Dich dahin, wo sich der Springbrunnen befindet und schaue im Umkreise umher.

Die mächtigen Tonmassen der architektonischen Musik werden Dich im ersten Augenblicke berauschen und Du wirst Dich sammeln müssen, ehe Du den Rhythmus zu begreifen und jede einzelne Stein-Melodie zu erfassen im Stande bist.

Zuerst der Dom. Halte Dich an seinen untern Theil und ignorire wo möglich die krüppelhaften Thürme. Eine gottselige Prunklosigkeit und Einfachheit waltet dort vor; und wenn Du so stehest, daß die Säulen der Thüre in grader Linie vor Deinem Blicke liegen, so findest Du etwas

wahrhaft Tempelartiges und siehst lebensgroße H e i l i g e in Nischen, die aus H e i l verkündenden Blicken Dich zu ihnen hinwinken.

Seitwärts, zurückgezogen, erhebt sich ein düsteres Gemäuer. Es ist das alte Schloß. Die Zeit hat seine schnörkelhaften Verhältnisse noch nicht in Verwitterung gebracht und seiner ursprünglichen Farbe einen grauen, rußigen Grundton aufgedrückt. Doch suchst Du vergebens nach Rabennestern und elegischen Ruinen. Um Mitternacht ziehen Hohenzollerns Ahnen nicht wehmüthig klagend über die verfallene Burg hin und beweinen nicht die Vergänglichkeit ihres Geschlechtes. Denn mächtig hat sich dieses emporgerungen, und es würde zu den Sternen aufschweben, wenn der königliche Enkel den Stern der Freiheit über sein Land leuchten ließe. Auf den hohen Zinnen des neuen Schlosses leben die Schatten recht behaglich und schauen segnend hinunter und freuen sich vielleicht mit der winzigen Burg von ehemals, daß sie so dunkel und unbedeutend wie die ursprüngliche

Geschichte des Hauses Hohenzollern-Brandenburg, und daß die neue Wohnung so hell und großartig wie die Geschichte Preußens ist.

Ein hoher Geist spricht aus dieser und aus jener. Die Verhältnisse sind wahrhaft majestätisch und keine architektonische Ziererei stört den erhabenen Eindruck. Die Gewalt der harmonischen Masse überwältigt die Beschauer. Man glaubt, ein todter, riesiger König sei zu Stein geworden und stehe im Purpurmantel da, um Gericht zu halten.

Jetzt öffnet sich die Aussicht und breite Straßen liegen vor Dir. Hier die Schloßfreiheit mit der schönen Häuserreihe, dort über die eiserne Brücke die Aussicht bis an den Palast des Königs. Die Werder'sche Kirche zeigt die gothischen Thürmchen und das wunderliche Ziegel-Mosaik-Gemäuer versetzt Dich aus der modernen in die mittelalterliche Welt. Doch — was sag' ich; — in die Welt?! Man hat den Geist des Mittelalters heraufbeschwören wollen und gab uns blos seinen abgeschabten Rock aus frischem Kalk und Mörtel.

Weil er neu und jung ist, lachen ihm die übrigen Häuser aus, denen der bequeme Frack leicht und zierlich sitzt und die sich über den jugendlich greisenhaften Commilitonen gar boshaft moquiren.

Jetzt hast Du eine Fronte des Zeughauses vor Dir. Mars hatte einst einen großen Gedanken; Schlüter dachte ihn nach — und so wurde das Zeughaus. Der ehrne Krieg steht verkörpert da. — Du hörst Kanonendonner und Trompetengeschmetter, Du siehst blinkende Bajonette, Du schau'st die todesmuthige Heldenreihe. . . . Durch die Lüfte wehen Banner und Minerva schreitet gewappnet einher und blickt auf ihren glänzenden Tempel.

Einen harmonischen Hintergrund seiner Struktur nach, und einen wohlthätigen Gegensatz seiner friedlichen Bedeutung halber, bildet der Packhof mit dem lieblichen Relief, dessen milde Gestaltungen wunderbar von den wilden, trotzigen Figuren auf dem Zeughause abstechen. Was sagst Du zu dem Museum? Stelle Dich wo möglich so, daß

Wo der Schornstein nicht gewohnt ist, verdichtet werden der Wolke (des leidigen Speisehauses wegen) sein gigantisches Flügelhaupt emporblickt und auf eine abderitische Weise die Aesthetik des Kunstgemäldes fühlt. Je näher Du dem prächtigen Halle kommst, je mehr Du den Feuerkasten auf dem Dache aus den Augen verlierst, der zur Beleuchtung der Rotunde nothwendig war, je mehr Du nichts als die lange, luftige Säulenreihe erblickst: — je mehr tritt die Bedeutung, die Ruhe, die Abgerundetheit des Antiken in großartige Verhältnisse versinnlicht klar und deutlich vor Deine Seele, je mehr bewunderst Du den wackern Meister, der mit so einfachen Mitteln den alten Göttern einen ihrer würdigen Sitz geschaffen hat.

Was sollen aber die kleinen, winzigen, kreuzlichen Adler auf dem griechischen Tempel? — Sie stehen in langer Grenadier-Reihe unruhig geschultert da; und man weiß es sich im Publicum nicht recht zu erklären, warum sie nicht

in der einen Klaue ein Gewehr und in der andern einen Katechismus haben. Wollte man etwa durch dieses Adler-Mandat andeuten, daß das Preußenthum am Ende noch dem Griechenthum über den Kopf wachsen würde?! — Nun — da hätte man wenigstens riesige, männlich-athletische Adler-Kerle, aber nicht solche jämmerliche, invalide Zwergbrut hinaufsetzen sollen, die wie Ungeziefer herniederschauen und von denen ein ganzes Dutzend nicht so viel wiegt als einst der Vogel Jupiters und Bonaparte's. Wahrhaftig — die preußischen Adler spielen auf dem griechischen Gesims eine sehr bedauernswerthe Rolle und sie wären schon längst davon geflogen, wenn man ihnen nicht weislich die Fittige zusammengeklebt hätte. Auch sind sie gräulich-roth angestrichen, damit die vorübergehenden Leute ihr fortwährendes Erröthen nicht zu sehen bekommen. Das finde ich zwar sehr klug; doch wäre es noch klüger gewesen, wenn man sie ganz weggelassen und das Eckige, das sie hervorbringen, vermieden hätte.

Halle und die breite, steinerne Treppe hinaufsteigen und uns in das Innere begeben. Die untern Räume enthalten Bildhauerwerke, die oberen Gemälde. Wohin wenden wir uns? Die Betrachtung der architektonischen Verhältnisse hat uns den Sinn für das Plastische einleitend eröffnet; und es wäre ein zu gewaltsamer Uebergang, wenn wir uns plötzlich in das Reich der Farben und der künstlichen Perspective versenken wollten. Ueberdies ist die Seele nicht immer in der christlichen Stimmung und vermag sich nicht immer auf Cherubsflügeln zu der Sonnenhöhe emporzuschwingen, von der aus gewisse Worte der italienischen Schulen erst ihre überirdische Bedeutsamkeit und ihren wahrhaften Glanzpunkt erhalten. Es muß Sonntag im Gemüthe sein, und das dürstende Herz muß nach gottseligen, äußeren Gestaltungen ringen, wenn jene großen Schöpfungen aus dem christlichen Bilderkreise wahrhaft und lebendig aufgefaßt werden, und wenn sie nicht bleich — geisterhaft vorüberziehen sollen. Der künstlerische Blick kann

prüfend, forschend, genießend vor einem Raphael'-
schen Gemälde stehen; — aber der Gottes-Dienst,
die Innigkeit, den Frühling von aufsprossenden
Himmeln in dem Auge und in dem Antlitz der
Madonnen wird dem nur aufgehen, der die Kritik
bei Seite wirft, sich demüthig der mächtigen Er-
scheinung hingibt, sie nicht zu begreifen, sondern
sie nur zu schauen und sie einzusaugen bemüht ist
und der nichts weiter vernimmt, als den feierlichen
Kirchenglockenklang im Herzen. Sind wir immer
dieser Gefühle fähig, würdig? Wie der Mensch
nicht sagen darf und kann: ich will zu der oder
der Stunde, ich will grade jetzt beten, wie
nur der gebieterische Moment, die Gewalt der
Empfindungen und Ereignisse ihn zu der höchsten
Seelenerhebung aufschwingen läßt; — so wollen
gewisse Gemälde nur in Folge eines innern An-
triebes betrachtet sein und spenden alsdann die
letzte, umfassendste Gabe des menschlichen Stre-
bens, den heilbringenden, beseligenden
Abendmahlstrank der Religion, die dem

schönen, harmonischen Krystallbecher der Kunst.

Das Eingehen in die Plastik und zumal in die der griechischen Götterwelt wird uns leichter und bedarf keiner innern Vorbereitung. Die Gestalten haben keinen heiligen Hintergrund und nur das Elegische, das sie einflößen, wird für uns zum religiösen Gefühle. Und der Schmerz über unsere sterbende Welt vermählt sich mit dem Schmerze über jene große gestorbene; und wir fragen uns:

Wird man den Todten des christlich-germanischen Zeitalters auch solche Tempel erbauen? Werden unsere Götter und Heilige, wenn sie dahingeschieden und erblichen sind, auch unter der schirmenden und verklärenden Glorie der Kunst fortleben? Werden sie den nachkommenden Geschlechtern als ewige Denkmäler entschwundener Pracht und Tiefe erscheinen und ihnen die Thräne des Mitleids auspressen?

Oder wird man ihnen Spott und Hohn in

die Grube nachwerfen und ihnen zurufen: Ihr hattet Euch überlebt! Ihr handeltet nicht wie jene alten Götter, die willig von den Thronen herniedergestiegen waren, als ihre Zeit gekommen, als sich das Kreuz auf Golgatha erhob. — Sie lehnten sich nicht auf gegen das mächtige Schicksal. Sie stiegen in langen, glanzvollen Reihen zur Gruft hinab und hüllten sich in ihre ewigen goldenen Gewänder und starben freudig und segnend, wie sie gelebt hatten. Darum ehrt man die Todten und hat ihnen droben am Himmel die Ruhestätte angewiesen, wo sie kein gespenstisches Wesen treiben, sondern schlafen und ihre Träume als Sternbilder herniederleuchten lassen. Ihr aber — Ihr wolltet ewig herrschen und kein anderes Grab haben als die Welt selber. Ihr prahltet noch mit Eurem Schmucke, als er schon erblichen und abgenutzt war; — und hieltet fest an das Dogma der Auferstehung. — —

Wir traten in den untern Saal, der von oben sein Licht erhält und in dessen Rotunde die Götter zwischen hohe, marmorirte Säulen aufgestellt sind. Es war ein treffender Gedanke Friedrich Tieck's, daß er vorne an der Thüre uns durch zwei wunderholde Faune in die griechische Welt einführen läßt. Wer dürfte bezeichnender als sie den heiteren, sinnlich-verklärten Reigen eröffnen und zugleich in seiner Bedeutung erschließen? Sie gehören zu den schönsten Statuen der reichhaltigen Sammlung. Welche Grazie in der Stellung, welche Weichheit auf dem nackten Körper. Und nun dieses Gesicht! — Schalkhaft, neckisch, tändelnd, verlangend; aber doch nicht frivol und modern üppig. Wohl und Heil den Griechen, daß sie die Sinnlichkeit in solche Schönheitsform, in solche vergeistigte Züge zu bringen im Stande waren. Lebe Dich in diese heidnischen Gestalten hinein und Du wirst den Faden finden, der Dich durch die Bildsäulen-Reihen führt und dessen Leitung Du

sowohl bei dem donnernden Jupiter als bei der liebseligen Venus bedarfst.

Ich mag nicht vernommene Geschichten durch Druckerschwärze wiedergegeben suchen und verweise den geneigten Leser auf seine Phantasie. Sie wird unter Anderm mächtig dadurch angeregt werden, daß Napoleon Bonaparte's und Julius Cäsar's Statuen an beiden Enden des Saales sich gegenüberstehen, wie auch der Eine am Ende der alten und der Andere am Ende der alten neuen Zeit thronte. — Willst Du wissen, was hinter Bonaparte kömmt, was sich also in der neuesten neuen Zeit befindet, so begib Dich in den letzten Saal zurück. Dort prangt eine große, russische Vase aus Aventurin mit Henkeln von vergoldeter Bronze —; und man begreift nicht, wie diese fremdartige, schimmernde, moderne Erscheinung unter die heiligen, prunklosen, classischen Sculptur-Gebilde gekommen ist. Schaue in den glattgeschliffenen Steinspiegel hinein und Du bekommst eine traurige, sibirische Historie zu sehen. —

Wir wollen diese geweiheten Hallen verlassen. Denn das blühende Reich der Phantasie ist durch einen Funken aus der Wirklichkeit in Asche gelegt worden; und der Grimm über die grausame Mitwelt verscheucht den Schmerz über die vergangene Vorwelt. Statt zu träumen und zu schwärmen, denke und handle!

XXVII.

Briefe.

1.

Ich hatte den Tag vor meiner Abreise aus Berlin dazu benutzt, um die Eindrücke, welche diese großartige Stadt auf mich gemacht, mir noch einmal im bunten, mannigfaltigen Bilderkreise zu vergegenwärtigen und aus der Erinnerung an sie Frische, Kraft und Trost für die Zukunft einzusaugen.

Denn — die Gestalten und Erscheinungen sind nur Buchstaben in dem Foliobande des Lebens, denen das Ich erst dadurch Bedeutung und Bedeutsamkeit gibt, daß es sie für sich umschafft und sie gleichsam noch einmal umbildend, sich aneignet. — Dinge und Personen sich anzusehen, ohne sie mit der eigenen Anschauung zu versöh-

nen, oder ihre Eigenthümlichkeit und Besonderheit mit sich in Harmonie und durch sich selbst ins Verständniß zu bringen — heißt das Leben buchstabiren. Das wollen wir den kleinen und großen Kindern überlassen. Wie die Ersteren bei dem Unterrichte nur die Form der Schriftzeichen aufzufassen im Stande sind, ohne die materielle Bedeutung des ganzen Wortes, noch vielweniger den Geist, den Zusammenhang der ihnen vorliegenden Schrift zu begreifen; — so geht es mit den großen Kindern, denen die mannigfaltigen Gestaltungen des Lebens räthselhaft, schroff und unversöhnt vorüberfliegen und ihnen nichts als einen wüsten Traum, nicht einmal in der Seele, sondern im Gedächtnisse zurücklassen. Sie und ich — wir streben wenigstens danach, die Erscheinungen lesen zu können, d. h. sie zugleich in ihrem organischen Zusammenhange unter sich und in ihrem Einflusse auf uns zu betrachten. Darin liegt nun für den Denkenden der pikante Reiz im Reisen, daß die Dinge traumhaft wech-

fein, daß also die Anschauung eine mannigfaltige wird, und daß sich eben aus diesen Mannigfaltigkeiten eine bunte, farbige, aber doch harmonische Einheit bildet. — Das Leben verstehen — das wird uns nie gelingen; Ihnen, mein lieber Ludwig, mit dem naiven Sinn, mit dem leichten, sich hingebenden Gemüthe — vielleicht eher als tausend Andern, bei denen der Wust und der gelehrte Hochmuth die Milde, die wahre Frömmigkeit und mit ihr die Klarheit und die Versöhnung verscheucht hat. — Aber noch Niemand hat das Leben verstanden; Viele sind weit gekommen im Mißverstehen. Niemand hat den Urgrund der Körperwelt ergründet und von der Geisterwelt wissen wir nicht einmal, ob wir nichts von ihr wissen. Woher kommt die Form der Gestalten, woher ihr Wesen, wo geht es hin? Wie eine große, heilige, mystische Geschichte wölbt sich der blaue Himmel über uns und gibt auf unsere inbrünstigen Fragen keine andere Antwort als die in der Sternenschrift. Wer

vermag sie zu entziffern? Wir lesen nichts als die Sehnsucht aus ihr heraus. Nein — sie entschädigt uns für Alles und sie ist gewiß reizender und duftiger als die Wahrheit. —

2.

Ich ging zuerst noch einmal auf die Ausstellung der Akademie und kann Ihnen gar nicht sagen, wie gelabt und erhoben ich sie verließ. Ich glaube hier eine kleine Bemerkung an mir selbst mittheilen zu dürfen, weil ich voraussetze, daß sie zum Weiterdenken anregt.

Was verallgemeinert wohl mehr als das Hineinleben in ein Kunstwerk? Was läßt das Festhalten an individuelle, vaterländische, ja irdische Verhältnisse mehr sinken als grade das Kunstwerk? Es ist ja der Geist, der freie, unbeschränkte, geflügelte Geist, welcher mit der Allen verständlichen Farben- und Tonsprache wieder zum Geiste spricht! Was kümmert ihn der Erdenkloß und sein Name? Erzählt doch die Mythe

und die Legende so bedeutungsvoll, daß Götter- und Engelchöre Amphions und Cäciliens Weisen gelauscht hätten. Und doch — warum ist, nachdem die Trunkenheit des Gefühls sich verrauscht hat — warum ist alsdann der erste Gedanke: ein deutsches Bild! ich stehe unter den Werken preußischer Maler! Sie sind meine Brüder dem Staatsverbande nach! Warum pocht die Brust heftiger, warum fühlen wir uns in einem gewissen philisteriös-behaglichen Zustande, wenn wir hören, das ist ein Meister, der in Preußen seine Bildung erhalten hat? — Eine Schwachheit — wird Mancher sagen. Nun gut — ich für meine Person will mir diese Schwachheit hübsch verwahren und sie zu den übrigen Schwachheiten legen, die ich aufzuweisen habe und die mir mehr Freude als Ehre machen. —

Da Sie sich für die Ausstellung interessiren, so erlauben Sie mir gewiß, mich hier, wenn auch nur skizzenweise, über sie auszusprechen. Was meinen Sie zu dem Gedanken, daß unsere Kunst-

ausstellungen, Pferderennen, Büchermessen, Preis-aufgaben von gelehrten Gesellschaften, dem Zwecke und dem Begriffe nach sehr viel Aehnliches mit den olympischen Spielen der Alten haben, ja ihnen dem Geist nach verwandt und aus einer, je nach dem antiken oder modernen Wesen modificirten Idee entsprungen sind? — Freilich trägt unsere Kunst, unsere Kunstfertigkeit und unsere Wissenschaft nicht das scharfe, isolirte, plastische National-Gepräge der Griechen, freilich sind wir noch nicht dahingekommen, die Gestaltungen und Bildungen unserer Kunst und Wissenschaft als integrirende Theile des Lebens, als in ihm wurzelnd und als dasselbe weiterführend zu betrachten, freilich halten wir die Kunstwerke als etwas außer unserm gewöhnlichen Kreise Liegendes, ja als etwas über dasselbe Erhabenes, anstatt daß wir sie als aus uns hervorgegangen, mit uns ausgebildet und uns individuell und national-verwandt denken sollten; freilich kümmern den Sachsen die Productionen preußischer Maler oder

Bildhauer wenig, der Mecklenburger hat seine eigene Pferderennen, der Reuß-Schleizer seine Akademie und den Lippe-Schaumburger seine Poeten: — das sind aber Modifikationen des modernen Geistes und den Verständigen werden sie um so weniger bei dem oben angegebenen Vergleiche irre machen, da sich zumal in Berlin ein empfänglicher nationaler Geist für die Kunst regt und da wir vielleicht in den vielseitigen Productionen der Düsseldorfer Akademie bald eine abgeschlossene, charakteristische, deutsche Schule erhalten.

Schule?! — das Wort paßt hier gar nicht. Erst wenn der Meister und seine Schüler dahingegangen sind, kommt der Literat, macht Schubladen, Fächer und sagt: das ist eine Schule. Wenn dieses Wort als Bezeichnung für ein selbstständiges, reichhaltiges Streben und Wirken in der Kunst gelten soll, so wird Jedermann den Ausdruck: Düsseldorfer Schule acceptiren und ihn mit Stolz aussprechen. Denn Lessing, Sohn, Hildebrandt, Bendemann, Hübner und

Pistorius haben so bedeutsame Werke vorgeführt, haben so mannigfaltige Aufgaben gelöst, daß in Betracht der Tüchtigkeit und der Universalität ihrer Productionen die Ewigkeit und die weitere Anregung der Schule gesichert ist. Wo bleibt aber die consequente, abgeschlossene, isolirte, ja oft starre Form, welche den Künstlern einer Schule eigen sein soll? — Höchstens eine gewisse Einheit in der Methode und der äußerlichsten Technik läßt sich bei den oben genannten Malern nachweisen; aber die Composition, die Gewandung, die Behandlung des Fleisches, die Gruppirung, das Colorit u. s. w. ist bei Jedem originell, frei, verschieden, entschieden, und ihre so oft von einander abweichende Auffassung in der Idee des Kunstwerkes läßt auf ein besonderes, bei Jedem gleich warmes und gluthvolles poetisches Leben schließen. Wer dürfte ohne Sophismen nachweisen, daß Lessing und Sohn in einer Schule gebildet sind? — Ja — die beiden Pole in der Aesthetik der Malerei begegnen sich bei ih-

nen. Lessing verschmäht das Farbenspiel, das Blendende, die Ueberraschung, den Effect; er ist einfach, tief, prunklos; die Einheit, die Idee des Kunstwerks geht ihm über Alles; der psychologischen Wahrheit opfert er jede Aeußerlichkeit auf; darum ist er sittlich im höchsten Sinne des Wortes, weil er die Nothwendigkeit uns vorführt und jede auch noch so lockende Zufälligkeit verwirft; darum ist er tragisch in der großen Bedeutung der Alten. Man erinnere sich seines „trauernden Königspaares;" zwei Figuren ohne alle Beimischung. Aber was für ein Ernst, für eine Heiligkeit, für eine Bedeutsamkeit in diesen Zügen, in dieser Gruppirung, in dieser Umgebung. Die tiefste Tiefe der Seele, der innere Kern des Lebens wird angesprochen. Kein Flitterwerk, keine Frivolität, kein Coup, kein Pomp, ja nicht einmal das unschuldigste Hülfsmittel — die wahre, einfache Poesie kommt uns entgegen und redet mit einer Gottesstimme; es ist eine Tragödie, welcher eine große Geschichte vorausgegangen. Man beschaue seine

Lenore auf der diesjährigen Ausstellung. Was hätte da ein Anderer für melodramatische Effecte hineingebracht, er hätte das Mädchen jammern, sie sich die Haare ausraufen und in der Luft den Verdammniß riechenden Teufel schweben lassen! Ja — es hätte jeden Anderen, der mit der Kraft eines Lessing ausgerüstet ist, Ueberwindung gekostet, sich gerade die für die Darstellung am wenigsten günstig scheinende Anfangspartie der bekannten Ballade zu wählen; und wir wissen ja, wie oft die Geisterscenen aufs Papier gesudelt werden. Wie ganz seinem Wesen gemäß handelt hier wieder unser Freund. Die Einleitung, die einfachste, aber gerade deshalb die ergiebigste und bedeutsamste Scene führt er uns originell nach seiner Weltanschauung vor. Es ist das glühende, liebeswarme Mädchen, das wir vor uns sehen, wie sie vergebens ihren Geliebten sucht. Ein großer Schmerz liegt in ihren Zügen; aber die Verzweiflung, der grauenhafte Untergang noch nicht. Eine gewisse Innigkeit und Milde leuchtet aus

diesem Angesichte. Wie würde ihre Brust gejauchzt, wie ihr Auge geglänzt haben, wenn sie ihren Wilhelm geschaut hätte. Und doch zieht es sie hinab in das Reich der Höllengeister, doch schlägt die Flamme über sie zusammen..... In diesem tragischen Gegensatze liegt die wahrhafte Poesie und eine Lenore, die wir als wüthende Furie in der Einleitung kennen lernten, würde durchaus der Tiefe jenes Gedichtes widersprechen und uns kein Mitleid einflößen. — Nun — sein Räuber. Basse versorgt uns und die Maculatur mit einer Räuber-Literatur; unsere Maler wollen auch das Ihrige thun. Wer kann's ihnen verdenken? Doch will ich lieber 10 schlechte Räuberromane durchlesen als eine jener fratzenhaften, philiströsen Räuberphysiognomien noch einmal sehen, wie sie zu Dutzenden in den Sälen der Akademie hängen.

Dummes Zeug kann man viel schreiben,
Wird Alles beim Alten bleiben.
Aber das Dumme vor Augen gestellt
Hat ein magisches Recht;
Weil es den Sinn gefangen hält,
Bleibt der Geist ein Knecht.

Bei einem Räuber von M—k. glaubte ich, ein Berliner, reuiger Eckensteher hätte sich in Banditentracht geworfen und fühlte jetzt Katzenjammer in der Seele. Lügt Ihr mit der Zunge, so schadet Ihr Euch selbst; denn sie wird Euch verdorren. Lügt Ihr aber mit dem Pinsel, dem Meißel oder mit der Feder, so schändet Ihr die Kunst und machet sie verdorrt und lügenhaft. Zum Teufel — mit der Lügenbrut! Jedes Thier, jeder Wurm, jeder Baum, jeder Strauch, jeder Stein ist wahr, ganz, abgeschlossen; und nun kommt einer, der sich Künstler nennt und uns über die Natur erheben soll, und lügt auf die schamloseste Weise das, was er nie geschaut, gefühlt, geahnt, ja nie schauen oder fühlen konnte. Räuber?! — warum nicht Hanswurst, Bürstenbinder, Vagabonde, Revolutionär, Schuhmacher, Polizeidiener, Bettelvogt?! Warum gerade Räuber und immer Räuber?! — — Unter den vielen Fratzen ist Lessing's Bild das einzig wahre. Er hat das Räuberleben von seiner poetischen Seite aufgefaßt, von der elegi-

schen. Man fühlt unwillkührlich Mitleiden mit dem unglückseligen Manne, der mit schlaffem Haupte über sein unruhig schlafendes Kind gebeugt ist; man möchte ihm gern einige freundliche, tröstende Liebesworte ins Ohr flistern. Was mag er nicht Alles erlebt haben, wie mag das Schicksal mit ihm umgegangen sein. Vielleicht kehrt er noch zurück, vielleicht .... doch zu Karl Sohn. Ich würde ihn im Gegensatze zu dem römischen Lessing den griechischen, erotischen Maler nennen. Er ist sinnlich, gluthvoll, prächtig, glänzend, elegant; er liebt den Reiz, die Weichheit, den Schimmer; das Liebliche, Begehrliche, Sinnlich-veredelte ist sein Element. Würde er vielleicht einen Schritt weiter gehen, so würde er zu weich, zu tändelnd, zu spielend, zu äußerlich, zu prunkvoll, zu üppig werden. Aber eben die Sicherheit, die Consequenz, die Wahr- und Klarheit, mit welcher er sich auf dieser und nur auf dieser Stufe erhält, zeigt, daß seine Schöpfung aus einer feststehenden, entwickelten Anschauung und aus

keiner Zufälligkeit hervorgegangen sind. Wäre dies Letztere der Fall gewesen, so würde er in seiner Lautenspielerin frivol geworden seyn. Denn eine kleine Nüance mehr, ein etwas begehrlicheres Auge, ein wenig edlerer Mund — und eine Buhlerin stände vor uns. Das ist eben der Segen der Sittlichkeit, daß sie selbst bei Kunstwerken nie sinken läßt und den heiligen Schleier der Grazie um die kühnste Schöpfung wirft. — Ist dies Auge lüstern?! — Nein, es ist sinnlich, gluthvoll. Amoretten wiegen sich auf den Lippen; ich möchte aber darauf schwören, daß sie nie unzählig sind. Eine glühende Rose steht vor uns, in deren Feuerkelch die Liebe thront und die gern von den Sonnenstrahlen geküßt wird: aber die Rose hat auch scharfe, spitze Dornen, mit denen sie den Unberufenen zurückweist. Was mag sie wohl spielen und singen? Gewiß ein heißes Lied, wie es Petrarca gedichtet hat und wie es die Nachtigallen unter den duftigen Gesträuchen singen, wenn der Mai beginnt. Vor zwei Jahren nach der Ansicht

seines Hylas und der Nymphen äußerte ich zu einem geistreichen Maler: Sohn müßte sich meiner Meinung nach immer an die griechische Welt halten, da seine Farbengluth und seine Weichheit durchaus im griechischen Mythos ihre Elemente fänden und leicht bei einer modernen Gestaltung, bei der die Phantasie mehr Innerlichkeit verlangt, zu weit gehen und für den strengen Beschauer zu wenig wahr und zu üppig werden dürfte. Wie freute ich mich, mich geirrt zu haben; doch höre ich, daß er wieder zurückgekehrt ist zu dem ihm so befreundeten antiken Kreise und an der Fabel des Aktäon arbeitet. — Bendemann ist seiner grandiosen Auffassung nach Lessing, und in seiner detaillirten Ausführung Sohn verwandt und seine gefangenen Juden sind des mächtigen 147. Psalmes würdig, an den sie sich anlehnen. Entweder war der Maler tief eingedrungen in das Grundwesen der jüdischen Zustände; oder eine prophetische Ahnung hat seinen Pinsel durchhaucht. Denn man muß selbst Jude oder

durch Studien den israelitischen Geist begriffen haben, wenn man die Bedeutsamkeit und die Wahrheit dieses Bildes verstehen will. Ich verweise Sie auf Gruppe's gehaltvolle Recension in der Staatszeitung und wende mich für meinen Zweck, die Originalität der einzelnen Düsseldorfer Schüler nachzuweisen, zu den Genre-Malern Pistorius und Schrödter. Wie verschieden sind auch sie in ihrer Auffassungs- und Behandlungsweise. Der Erstere gibt gemüthliche, idyllische Bildchen in der Hebelschen Manier; der Letzte humoristische, drollige, manchmal kaustische und ironische Tableaus. Ueber den „Sonntag-Nachmittag," „die Briefschreiberin," zieht und webt eine gewisse Gemüthlichkeit, die wir beispielsweise in Vossens siebenundsiebenzigsten Geburtstag wiederfinden; durch die „Auction eines Malernachlasses," „den musicalischen Kesselflicker," den „den alten Politiker" streift schon mancher kecke Pinselstrich, der hier und da carrikirend, recht munter,

manchmal recht spitzig auftaucht, an Hogarth erinnert, und ihm wacker nachstrebt.

Ich glaubte zur Genüge nachgewiesen zu haben, daß die Düsseldorfer Schule im schülerhaften Sinne des Wortes keine Schule ist, daß Jeder frisch und frei seiner Eigenthümlichkeit den Lauf läßt, daß das Verdienst Wilhelm Schadow's eben in der Erweckung, der Leitung und Abrundung der ihm anvertrauten Talente besteht und daß man Recht hatte, als man von ihm treffend sagte: seine Schüler sind seine schönsten Werke.

3.

Erinnern Sie sich noch — lieber Ludwig — des bedeutenden Gespräches, das wir neulich hatten? Ich behauptete, daß eben so, wie sich die Geschichte als nothwendige Gestaltung construiren und wie sich nachweisen lasse, daß in der organischen Consequenz der Begebenheiten eine Vernunft, ein sich entfaltender Geist, mit einem Worte eine Vorsehung waltet, die von vorn herein sich so und

nicht anders habe entfalten müssen; — grade so gäbe es eine Kunstphilosophie, d. h. einen Faden, der leitend und *nothwendig* durch alle Kunstwerke führe, und ihre mannigfaltigsten Gestaltungen, als werdend und worden in der Zeit und in der vorgezeichneten Richtung des Weltgeistes verstehen lehrt. Ich setzte auseinander, wie Shakspeare grade beim Auftauchen der *alten neuen*, Göthe grade bei ihrem Absterben und dem Erscheinen der neuesten neuen Zeit habe leben müssen; ich sprach davon, daß Hoffmann eine nothwendige, aus der Zeit und der Literatur hervorgegangene Erscheinung war; ich bewies, wie es gar nicht zufällig sei, daß Börne und Heine grade jetzt schreiben, und wie zu einer andern Epoche sich in ihrer Schroffheit und Eigenthümlichkeit gar nicht hätten herausbilden können. Ja — ich ging noch weiter. Nicht blos den doch nur immer *äußerlich* sich anschließenden und *vorbeieilenden* Faden der Zeit und des Zeitgeistes wollte ich consequent durch alle Kunstwerke ziehen; ich wollte in die gesammte

Sphäre der Kunst, in ihre von einander abhängigen, auf einander wirkenden und einander ergänzenden Kategorien von Musik, Poesie, Malerei und Sculptur, ich wollte in die historische Ausbildung ihrer Gattungen, Arten und Bestrebungen, wie sie vor uns liegt, eine innere, nothwendige Consequenz legen, deren nach ewigen Gesetzen fortgestaltender, metamorphosirender Keim in dem Urwesen des Anfangs zu suchen ist, welchen der Geist angenommen, als er seine Universalität und seine Göttlichkeit verindividualisiren wollte in eine Anschauung, in eine Gestaltung, in eine Besonderheit. Denn das — fuhr ich fort — ist meiner Meinung nach das Wesen der Kunst und des Kunstwerkes, daß sie den riesigen Gottesgeist, der als unermeßliche, unbegreifliche, ungeheure Ahnung in der Tiefe der Seele schlummert, der sichtbar in der Körperwelt und ihren Gesetzen webt und unsichtbar, und unnahbar in den Sphärenkreisen der moralischen und vernünftigen Welt sich offenbart — daß das Kunstwerk ihn sich dadurch

gleichsam aneignet, anpaßt, sich wenn auch nicht verständlich, doch faßlich macht, wenn es die Allgemeinheit Gottes in eine Erscheinung bannt, diese der Form nach als hervorgegangen aus der individuellen Anschauung und Ansicht, dem Wesen nach aber als unmittelbare Offenbarung und Darlegung des gleichsam verkörperten Weltgeistes betrachtet und so durch ein Drittes die Versöhnung und die Stillung des größten Schmerzes bewirkt, dem das ironische Bewußtsein im Conflicte der eigenen Nichtigkeit mit der Allkraft der um uns waltenden Macht hervorbringt. — — Beweist nicht die Geschichte das, was ich hier andeute? Die Juden hatten den Gott der Wahrheit; aber starr, außer, über sich, nicht in sich, mit sich; er wurde, ja er durfte nach dem mosaischen Gesetze für sie nie zum Individuum werden. Darum hatten sie auch keine Kunst, konnten keine haben, weil es ihnen verboten war, Gott abzubilden und zu gestalten. Jesaias und ein Theil der Psal-

men enthalten zwar Kunstwerke; es sind aber keine jüdische mehr, sondern christliche und das Christenthum vorbereitende und vorahnende, weil ihr Grundwesen eben in der Sehnsucht nach dem individuellen Gott und im Schmerz über den starren unnahbaren besteht. — Mußten nicht die Griechen nach meiner Andeutung die schönste Kunst aufzuweisen haben, weil ihre Götterwelt aus schönen Individuen bestand und es eine Religion war, sie noch schöner zu individualisiren? Mußte aber nicht erst dem Christenthum die wahre Kunst zu Theil werden, weil sich in ihm der wahre Gott und Christus individualisirte? — — Um also die Kunst construiren zu können, müssen wir ihren Anfangspunkt wissen. Was, wie war der? die ältesten, für uns historischen Kunstwerke enthalten schon eine solche Vollendung und tragen schon so den Stempel der Kritik an sich, daß ein langer Kampf des Geistes vorhergegangen sein mußte, ehe er so zu gestalten im Stande war. Das Symbol,

nicht die Allegorie, tritt uns bedeutungsschwer zuerst entgegen und die Mystik der Form nach ist es, was uns aus dem verhüllten Zeitschleier anschaut. Halten wir diesen Satz fest, so wird es klar, daß die Kunst als ausgehend von der Mystik der Form nach dahin streben müsse, mystisch dem Wesen nach zu werden, daß also ihr ganzes Stadium in den Uebergängen von der formellen bis zur unendlichen Annäherung an die wesenhafte Mystik besteht. Mystik dem Wesen nach nenne ich schöne Heiligkeit, oder heilige Schönheit; und da diese nur vollkommen in Gott gedacht werden kann; so kommen wir wieder zu dem, wovon wir ausgegangen sind, zu der Behauptung, daß die Wesenheit der Kunst in der Individualisirung des Göttlichen zu einer Gestaltung besteht, die schon dem Begriffe nach nie vollkommen, sondern nur mehr oder minder annähernd sein kann. Wie sich nun diese Annäherung in der Poesie, Malerei, Sculptur und Musik hindurchgerungen, wie sie bald bei diesem

oder jenem Volke aufgetaucht ist, wie sie in den Uebergängen, in den Irrthümern, in dem Streben selbstständige, theils mehr oder minder unwahre Darstellungen erschuf, wie diese nothwendig wieder weiter wirkten, Schulen, Epochen und selbstständige Ringe in dem großen Kreise bildeten, wie die Dialektik der Kunst bald hier, bald dort zum Vorschein kam und wie doch in allen diesen mannigfaltigen Gestaltungen als Kern der Urgeist verwaltete und organisch hervorrief — dies nachzuweisen nenne ich die Kunstphilosophie oder in der höheren und nächsten Bedeutung des Wortes: die Methode der Kunst. Mißverstehen Sie mich nicht bei diesem Ausdrucke; unter Methode meine ich die Form der Form oder mit andern Worten den Urgrund, warum die Wesenheit grade in solche Form gebracht ist. Die Form aber ist das Kleid Gottes, das wir allein zu schauen im Stande sind und aus dessen Aeußerlichkeit und aus dessen Faltenschlagen — wenn ich mich so ausdrücken darf — wir

auf das innere Wesen zu schließen im Stande sind. Die höchste Spitze und Krone der Geschichte und Kunst ist also ihre Methode, d. h. ihre Construction und das Streben darnach, zu erkennen, wie in den Begebenheiten und den Werken das Wesen von seiner Hülle, seiner Form unzertrennlich, ja unter einer andern gar nicht denkbar ist, wie also die Kunstform, welche unter gewissen Individuen vorwaltete, nicht in ihrer Zufälligkeit, sondern in der Nothwendigkeit der organischen Entwicklung lag und wie wohl Goethe'sche, Raphaelsche, Beethovensche Werke da sein mußten, aber kein Goethe, Raphael und Beethoven. — — —

Also sprach ich ungefähr und protestirte im Voraus gegen den mir etwa zu machenden Vorwurf des Fatalismus in der Kunst. Denn die Nothwendigkeit, die ich darstellte, läßt die Freiheit des Individuums und seiner Production in der Ausführung nicht allein zu, ja sie verlangt sie und bleibt nur Nothwendigkeit in dem Kern, d. h. in der Idee des Kunstwerkes.

uns keine Kunst, Jeder hat die Totalität im Bösen und der magische Zug zieht ihn zu der oder jener Form, zu der oder jener Gestaltung. Göthe wäre ohne Sophokles gewesen, Rauch ohne Phidias, Mozart ohne Händel, Mengs ohne Correggio. Daß ihre Werke grade die oder die Wesenheit angenommen, liegt durchaus nicht in der Consequenz der Kunstsphäre, sondern in der Neigung, in der Isolirung, in der Ausbildung des Individuums. Diese aber finden ihren höchsten Urgrund in dem, was ich wenigstens die Vorsehung nenne, und die allein ich als Nothwendigkeit anbete.

Wir wurden nicht einig, da bei dergleichen Streitigkeiten immer nur der Recht hat, der am mildesten sein kann. Ich habe das Gespräch hier aufgezeichnet, weil es mir bedeutend schien und weil es seine Ergänzung in dem findet, was ich in dem vorigen Briefe auseinandersetzte. Dort sagte ich, daß die moderne Kunst die Schule verschmäht und dies deutlich in den Productionen aus